




Herzdame

Rudolph Lothar


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG.
VE RI TAS





Rudolph Lothar

❋ Herzdame ❋

Eine Komödie in vier Aufzügen

München und Leipzig
bei Georg Müller · 1904

Herzdame

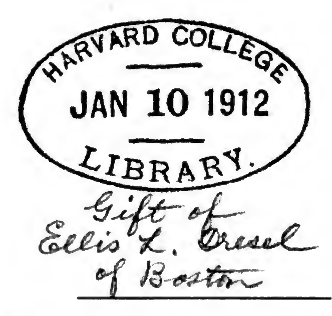
Eine Komödie in vier Aufzügen

von

Rudolph Lothar



München und Leipzig
bei Georg Müller · 1904


HARVARD COLLEGE
JAN 10 1912
LIBRARY.
Gift of
Ellis L. Dresel
of Boston

Personen:

Dr. Arnold Willner, Reichstagsabgeordneter.
Hella, seine Frau.
Moritz Willner, Bankier.
Eugenie, seine Frau.
Steffi, seine Tochter.
Albert Treffner.
Richard Baer.
Felix Hartmut.
Becker.
Bildhauer Kronach.
Professor Simrock.
Dr. Münzer.
Anna Weiße.
Ein Maître d'hôtel.



Erster Aufzug.

(Zimmer bei Richard, links das Bett, rechts ein Tisch, dahinter an der Wand ein Sopha, vorne ein altmodischer Lehnsessel. Im Hintergrunde das Fenster, durch welches man einen Teil der Stadt mit dem Stephansturme sieht. Links die Eingangstüre. Auf dem Bette Hut und Stock von Felix, Hut und Mäntelchen von Anna. Gegen Abend.)

Erste Scene.

(Richard im Lehnstuhl, ein Manuskript in der Hand, Anna auf dem Sopha, Felix rittlings auf einem Sessel.)

Richard (lesend):

„Und darum sag' ich Euch: keine Gemeinschaft zwischen Euch uns uns. Wir leben für Euch, wir sterben für Euch, aber wir hassen Euch! Mit dem ewigen Hasse der Empörung! Unser Leben klagt Euch an und unser Tod! Lacht nur, Ihr Sieger! Mein ist die Rache! Gericht will ich halten, ich, der Ausgestoßene, ich, der Empörer!“ Er richtet sich

noch einmal auf, greift mit den Händen um sich in die leere Luft, dann fällt er zurück und stirbt. Der Vorhang fällt.

(Er klappt das Heft zu.)

Nun, Kinder, Ihr sagt ja nichts.

Anna (leise):

Wundervoll!

Richard.

Weil es von mir ist: Die Liebe trübt Dein Urteil.

Anna.

Die Liebe! Ja, ja! Aber es ist doch wunderschön, Dein Drama. Merkwürdig, wie man so was machen kann!

Richard.

Wie Du das sagst — so wundervoll dumm! So wundervoll dumm bist Du, Annerl! Darum habe ich Dich auch so rasend gern!

Anna.

Rasend?! (Sie umarmt ihn von rückwärts und küßt ihn auf den Mund.)

Richard (macht sich los).

Na, Felix, und was sagst Du?

Felix.

Na ja! Ganz talentvoll, gewiß, gewiß! Auch ganz effektvoll! Der Tod auf der Barrikade wird sich gut machen. Aber nimm mir's nicht übel, es ist

zu viel Tirade in Deinem Drama. Die Tirade der Jugend, die immer an Empörung denkt.

Richard.

Soll sie das etwa nicht? Das ist doch ihr heiligstes Recht. Die Jugend, das ist die ewige Revolution — so wie in der Natur der Frühling den allgemeinen Aufruhr bedeutet.

Felix.

Phrase, mein Schatz!

Richard.

Daß Du alles Phrase nennst, ist die ärgste Phrase! Du tust nur so, als ob Du, weiß Gott, wie hoch über aller Jugend stündest.

Felix.

Hast Du mich um mein Urteil gefragt? Ja oder nein!

Richard.

Aber Du urteilst nicht, Du schimpfst.

Anna.

Ist eh dasselbe.

Felix.

Ich schimpfe gar nicht, ich sage nur, ich bin nicht für das Wilde, Kraft-Geniale. Ich glaube nicht an dieses Einreißen der Mauern, an diesen Sturm auf unsere Kultur. Ja, ja, fahre nur nicht auf! Was Du so verachtungsvoll Lüge, Konvention, Tradition und so weiter nennst, das ist unsere

Sitte, unsere Gesittung. Wer Tragsäulen einreißt, dem fällt das Gewölbe auf den Kopf. Ich bin ein kluger Mensch —

Richard.

Komm' einem Dichter mit der Klugheit!

Felix.

Dann soll der Dichter mich nicht um meine Meinung fragen. Servus, ich geh'.

Richard.

So mein' ich's ja nicht. Bleib' und sprich vernünftig! Was hältst Du von meinem Stück?

Felix.

Daß es nie gegeben werden wird, ist meine erste Ueberzeugung, und sie enthebt mich der Verpflichtung, Dir meine Meinung im Detail darzulegen. Du wirst nie in die Lage kommen, mein Urteil durch das Publikum verifizieren zu lassen.

Richard.

Ja, warum denn nicht?

Anna.

Ja, warum denn nicht? (Sie sitzt auf der Lehne des Sorgenstuhles, den Arm um Richards Hals gelegt.) Laß' ihn nur reden, Dein Stück ist doch — (Sie küßt ihm das letzte Wort gleichsam ins Gesicht.) Lieber Du, ganz heiß bist Du vom Lesen.

Richard (sich ihrer erwehrend):

Laß' doch! — Also Du meinst, Du findest mein Stück schlecht?

Felix.

Du bist schon wieder bei den starken Worten. Unaufführbar finde ich es nur, kein Direktor nimmt es Dir.

Richard.

Ach! das möchte ich doch sehen! So ein Stück!

Felix.

Kein Direktor, sage ich Dir! Wer bist Du?

Richard.

Frag' doch lieber, was kannst Du?

Felix.

Naiv! Was Du kannst, können andere auch! Vielleicht noch besser. Werden die drum aufgeführt? Aufgeführt wird nur der, der den Weg weiß. Ans Ziel kommt nur der, der den Weg weiß. Ich weiß den Weg!

Richard.

So? Und ich sage Dir, daß mein Stück einschlagen wird! Wie ich es gestern im Kaffeehaus vorgelesen hab', waren alle meiner Meinung.

Felix.

In Deinem Kaffeehaus! Aber das ist nicht das Richtige. Es ist nicht genug, daß man ins Kaffeehaus geht, man muß auch ins richtige Kaffeehaus gehen.

Richard (auffahrend):

Also kurz und gut, Du hältst mein Stück für schlecht!

Felix.

Hab' ich das gesagt?

Richard.

Und ich sage Dir: Berühmt wird es mich machen! So ist noch nie der Gesellschaft die Wahrheit ins Gesicht gesagt worden! So rücksichtslos hat's noch keiner angepackt! Rücksichtslos — das muß die Kunst sein, so wie das Leben ist! Kraft steckt in dem Stück — leugne das, wenn Du kannst! In meinen kleinen Sachen habe ich ja nie meine ganze Kraft zeigen können, aber Du und alle andern, Ihr habt immer gesagt, der kann mehr. Ist das wahr oder nicht? (Er geht auf und ab, sich an seinen Worten berauschend.) Rücksichtslosigkeit, ich hab' den Mut dazu, ich schließe kein Kompromiß —mit nichts und Niemanden! Ich schleudere mein Stück der Welt ins Gesicht! Die soll schauen, wie sie damit fertig wird. Die Welt wird jetzt mit mir rechnen müssen! Mit mir, mit Richard Baer! Sie wird sich winden und sich drehen — ich aber werde sie packen, wie man eine Dirne packt, wenn sie kokettiert und Augen macht und sich ziert — da macht man kurzen Prozeß und —

Anna.

Red' nicht so sündhaft!

Richard.

Geh', Du bist doch nicht eifersüchtig auf die Welt, auf diese Kanaille!

Felix.

Ich weiß gar nicht, ob Du Dir einen Erfolg — damit — wünschen sollst. Weißt Du, der Erfolg, das ist was Eigenes. Du bist kein Höhenmensch! Keiner, der die starke Luft da oben verträgt! Siehst Du, das ist meine Meinung. Du bist Einer, der immer kleine Sachen machen sollte. Dann wird man immer finden, Du könntest viel mehr. Du bist Einer, dem man das Versprechen glaubt. Einer, von dem man immer schreibt, der jugendliche Autor — bist Du aber auch ein Mann des Haltens?

Richard.

Und ob ich es bin!

Felix.

Na, na! Du stellst es Dir leichter vor, als es ist. Ich lasse mich nie auf Versprechungen ein. Du arbeitest darin — das ist gefährlich! Und was Du vorhin von der Welt sagtest — leicht kommt die Sache umgekehrt. Sie ist wirklich eine Kanaille, sie hat schon manchen aufgefressen, der auszog, sie zu gewinnen. Dieser Lindwurm hat schon manchen Georg verdaut.

Richard.

Die Welt! Die Welt! Ich bin ihr gewachsen! Hätt' ich sie nur da! Dem Teufel verschreibe ich mich auf der Stelle, wenn er sie mir herschafft von Angesicht zu Angesicht! Aber ich habe so meine Ahnungen — — — (er steht beim Fenster). Schaut, Kinder, da liegt Wien. Das Wien, das mir einmal

wirklich zu Füßen liegen soll; denn ich, ich werde ihm den Herrn zeigen! Der wahre Herr der Welt ist doch der Dichter!

Felix (einwerfend):

O ja, in seinem Traume.

Richard (ohne auf den Einwurf zu achten):

O, ich fühle so die Lust in mir, Herr zu sein über alle, alle! Ruhm will ich haben, groß will ich werden — —

Anna.

Und was machst Du denn mit mir?

Richard.

Mit Dir?

Anna.

Ja, berühmt wirst Du sein und mich wirst Du irgendwo liegen lassen und vergessen.

Richard.

Dich, Annerl, nein! Das werd' ich nie, Dich lieb' ich ja.

Anna.

Heute!

Richard.

Morgen, übermorgen, in aller Ewigkeit! Was ich tue, tue ich ganz. Immer werde ich Dich lieben, wie ich immer meine Kunst lieben werde! Meine Kunst und Du, ihr seid ja untrennbar! Was ich da in mein Stück hineingelegt habe, das haben wir

zusammen erlebt. Dich verleugnen, hieße ja mein eigenes Werk verleugnen. Glaubst Du, ich könnte das?

Anna.

Was wir erlebt haben, ja, das steht da drinnen.

Richard.

Schau, das Bewußtsein meiner Treue gegen Dich ist mir wie eine Gewähr für die Zukunft. Nur ein Treuer kann ein Großer sein! Alles schreit in mir: Du bist berufen zur Größe! Und ich will alles tun, damit meine innere Stimme Recht behält!

Anna.

Alles willst Du tun, auch Schlechtes?

Richard.

Was ist schlecht? Komm' mir nicht mit Altweibermoral!

Anna (vom Fenster weggehend):

Mir schwindelt, wenn ich da hinuntersehe —

Richard.

Du bist ein Trutscherl, schwindeln darf es unsereinen nicht (er beugt sich weit vor). Da, da unten die Stadt, die mein werden soll. (Mit großer Geste): Mein! — mein!

(Kleine Pause.)

Anna.

Du berauschst Dich jetzt nur an Deinen Worten! Du wirst mich doch verlassen und vergessen!

Richard.

Geh', störe meine Laune nicht mit Deinen Dummheiten! Der Felix hat mir so wie so beinahe schon alle Freude verdorben.

Felix.

Ich lasse Dir ja gerne Deine Freude, aber frage mich dann nicht um meinen Rat!

Richard.

Grade darum frage ich Dich ja fortwährend. Du weißt doch, wie's gemacht wird.

Felix.

Ich glaub' schon, daß ich das weiß. Hätte ich nur Gelegenheit, ich wollte Euch schon zeigen —

Richard.

Welche Gelegenheit? Hast Du nicht genug Bilder gemalt?

Felix.

Davon rede ich nicht! Das Malen kommt zuletzt. Erst muß man wissen, für wen und wozu. Jemand, der so genau, so haargenau weiß, was er will, hat keine Gelegenheit!! Zum Tollwerden!

Richard.

Ja, was willst Du denn?

Felix.

In die Welt will ich kommen, in jene Kreise, die Du so verachtest. Jener Welt will ich angehören, die Du besiegen oder vernichten möchtest.

Laß mich nur hineinkommen in diese Welt, und mein Glück ist gemacht. Aber ich finde niemand, der mich einführt.

Anna.

Aber ausschauen tun Sie immer, als ob Sie nur so aus- und eingingen in den feinen Salons.

Felix.

Das muß sein! Ich bin jeden Augenblick meines Glückes gewärtig. Ich will nicht den guten Moment verpassen wegen irgend einer Aeußerlichkeit. Aber diese Aeußerlichkeit bezahle ich teuer.

Richard.

Bezahlt? Nicht schuldig geblieben?

Felix.

Ich mache keine Schulden! Schulden bedeuten Abhängigkeit. Ich will frei sein! Ich zahle bar. Lieber nicht essen, lieber schuften und Briefpapiere pinseln, als Schulden machen. Korrekt sein, das ist die Hauptsache!

Richard.

Du verdienst wenigstens etwas. Aber ich —

Anna.

Warte nur bis Dein Stück drankommt! Unser Direktor ärgert sich immer, was die Dichter für Tantièmen kriegen.

Richard.

An Dein Theater gebe ich mein Stück überhaupt nicht. Dort gibt man ja auch Operetten.

Felix.

Die Burg wird Dir was zahlen!

Richard.

Ich denke ans Wiener Theater.

Felix.

Die warten grade auf Dich!

Richard.

Ich sag' Dir, sie warten. Nur gelesen soll es werden.

Felix.

Da hast Du's ja! Es wird eben nicht gelesen werden. Weil Du nichts bist in der Welt.

Anna.

Aber man kann doch nur in der Welt was sein, wenn man was gemacht hat! Und nun hat der Richard was gemacht.

Felix.

Ihr versteht mich nicht. Man muß den Menschen, mit denen man zu tun bekommt, das richtige Vorurteil beibringen, es ihnen aufzwingen. Das ist viel wichtiger, als das Urteil selbst. Wer mich kennen lernt, den weiß ich so zu behandeln, daß er so denken muß über mich, wie ich es haben will.

Anna.

Wie machen Sie denn das?

Felix.

Ich trage einen guten Rock, aber keinen Rock wie alle Leute. Das da ist mein Geschmack! Ich habe was Persönliches an mir. Ich habe gute Manieren. Besonders gute Manieren. Ich weiß, wie man mit Weibern umgeht. Das ist die Hauptsache! Ich habe einen natürlichen Instinkt dafür. Ich kann so mit ihnen reden, daß sie mir zuhören müssen. Und hören sie mir zu, dann fange ich sie, ob sie wollen oder nicht.

Anna.

Und was machen Sie dann mit ihnen?

Felix (sehr ernst).

Heiraten!

Anna (lacht).

Sie —?

Felix (wie oben).

Wenn ich ein Mädel finde, das mir paßt, mit viel Geld, viel Beziehungen, schön, vornehm, gebildet und so weiter — so wird sie mich heiraten. Verlassen Sie sich darauf! Aber ich komme nicht hinein in die Welt, wo diese Mädeln sind! — Du, übrigens, warum war denn der Treffner nicht da? Er wollte ja kommen, hast Du gesagt.

Richard.

Er hat es mir sicher versprochen. Er war furchtbar neugierig auf mein Stück.

Anna.

Wer ist denn das?

Felix.

Sehen Sie, Fräulein Anna, das ist so Einer, der es getroffen hat, der den richtigen Weg gegangen ist. Er hat bei der Zeitung ganz klein angefangen und heute ist er einer der Menschen in Wien, ohne die man nichts machen kann.

Anna.

Und wie —

Felix.

Bei Frau von Willner geschieht alles, was er will.

Anna.

Wer ist Frau von Willner?

Felix.

Das ist die Frau des Abgeordneten Willner. Sehr reich, sehr wichtig. Alle Welt kommt zu ihr. Sie kann alles. Wer zu ihr ins Haus kommt, ist ein gemachter Mann — wenn sie will. Und Treffner ist ihr Freund. Er ist berühmt geworden durch sie. Vielleicht auch sie durch ihn, ich weiß das nicht so genau. Schau, Richard, daß er Dich bei ihr einführt. Wenn sie will, ist Dein Stück morgen am Wiener Theater angenommen.

Richard.

Das ist eine gute Idee! Ich werde mit Treffner reden. Er versteht ja was von der Kunst. — — Und dann schließlich, das ist ja keine Protektion, wenn man ein gutes Werk fördert. Ich wäre doch

ein Narr, wenn ich nicht alles täte, was meinem Stücke helfen kann.

Anna (in ihre Gedanken verloren).

Dein Stück ist Dir heut' schon wichtiger als ich.

Richard (auffahrend).

Du bist kindisch! Nein, geradezu blöd bist Du! Jetzt wird sie eifersüchtig auf mein Stück!

Anna.

Wenn Du mich verlassen könntest —

Richard.

Werde mir nicht sentimental! Du weißt, ich kann das nicht leiden! Lustig sollst Du sein! So habe ich Dich gern!

Anna.

Aber ich kann nicht immer lustig sein. Und wenn ich daran denke, schon gar nicht!

Richard.

Daran! daran! Du machst mich nervös!

Anna (leise).

Ich würde es nicht überleben.

Richard.

Mach' mich nicht wild mit Deinen Dummheiten! Ich glaube, Du kennst mich zur Genüge! Jetzt sind wir zwei Jahre beisammen, da lernt man doch einen Menschen kennen!

Anna.

Einen Menschen wie Dich? Nein!

Richard.

So? Was bin ich für ein Mensch?

Anna.

Ein sonderbarer! Einer, der sich immer selbst betrügt, der sich immer einredet, die Dinge wären so, wie sie nicht sind, aber wie Du sie gern haben möchtest. Du weißt oft selbst nicht, was Wirklichkeit und was Traum ist! Und dabei könntest Du Furchtbares tun, um Deiner Träume willen. Du könntest einen Menschen ermorden, was weiß ich noch!

Richard.

Also, so ein ganz gemeiner Egoist bin ich?

Anna.

Nein! Ein Dichter bist Du, der immer das glaubt, was er gerade sagt.

Richard.

Unsinn!

Anna.

Wenn Du nur glücklich würdest! Oh! Du bist so gut, wenn Du glücklich bist!

Felix.

Das sind wir alle!

Richard.

Meinst Du, daß Du viel zu meinem Glück beiträgst, wenn Du mir solche Scenen machst?

Anna.

Scenen? Das nennst Du Scenen? Ich bin nur sehr traurig. Aber laß' das doch! Ich hab' Dich so gern, so gern — (sie küßt ihn leidenschaftlich).

Richard.

Dann verdirb mir meine Stimmung nicht.

Felix.

Wie wär's, wenn wir die Lampe anzünden würden?

Richard.

Haben wir noch Petroleum?

Anna.

Ein bißchen. (Sie macht sich an der Lampe zu schaffen.)

Felix.

Wann müssen Sie denn ins Theater, Fräulein Anna?

Anna.

Ich habe noch Zeit. Ich habe erst im letzten Akt zu tun.

(Die Lampe brennt.)

Richard (legt das Manuskript auf den Tisch).

Morgen gehe ich zum Direktor des Wiener Theaters und rede mit ihm. Ich weiß es, von morgen an geht mein Weg aufwärts!

(Es klopft.)

Richard (stutzend).

Wer ist denn das? Herein! (Er geht dem Eintretenden entgegen.)

Zweite Scene.

(Die Vorigen, Hella, Treffner.)

Treffner.

Entschuldigen Sie, daß ich so spät komme, und daß ich noch einen Gast mitbringe. — (Allgemeine von seiten der jungen Leute verlegne Begrüßung.) Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen den Dichter Richard Baer vorstelle. Frau Willner hat nämlich den Wunsch ausgesprochen, der Vorlesung beizuwohnen. Ich hatte ihr davon erzählt und —

Hella (einfallend).

Und so bin ich sans façon Ihre fünf Treppen mit herauf gestiegen. Es ist immer gut, wenn man zu Dichtern hinaufsteigt. (Mit einem Seitenblick auf Treffner.) Dabei glaubte ich gar nicht an den Poeten in der Mansarde, ich hielt das für ein Märchen. Aber nun freue ich mich, so ein Märchen einmal in Wirklichkeit zu sehen: Eine echte Mansarde, ein echter Dichter, eine echte Muse. —

Richard (sehr verlegen).

Gnädige Frau —

Hella (am Fenster).

Die schöne Aussicht — die vielen, vielen Lichter. (Wieder zu Richard gewendet.) Ach, Sie haben es gut, so hoch oben über den Menschen zu wohnen. (Sie kommt wieder nach vorne.) Wissen Sie, Herr Baer, man ißt sich so rasch über an unseren modernen Dichtern, mit den steifen Halskragen, den breiten

Kravatten, der großen Langweile in den müden Augen. — Sie scheinen mir von einer anderen, gesünderen Rasse. Ich habe Rassemenschen gern. Mein Freund Treffner sagte, Sie wären ein vielversprechendes Talent. Sie hätten Zukunft! Das interessiert mich.

Richard (noch immer verlegen).

Gnädige Frau —

Hella (von seiner Verlegenheit belustigt).

Darf ich mich setzen? Ich bin etwas müde. Und hätten Sie nicht die Freundlichkeit, mich mit den Herrschaften bekannt zu machen?

Richard.

Oh! Verzeihen Sie! Mein Freund, der Maler Felix Harnut, Fräulein Anna Weiße, eine junge Schauspielerin.

Felix.

Meine Gnädigste, wollen Sie nicht den Mantel ablegen?

Hella.

Sie haben recht, es ist warm hier. (Felix hilft ihr den Mantel ablegen.)

Treffner (links mit Anna).

Also bei der Bühne sind Sie, Fräulein? Was spielen Sie denn eigentlich?

Anna.

Oh, nur ganz kleine Rollen. Ich bekomme leider keine größeren.

Treffner.

Das ist ja ein schreiendes Unrecht! So ein reizendes Kind! Protegiert Sie denn niemand?

Anna.

Ich will mich nicht protegieren lassen! Ein Herr hat mir angeboten, mir ein Engagement am Wiener Theater zu verschaffen mit großen Rollen —

Treffner.

Und Sie haben refüsiert?

Anna (nickt).

Treffner.

Sie möchten die Rollen ohne den Herrn? — Ja, mein liebes Kind, wenn man alles so billig haben könnte auf der Welt!

Hella (scharf herüberrufend).

Treffner?

Treffner.

Gnädige Frau!

Hella.

Es ist wirklich interessant, was mir Herr Baer von seinem Stück erzählt. Leider ist die Vorlesung schon vorbei und ich kann ihm nicht zumuten, die fünf Akte noch einmal zu lesen.

Richard.

Ich weiß gar nicht, gnädige Frau, wie ich — zur Ehre komme — Ihres Besuches — und — der — Teilnahme, die Sie meinem Werk entgegenbringen.

Hella.

Finden Sie das so seltsam, daß eine Frau, die Sinn hat für das geistige Leben der Gegenwart, diesem geistigen Leben bis an die Quellen nachgeht? Ich muß Sie um Entschuldigung bitten, daß ich ungeladen gekommen bin. Ich muß gestehen — hier interessiert mich alles — es ist so ein Eckchen einer andern Welt. — Ich blicke gern über meine Welt hinaus. — Ich kenne sie schon zu gut. — Und Neues muß man ja haben, wenn das Leben genießbar sein soll. Das muß doch auch Ihre Ansicht sein, Herr Poet? Nicht wahr? Sie müssen ja auch ewig das Neue suchen? Ich kann mir wohl denken, daß die Welt manches Neue für Sie hat.

Richard.

Ja — die Welt — —! Ich denke viel daran!

Hella.

Erzählen Sie mir doch mal etwas von sich. Wollen Sie?

Richard.

Von mir! Mein Gott!

Hella (auf ein Bild an der Wand weisend).

Das ist wohl Ihr Vater?

Richard.

Nein! Das ist mein Großvater. Er wurde 1848 standrechtlich erschossen. Mein Vater und meine Mutter leben noch. Sie arbeiten in einer Fabrik in Böhmen.

Hella.

Und Sie haben sich allein durchgeschlagen? Brav!

Richard.

Mit Stundengeben, durchs Gymnasium. Jetzt übersetze ich aus dem Englischen. Manchmal nimmt auch eine Zeitung einen Aufsatz von mir.

Hella.

Und das ist Ihr erstes Werk?

Richard.

Ja!

Hella.

Gleich der Griff ins Große? Sie haben Mut!

Richard.

Auch die Kraft, die zum Mut gehört. Ich will meinem Werk zum Sieg verhelfen — um jeden Preis! Es muß auf die Bühne!

Hella.

Es muß? Das hör' ich gern! Ich will Ihnen helfen. Nehmen Sie an, es wäre wirklich wie im Märchen, wo auf einmal die Türe aufgeht, und eine Fee erscheint.

Richard.

Sie wollten?

Hella.

Ich nehme Ihr Buch mit nach Hause.

Richard.

Sie werden es lesen?

Hella.

Ich werde es dem Direktor des Wiener Theaters geben, er ist einer meiner Freunde. Er tut schon was für mich. Nicht wahr, Treffner?

Treffner.

Er ist glücklich, wie jeder, der Ihnen dienen kann. (Geht hinüber.)

Hella.

Und Sie machen mir einmal das Vergnügen Ihres Besuches und ich erzähle Ihnen dann von Ihrem Stück. Aber kommen Sie vor fünf Uhr. Vor meiner Besuchszeit. Wir wollen allein sein. Da spricht's sich besser und freier.

Felix (zu Treffner).

Ich freue mich sehr, Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich bemühe mich immer, aus Ihren Kritiken was für meine Kunst zu lernen.

Treffner (zu Anna).

Das sagen mir alle Künstler und Schauspieler. Aber lernen wollen sie von der Kritik doch nichts. Fällt ihnen gar nicht ein! Sie sind wohl noch nicht lange genug bei der Bühne, um die Kritiker so aus dem Grunde Ihres Seelchens zu verachten, wie das alle Ihre Kollegen tun?

Anna.

Es hat noch niemand über mich geschrieben.

Treffner.

Unbegreiflich! Ich werde Sie entdecken. Wenn Sie es gestatten —

Hella.

Treffner?

Treffner (tritt wieder an den Tisch).

Ja?

Hella.

Sagen Sie doch Herrn Baer, wie gut es für ihn ist, daß ich mich für sein Werk interessiere, er glaubt es sonst am Ende nicht. Ich möchte, daß Sie Vertrauen zu mir haben, Sie wissen ja offenbar kaum, wer ich bin?

Richard.

Die Worte, die Sie mir sagen, gnädige Frau, sind die ersten guten Worte, die ich in meinem Leben höre.

Hella (mit einem Blick auf Anna).

Tatsächlich die ersten?

Richard (versteht den Blick und senkt die Augen).

Hella.

Die Lampe will ausgehen.

Anna.

Wir haben kein Petroleum mehr im Hause.

Hella (lacht).

Ach, wie niedlich! Nun werden wir im Dunkeln sitzen müssen. Heute ist nicht mal Mondschein im Kalender.

Richard (leise).

Aber Sonnenschein ist hier!

Hella (aufstehend).

Wer das Sonnengold münzt, der soll König sein!

Richard.

Wie meinen Sie das?

Hella.

Ich habe manchmal Lust, ein Königreich zu verschenken! — Jetzt aber müssen wir gehen. Treffner, meinen Mantel!

Felix.

Oh, bitte, da ist er schon.

Hella.

Also auf baldiges Wiedersehen bei mir! Gelt, Herr Baer?

Felix.

Darf ich Sie geleiten, gnädige Frau? Sie kennen sich sonst im Winkelwerk des Ganges nicht aus.

Hella.

Sehr gern. (Indes Felix seinen Hut nimmt, zu Baer): Netter Mensch, Ihr Freund!

Treffner.

Also auf Wiedersehen, Baer. Mein Fräulein —

Richard (geleitet Hella, Treffner und Felix bis zur Türe, sich plötzlich besinnend).

Und das Stück? Sie wollten es ja mitnehmen?

Hella.

Ach, und nun habe ich es vergessen. Geben Sie! Ich nehme es in meinen Schutz, ich will Ihre Göttin sein!

Richard (leise).

Ja, so erscheinen Sie mir!

(Hella, Treffner, Felix ab.)

Dritte Scene.

(Richard, Anna.)

Richard (geht aufgeregt ein paarmal durchs Zimmer, bleibt dann beim Fenster stehen).

Anna (geht zum Bett, nimmt ihren Hut, befestigt ihn vor dem kleinen Spiegel über dem Waschtisch).

Richard.

Du mußt schon gehen?

Anna.

Ja, ich habe eine gute halbe Stunde bis zum Theater.

Richard.

Geh', Annerl — hast Du nicht noch ein bissel Geld?

Anna.

Heut', am 27.? Ist denn nichts mehr da?

Richard.

Gar nichts. Ich habe den Monat wieder gar nichts verdient. Nicht einen Kreuzer!

Anna.

Wart! (Sie leert ihr Täschchen aus und zählt die Silbermünzen.) Eine Krone, noch eine Krone, drei Kronen und 80 Heller. Damit sollen wir bis zum ersten auskommen. Vorschuß krieg' ich wahrscheinlich wieder keinen. Komm', wir teilen: zwei Kronen geb' ich Dir, den Rest behalte ich.

Richard.

Du bist ein gutes Kind, Annerl! (Er küßt sie flüchtig, steckt das Geld ein.) Bis erst mein Stück draußen ist! Bis es draußen ist! Gleich kauf' ich Dir ein Seidenkleid, weißt Du, eines, das recht rauscht.

Anna (lächelnd).

Ja, fürs Rauschende bist Du.

(Kleine Pause.)

Richard (mit seinen Gedanken beschäftigt).

War sie nicht schön? Hast Du nicht die feinen Hände gesehen und die Lackschuhe — so klein?

Anna.

Ja — (plötzlich losbrechend): Tu's nicht, Richard, tu's nicht!

Richard.

Was ist Dir denn? Was soll ich nicht tun? Was fällt Dir denn auf einmal ein?

Anna.

Geh' nicht zu der Frau!

Richard.

Bist Du toll?

Anna.

Geh' nicht zu der Frau! Mir ist Angst! Sie will Dir nichts Gutes.

Richard.

Nichts Gutes? Helfen will sie mir! Mein Stück will sie auf die Bühne bringen!

Anna.

Sie? Um Gottes Lohn? Um Deiner schönen Augen willen? Das sind meine Augen. (Sie küßt ihn heftig auf beide Augen.)

Richard.

Laß doch! — Lächerlich! Bezahlen wird sie sich lassen? Von mir? Möchte wissen, womit? Glaubst Du, es gibt keine selbstlosen Menschen mehr?

Anna.

Nein! Es gibt keine! Nicht in jener Welt! Geh' nicht zu der Frau! Das ist nicht Deine Welt! Hast Du nicht gesagt, hast Du es nicht in Deinem Stück geschrieben: Nichts gemeinsames zwischen Euch

und uns! Hast Du das nicht wirklich empfunden? Die, die gehört zu denen, die Du zu hassen behauptest. Die ist ja eine von denen, gegen die Du Dich empörst in Deinem Stück!

Richard.

Ich tu' es ja nur um meines Stückes willen. Schau, dieses Stück ist mein Leben, meine Zukunft, meine Größe, mein Glück —

Anna.

Es ist alles das nicht mehr, wenn Du es verleugnest mit dem, was Du tust!

Richard.

Ich muß es aber durchsetzen! Ich muß und ich kann nicht! Denn ich bin der Niemand! Ich habe keinen, der mir die Türe aufsperrt. Begreifst Du denn nicht, daß ich alles tue, was meinem Stücke helfen kann?

Anna.

Du tust wirklich — alles.

Richard.

Himmel, Herrgott! Das ist doch nichts Schlechtes, wenn ich Frau Willner einen Besuch mache. Entweder, sie hat etwas geleistet für mich, dann bin ich es ihr schuldig, oder sie hat nichts geleistet, dann komme ich nicht wieder.

Anna.

Ich will Dir was sagen: Schuldig wirst Du ihr werden, das glaube ich selbst.

Richard.

Und dann: Ja, ich hasse diese Welt! Aber ich kenne sie ja eigentlich gar nicht. Lernen will ich in ihr! Sie studieren, um sie dann noch grimmiger anfallen zu können! Ist das was Schlechtes? Man geht doch auch in Diebsspelunken, um Studien zu machen. Im Salon der Frau Willner will ich Studien machen.

Anna.

Wie Du Dich wieder verteidigst vor Dir selbst!

Richard.

Es ist gar nicht nett von Dir, daß Du wieder meine Stimmung verdirbst! Du siehst ja, wie froh ich war, endlich einen Menschen zu finden, der Verständnis hat für mich.

Anna.

Richard, ich verstehe Dich! Niemand sonst?

Richard.

Aber kannst Du mir helfen? Nein! Also —

Anna.

Also gehst Du über mich hinweg wie über alles, alles.

Richard.

Was tue ich Dir denn?

Anna.

Nichts, nichts, ich gehe schon. Ich muß ja ins Theater. Leb' wohl, Richard! (Sie umarmt ihn.) Holst Du mich ab?

Richard.

Vielleicht.

Vierte Scene.

(Vorige, Felix.)

Felix.

Ich habe sie bis zum Haustor begleitet. Oh! Sie wollen schon gehen, Fräulein Anna?

Anna.

Ja, ich gehe. Leb' wohl, Richard! Adieu, Herr Felix!

(Richard begleitet sie bis zur Türe, Anna ab.)

Fünfte Scene.

(Felix, Richard.)

Felix.

Du, jetzt ist unser Glück gemacht. Als ob ich es greifen könnte, ist es da, das Glück!

Richard.

Hat sie was von mir gesagt, oder von dem Stück?

Felix.

Nur daß es so komisch war, so wildfremd Dir, das heißt uns auf die Bude zu rücken. „Bude" hat sie gesagt. So drollig!

Richard.

Und von mir nichts?

Felix.

Was hätte sie denn sagen sollen? Und dann war ja der Treffner dabei!

Richard.

Hat der auch nichts gesagt?

Felix.

Nein, der war verdrießlich. Sie hat ihm draußen im Gang etwas zugeflüstert und das scheint ihn geärgert zu haben.

Richard.

Vielleicht ärgert es ihn, daß sie mich eingeladen hat.

Felix.

Du mußt mich natürlich bei ihr einführen.

Richard.

Ich war ja selbst noch gar nicht dort.

Felix.

Aber Du gehst hin!

Richard.

Einmal, wer weiß, ob noch ein zweites Mal.

Felix.

Du wirst doch nicht so dumm sein, und diese Chance aus der Hand geben? Festhalten mußt Du sie, eisern fest.

Richard.

Wen?

Felix.

Die Chance — oder Frau von Willner. Das ist jetzt für uns dasselbe.

Richard.

Was für einen Eindruck hat sie denn auf Dich gemacht?

Felix.

Fabelhaft! Kam es Dir nicht vor, als tue sich plötzlich die Pforte jener Welt vor uns auf, jener Welt, von der wir vorhin sprachen? Bin ich erst drin, dann werfe ich auch Anker und bin geborgen. Du, freilich, Du bist schon geborgen.

Richard.

Wieso?

Felix.

Es ist doch kein Zweifel, daß sie Dein Stück durchsetzt. Sie setzt alles durch. Was kümmert's Dich, was ihr auf einmal durch den Kopf gefahren ist — jetzt müssen wir beide, Du und ich, fest zusammenhalten. Wir haben viel Not zusammen getragen als gute Kameraden — jetzt wollen wir auch das Glück teilen. Nicht wahr? Im Leben eines jeden Menschen kommt einmal der Augenblick, wo das Glück ganz nahe ist — auf Haaresbreite. Da heißt es dann: Zugegriffen! Oder es ist für immer verloren.

Richard.

Ich werde mich bei ihr gar nicht benehmen können.

Felix.

Ich werde Dir's schon zeigen. Und das glaube ich schon bemerkt zu haben, Du darfst Dich bei ihr auch ungeschickt benehmen, Dich kleidet es, grad so wirst Du ihr gefallen, jeder in seiner Art. Ich habe wieder meine Art.

Richard.

Der Treffner ahnt wahrscheinlich gar nicht, was er uns für Dienst geleistet hat.

Felix.

So ist es immer! Die größten Dienste, die man seinen Mitmenschen erweist, tut man, ohne es zu wissen, jedenfalls ohne es zu wollen.

Richard.

Dienst ist Dienst! Ich werde mich bei Treffner bedanken.

Felix.

Was fällt Dir denn ein! Kein Wort! Man bedankt sich nicht! Man nimmt alles als selbstverständlich. Man stellt sich nie unter die Leute, sondern immer neben sie, wenn man sich nicht über sie stellen kann.

Richard.

Vielleicht reden wir uns alles nur ein.

Felix.

Hier hat sie doch gesessen. War das vielleicht ein Traum?

Richard.

Nein, hier im Lehnstuhl hat sie gesessen. Und morgen gehe ich zu ihr.

Felix.

Vergiß nicht, von mir zu sprechen! Du mußt mich einführen. Und bald!

Richard.

Ja doch, ja doch, so bald ich kann.

Felix.

Ich komme morgen Abend und hole mir Bescheid. Und da ich noch etwas Geld habe und du wahrscheinlich keines mehr hast, bringe ich was zum Nachtmahl mit und dann wollen wir vergnügt sein und anstoßen auf unser künftiges Glück. Es lebe das Glück! Also sei klug!

Richard.

Und wenn es doch nichts ist?

Felix.

Dann bist Du schuld daran, nicht das Schicksal! Servus! Auf morgen! (Ab.)

Sechste Scene.

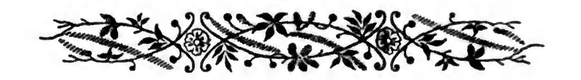
(Richard allein; die Lampe brennt immer schlechter.)

Richard.

Morgen geh' ich zu ihr. — — — Jetzt will ich noch was arbeiten. — Am dritten Akt. — Ja

so, sie hat ja das Manuskript, jetzt liest sie es — in ihrem Boudoir — auf dem Sopha liegt sie und liest mein Stück — und auf den kleinen, kleinen Lackschuhen tanzt der Feuerschein des Kamins — — Huh, hier ist es kalt — — — und dunkel — alles Licht ist mit ihr fort — — morgen geh' ich zu ihr — — — — — (Er holt tief Atem.) Wie es hier riecht! Wunderbar! Im alten Lehnstuhl! Da hat sie gesessen — — Was ist das nur? Maiglöckchen, Reseda? Nein! Veilchen! Jetzt habe ich's! — — Wenn ich morgen komme, bringe ich ihr einen Strauß Veilchen mit — — ja, ich — — aber ich hab' kein Geld — — — (Er findet plötzlich in seiner Tasche das Geld, das ihm Anna gegeben.) Doch! doch! Gerade genug für die Veilchen — — Morgen gehe ich zu ihr! Von morgen an geht mein Weg aufwärts!

(Der Vorhang fällt.)



Zweiter Aufzug.

(Boudoir Hellas. Sehr elegant, etwas überladen. Links ein niederes, breites Sopha mit einer Menge seidener Kissen. Rechts ein Etablissement. Links gegen den Hintergrund Türe in den Salon, den man zum großen Teil übersehen kann. Rechts Türe.)

Erste Scene.

(Hella, Willner.)

Willner.

Du weißt, mein Kind, daß ich mich sonst um Deinen Verkehr nicht kümmere. Jeden Augenblick taucht wer anderer in meinem Salon auf und ich sage nichts. Aber ich setze immer voraus, daß das Leute sind, die mir passen. — Meintest Du etwas?

Hella.

Nein!

Willner.

Ich nehme also an, daß Du mir Recht gibst. Das freut mich. Wir verständigen uns ja immer.

Hella.

Oder nie. Das scheint manchmal dasselbe.

Willner.

Du hast die Ambition, alle möglichen Leute um Dich herum zu haben. Aber es sollen nur mögliche Leute sein — keine unmöglichen Existenzen.

Hella.

Willst Du vielleicht Untersuchungen darüber anstellen, was eine mögliche Existenz ist? Die Untersuchung würde des Humors nicht entbehren.

Willner.

Bitte, lache nicht.

Hella.

Ich könnte auch ebenso gut weinen. Aber lachen ist gesünder und schadet dem Teint nicht.

Willner.

Scherz beiseite, liebes Kind, Du weißt ganz gut, was das heißt, wen ich meine. Was soll denn der junge Mensch, der Schriftsteller — wie heißt er nur gleich —?

Hella.

Richard Baer.

Willner.

Was soll der bei uns? Heißt er was? Hat es irgend welchen Sinn, wenn jeder Mensch ihm hier begegnet?

Hella.

Erstens, lieber Freund, ist Herr Baer ein Schriftsteller von Bedeutung, dessen Talent ich anerkenne. Sein Stück ist am Wiener Theater angenommen.

Willner.

Weil Du dem Direktor einen Brief geschrieben hast. Ich kenne Deine Briefe.

Hella.

Gleichviel, es ist angenommen. Zweitens habe ich es mir in den Kopf gesetzt, das Talent des jungen Mannes zur Anerkennung zu bringen. So viele Berühmtheiten sind schon aus der Welt in meinen Salon getreten, einmal soll nun auch eine Berühmtheit aus meinem Salon in die Welt treten. Ich gründe seinen Ruhm, das macht mir Spaß.

Willner.

Dir ist eben alles nur ein Spaß.

Hella.

Soll ich vielleicht uns, uns alle ernst nehmen? Das kannst Du nicht gut von mir verlangen.

Willner.

Gib acht, daß Du vor lauter Spaß und Lachen Dich nicht einmal lächerlich machst.

Hella.

Sprich Du nicht von Lächerlichkeit! Ich habe Herrn Baer eingeladen.

Willner.

Und er ist jeden Tag wiedergekommen.

Hella.

Er ist ein Neuling in der Welt.

Willner.

Wer kommt denn jeden Tag in ein fremdes Haus?

Hella.

Er wollte sich nach seinem Stück erkundigen.

Willner.

Schön. Aber das kann man diskreter machen. Er hat eine merkwürdige Gabe, dieser Mensch. Man sieht ihn immer gleich zuerst. Wenn man ins Zimmer kommt — er ist immer der Erste, der einem auffällt.

Hella.

Es kann nicht jeder — so diskret sein.

Willner.

Aber ich verlange Diskretion.

Hella.

Ich nicht immer. Kurz und gut, er, so wie er ist, amüsiert mich. Ich habe also gar keine Veranlassung, ihm den Abschied zu geben — jetzt schon gar nicht, vor der Aufführung seines Stückes. Und wenn es einen großen Erfolg gibt?

Willner.

Den gibt's ja nicht. Lächerlich. Der Direktor hat mir gesagt, er hätte das Stück zwar angenommen, aber er verspreche sich nicht viel davon.

Hella.

Was versteht der Direktor!

Willner.

Und wenn ich Dir sage, daß der junge Mensch mit seinem impertinenten Blond mir auf die Nerven geht.

Hella.

Ah, das ist was Neues. Seit wann hast Du denn Nerven? Noch dazu Nerven wegen meines Umgangs. Das möchte ich mir denn doch ernstlich verbitten. Ich empfange, wen ich will. Kümmere Du Dich um Deine Dinge!

Willner.

Hella!

Hella.

So heiße ich. Wünschest Du noch etwas?

Willner.

Allerdings. Aber Du scheinst mir nicht in der Stimmung —

Hella.

Bitte, sei nicht rücksichtsvoll. Ich kenne Dich. Ich soll wieder was machen für Dich. Also, was willst Du?

Willner.

Es ist unbedingt notwendig, daß Prinz Alfred unsern nächsten Ball besucht. Ich habe politische und private Gründe dafür.

Hella.

Ah! ich verstehe. Wähler und Aktionäre, Bank und Partei brauchen wieder einmal einen Blender.

Willner.

Die königliche Hoheit muß kommen.

Hella.

Ich habe zum Prinzen keine Beziehungen. Und er interessiert mich auch gar nicht.

Willner.

Die Beziehung ist leicht zu schaffen. Setz' Dich mit dem Minister ins Einvernehmen!

Hella.

Du weißt, daß ich mit dem Minister seit einem Jahr nicht mehr verkehre.

Willner.

Einmal war er jeden Augenblick da.

Hella.

So lang' es mir gepaßt hat. Seit einem Jahr paßt es mir nicht mehr. Er ist langweilig, Dein Minister. (Halb beiseite.) Und anspruchsvoll!

Willner.

Könntest Du denn nicht —

Hella.

Nein, ich mag nicht!

Willner.

Mir zu liebe.

Hella.

Dir zu — Liebe —? Den Minister?? Nein, ich mag ihn nicht mehr!! Schaff' Dir Deinen Prinzen wie und durch wen Du willst! Immer und immer Deine Geschäfte besorgen, das ist mir lästig und widerwärtig!

Willner.

Ich werde mich mit Treffner verständigen. Vielleicht erklärt er Dir —

Hella.

Ja, verständige Dich mit Treffner. Das ist immerhin das Klügste, was Du tun kannst!

Willner.

Treffner soll Dir sagen, daß dieser Besuch des Prinzen auf unserm Ball für mich eine Existenznotwendigkeit ist! Ich habe den Leuten gesagt, der Prinz wird kommen. Und er muß kommen. Ich brauche ihn jetzt.

Hella.

Aber ich brauche ihn nicht. Und schließlich bin ich mir die Hauptsache. Dir zu Liebe — gehe ich nicht von da bis dorthin. Mache Dir das doch endlich klar!

Willner.

Du hast einmal anders gesprochen. Du hast ja alles getan, um unser Haus zu dem zu machen, was es ist. Zum ersten in der Stadt. Du hast mit Deinen Beziehungen meine Wahl gesichert, Du hast mir die Bodenbank in die Hand gespielt, Du hast die Elemente in die Partei gebracht, die ich brauche,

Du hast meine Feinde unschädlich gemacht; und Du hast mir die Treue meiner Freunde gesichert. Tatest denn Du nicht das alles doch für mich?

Hella.

Nein, für mich! Gib Dich keiner Illusion hin! Aber ist Dir denn nicht schließlich egal, warum ich alles getan habe? Geschehen ist es einmal und Du bildest Dir ein, Du hättest den Profit davon. Profit! Ein ekelhaftes Wort für eine ekelhafte Sache!

Willner.

So habe ich mich geirrt, wenn ich dachte —

Hella.

Bitte, halt! Bemühe Dich jetzt nicht, die Dinge tragisch zu nehmen. Du weißt, ich gehe auf Scenen nicht ein. Am allerwenigsten auf Scenen mit Dir. Unsere Ehe besteht aus einer Interessengemeinschaft. Ich glaube, das könntest Du jetzt nach fünfzehn Jahren endlich kapiert haben.

Willner.

Habe ich Dir je einen Stein in den Weg gelegt? Habe ich Dir je einen Wunsch abgeschlagen? Dir je einen Vorwurf gemacht?

Hella.

Ein Vorwurf! Das fehlte noch! Und meine Wünsche erfülle ich mir selbst. Und Steine in den Weg! Hättest Du's nur können!

Willner.

Man kann niemandem mehr Freiheiten lassen,

als ich Dir lasse. Und da sprichst Du so — so — (Er sucht nach einem Ausdruck.)

Hella.

Ich nehme mir meine Freiheit. Zu Deinem Nachteil habe ich sie noch nie gebraucht. Du hast eine große Stellung in der Gesellschaft, einen oft genannten Namen, Einfluß, Geltung, was weiß ich! Und das alles dankst Du — mir, meiner Freiheit. Ich lasse mich nicht binden und nicht knebeln, von nichts und niemandem. Ich kenne kein Gesetz als meine Laune. Oder, nenn' es, wie Du willst. Doch, was sage ich Dir das alles. Wenn Du mich verstündest, hättest Du mich nie geheiratet! Denn so viel Mut trau' ich Dir nicht zu. Mach' doch endlich einmal etwas allein! Wenn Du den Prinzen brauchst, so lade ihn persönlich! Und wenn Du wünschest, daß ich jemand recht oft in mein Haus — pardon, in unser Haus — laden soll, dann empfiehl mir, ihm die Türe zu weisen. So gut solltest Du mich schon kennen.

Willner.

Ich danke für die Instruktion.

Hella.

Gerne geschehen. Ach! da ist Treffner.

Zweite Scene.

(Vorige, Treffner.)

Hella.

Guten Tag, lieber Freund!

Willner.

Tag! (Schütteln sich die Hände.)

Treffner.

Im Parlament wieder Sturm gewesen?

Willner.

Ja, so'n bißchen. Ich muß dann später mit Ihnen reden. Sie müssen mir helfen, eine Notiz zu lancieren.

Treffner.

Gern. Jetzt gleich?

Willner.

Nein. Es hat Zeit. Sie wissen, es handelt sich um die dumme Geschichte der Bodenbank und die Angriffe in einem gewissen Teil der Presse. Da muß ein energischer Riegel vorgeschoben werden. Ich weiß auch schon, welcher. Ich erkläre Ihnen alles später. Heute hat ja meine Frau ihren Empfang. Ich komme dann später herüber und entführe Sie auf einige Minuten in mein Arbeitskabinett.

Treffner.

Ich stehe wie immer zur Verfügung.

Willner.

Adieu einstweilen, liebes Kind.

Hella.

Adieu, Arnold!

(Willner rechts ab.)

Dritte Scene.

(Hella, Treffner.)

Treffner.

Was hat's denn gegeben, Herz?

Hella.

Ach, nichts! Willner war wieder einmal abgeschmackt. Ich könnte ihm manchmal — die Wahrheit sagen, so reizt er mich mit seinem Wesen.

Treffner.

Ich finde nur, daß Willner lange nicht so schlimm ist.

Hella.

Danke. Für mich ist er schlimm genug. Aber weißt Du nichts Besseres, als von Willner zu reden? Dann kannst Du wieder gehen.

Treffner.

Ich habe sehr ernstlich mit Dir zu reden.

Hella.

Ich mache Dich aufmerksam, daß ich nicht sehr gut aufgelegt bin.

Treffner.

Ich habe eine Bitte an Dich.

Hella.

Was denn?

Treffner.

Ich finde, daß der junge Baer zu viel bei Dir verkehrt. Das paßt mir nicht.

Hella.

Ei, das paßt Dir nicht?

Treffner.

Nein, das paßt mir nicht.

Hella.

Dürft' ich Euer Gnaden fragen, warum es Euer Gnaden nicht paßt?

Treffner.

Weil es sinnlos und zwecklos ist. Gestatte mir diese Kritik Deiner Laune. Der Junge wird Dich noch kompromittieren.

Hella.

Mich? Mich kompromittiert man nicht so leicht. Das solltest Du schon wissen.

Treffner.

Was soll er denn da, tagaus, tagein? Er schmachtet Dich an —

Hella.

Das tut er, weil ich sein Stück untergebracht habe, und das gefällt mir. Es zeugt von einem dankbaren Gemüt. Und dankbare Gemüter sind selten, lieber Freund.

Treffner.

Kurz und gut, ich glaube so viel Rechte hier zu haben, um Dich darum bitten zu dürfen: Schränke seine Besuche etwas ein.

Hella.

Jetzt fängst Du auch an. Wirklich, Du und Willner, Ihr seid einander würdig. Ihr quält und ärgert mich, einer wie der andere.

Treffner.

Ich quäle Dich doch nicht.

Hella.

Nicht? Gut, Herr Baer kommt, so oft er will, das heißt, so oft ich will.

Treffner.

Gib acht, mit dem gibt es noch einen Skandal.

Hella.

Mit dem? Um den Finger wickle ich ihn.

Treffner.

Was hast Du denn von ihm, oder an ihm?

Hella.

Er ist ein armer Junge, dem ich helfen will, wirklich und wahrhaftig. Ich bin sein Glück, sein Licht.

Treffner.

Ach, die Motte, die ins Licht stürzt.

Hella (ohne auf ihn zu achten).

Und dann, er ist ein Talent, das mich interessiert.

Treffner.

Talent! Alles hat heute schon Talent! Es ist gemein geworden, das Talent. Auf der Gasse läuft

es herum. Das Talent zählt nicht mehr mit. Nur das Genie hat noch einen Wert.

Hella.

Bist Du ein Genie?

Treffner.

Ich war es vielleicht, als ich dumme Verse machte und in der Welt nur Sonne sah und Glück und Liebe und wie die andern schönen Sachen alle heißen. Ha! Was wollte ich damals alles tun! Im Glauben an diese schönen Sachen. Und dann verkaufte ich diesen Glauben um die Existenzmöglichkeit. Ich verkaufte mein Genie um tausend Talente, um die ich nun bewundert und beneidet werde. Was aber doch nicht hindert, daß es ganz gemeine Künste sind. Du aber, die Du mich kanntest, als ich noch ich war, und nicht der Spaßmacher für alle Welt, Du solltest doch jemand andern in mir sehen, als den armen Wurstel, der immer betrogen wird.

Hella.

Das hätte ich getan?

Treffner.

Jeden Tag hast Du mich betrogen! Und Dein Hanswurst will ich nicht sein! Mit Baer betrügst Du mich wieder.

Hella.

Das ist infam! Ich denke nicht an Baer, nicht im Traum!

Treffner.

Dann wirst Du an ihn denken! Und die andern? Leugnest Du die auch? Den Grafen, den Minister, den anderen Minister, den Millionär aus Prag, der gerade wieder in Wien sein soll?

Hella.

Ich leugne gar nichts. Am allerwenigsten Dir gegenüber. Aber es amüsiert mich, daß Du wieder mit den alten Geschichten kommst. Du bist wirklich komisch. Also betrogen hab' ich Dich? Ich stelle mir Betrug anders vor.

Treffner.

Du hast eine seltsame Phantasie.

Hella.

Ich habe gar keine Phantasie — für die anderen! Und deswegen kann von Betrug keine Rede sein. Nein, nein — ich müßte es ja fühlen! Auf mein Gefühl kann ich mich verlassen. Es ist kein Betrug an Dir!

Treffner.

Du bist schamlos!

Hella.

Geh' doch, der Weg ist frei, allezeit! —

Treffner.

So sag' doch mindestens —

Hella.

Was denn? Muß ich denn nicht so leben, wie ich lebe? Ist dieser Luxus nicht die Notwendigkeit

unseres Daseins? Die Welt verlangt ihn. Wie ich ihn schaffe, ist meine Sache. Nicht wahr? Fragt einer, was es mich kostet und wie ich es schaffe? Hast Du mein Haus eingerichtet? Ist dieser Schmuck von Dir? Schau' Dich doch nur um, nicht wahr, nett und wohnlich ist es hier. Meine Toilette ist tadellos. Hast Du das alles bezahlt? Oder gar Willner? Nicht einen Knopf hat Willner außer seinen Diäten. Die Bodenbank, das sind erst zukünftige Millionen. Notabene, wenn die Bank die Zukunft erlebt. Die lumpige Advokatenkanzlei trägt kaum die Regie. Und damit will er Haus führen, Namen, Rang, Stellung, was weiß ich noch, haben! Der Esel! Aber ich soll alles schaffen! Aus der Erde stampfen! Herzaubern! Damit Dr. Arnold Willner zu Ehren komme und Albert Treffner ein lauschiges Plätzchen habe, um sein Gemüt abzusetzen. Beaux restes! Ihr nutzt mich beide aus! — Du und Willner! Schamlos seid Ihr, nicht ich.

Treffner.

Hella!

Hella.

Ach! Laß' mich gehen! Ich muß mir das von der Seele herunterschreien, sonst erstickt es mich! Ich hätte Lust, Euch allen ins Gesicht zu spucken, Euch, dieser feigen, verlogenen Bande, die sich frech die Welt nennt! Fertig wird mit ihr nur, wer noch verlogener, noch frecher ist, als sie. Ich hab' sie mir gekauft, Eure Welt! In der Tasche habe ich sie! — Darum kann sie mir nichts anhaben, so gerne sie möchte. Wer wagt es, über mich ein Wort zu sagen? Bin ich nicht die Gläubigerin von

allen? Zu mir heben sie alle die Hände und bitten und betteln und breiten ihren Egoismus aus. Und ich gehe darüber hin, wie über einen weichen Teppich. Als die gnadenspendende Frau. Und Du willst reden? Was wärst denn Du ohne mich? Was wär' denn Willner ohne mich?

Treffner.

Was willst Du denn von Baer haben?

Hella.

Gar nichts.

Treffner.

Das glaube ich Dir nicht.

Hella.

Das ist mir egal. Ich lasse mir von niemandem diktieren.

Treffner.

Es war ein Blödsinn von mir, daß ich Dich damals mitgenommen habe zu jener Vorlesung.

Hella.

„Mitgenommen" ist gut! Ich bin mitgegangen, weil ich Dich im Verdacht hatte, daß die ganze Geschichte mit dem Dichter nur ein Vorwand sei für irgend ein Abenteuer. Du weißt, ich traue Dir nicht.

Treffner.

Aber Du hast Dich doch überzeugt —

Hella.

Ja, in diesem Falle habe ich mich überzeugt. Entschuldigen Sie meinen Verdacht! Ich habe mich

sogar damals sehr gut unterhalten. Ich erschien ja dort oben rein als die Göttin aus dem Märchen! Es ist ganz lustig, die Rolle einer Göttin zu spielen.

Treffner.

Aber jetzt ist sie ausgespielt.

Hella.

Wieso?

Treffner.

Ich will Dir einen guten Rat geben. Ich spreche jetzt ganz im Ernst. Nicht aus Eifersucht. Laß den Baer. Sein Stück hat keine Erfolgschancen. Exponierst Du Dich zu stark dafür, so fällt ein Teil der Blamage auf Dich zurück.

Hella.

Hast Du das Stück gelesen? Ich habe nur ein bißchen darin geblättert.

Treffner.

Der Becker, der die Hauptrolle spielen soll, hat es mir geliehen. Das Stück ist von einem, der über sich selbst hinaus will. Das kann keiner. Gottlob oder — leider?! Na, gleichviel! So wirkt es unreif, überschwänglich, unecht! Ganz begabt, na ja — aber weiter nichts!

Hella.

Im Ernst?

Treffner.

Im vollsten Ernst.

Hella.

Wer kann einen Erfolg vorhersagen?

Treffner.

Wenn kein Wunder geschieht, kein glücklicher Zufall die Menge hypnotisiert, noch ehe der Vorhang aufgeht, garantiere ich die Ablehnung — mit oder ohne Hochachtung, je nach der zufälligen Abendlaune der wilden Bestie, Publikum geheißen.

Hella.

Man kann dem Publikum so vieles einreden —

Treffner.

Wenn es nicht will, kannst Du ihm gar nichts einreden. Und hast Du wirklich nichts besseres zu tun?

Hella.

Warum hast Du das nicht gleich gesagt? Ich werde mir die Sache überlegen. (Hinübergehend; halb für sich.) Schade!

Treffner.

Du siehst also —

Hella.

Ja, ja, ich sehe!

Treffner.

Und noch eines! Schau, Hella, von allen Menschen, die Dich kennen und die Du kennst, bin ich doch der einzige, der Dich liebt. Ich kann nicht anders. Ich liebe Dich wirklich — trotz alledem. Das weißt Du.

Hella.

Ich glaube.

Treffner.

Nein, Du weißt es. Wenn ich daran denke, wie Du einmal warst, so erinnere ich mich auch, wie ich einmal war. Wenn ich Dich anschaue — ja, Dich, so paradox das klingt — so vergesse ich die Welt, die ganze Welt. Ach, vergessen! Das ist das Schönste im Leben! Aber, ich bitte Dich: Quäl' mich nicht unnütz. Betrüg' mich nicht.

Hella.

Gewiß nicht unnütz. Und ich wiederhole es Dir — ich betrüge Dich nicht. Nicht mit dem Herzen, niemals.

Treffner.

Hast Du ein Herz, Hella?

Hella.

Ein Herz für Dich allein. Küsse mich — — Noch!! Küßt Du niemanden außer mir?

Treffner.

Nein — nein —

Hella.

Sonst schieße ich Dich nieder.

Treffner.

Vielleicht wäre das der vernünftigste Schluß unserer Freundschaft.

(Man klopft.)

Vierte Scene.

(Vorige, Willner.)

Willner.

Liebster Freund, ich muß Sie doch gleich herüberbitten. Du entschuldigst ja, liebes Kind, aber jetzt brauche ich den Treffner.

Treffner.

Zu Befehl! Ich komme schon.

Hella.

Wenn Sie drüben mit meinem Manne fertig sind, kommen Sie doch noch zu meinem jour, nicht wahr?

Treffner.

Gewiß, gnädige Frau!

Hella.

Also auf Wiedersehen!

(Willner und Treffner rechts ab.)

Fünfte Scene.

(Hella ordnet sich vor dem Spiegel ihr durch Treffners Umarmung derangiertes Haar. Im Salon wird Frau Eugenie Willner sichtbar.)

Hella.

Schade!

Eugenie.

Darf man eintreten?

Hella.

Gewiß, liebe Jenny, welche Frage!

Eugenie.

Bist Du allein?

Hella.

Hast Du schon wieder ein Geheimnis?

Eugenie.

Ach Gott!

Hella.

Wird nicht so schlimm sein. Immer begegnet Dir was Seltsames, was dann gar nichts ist. Also, was ist denn wieder los? Jemand ist Dir nachgestiegen? Jemand hat beim Hausmeister nach Dir gefragt? Auf einem Balle hat Dich ein Herr mit seinen Blicken verfolgt? Du siehst Gespenster im Frack! Und das Komische dabei ist, daß gerade Dir gar nichts passiert. Nicht einmal anonyme Briefe bekommst Du! Soll ich Dir ein paar von denen abgeben, die ich bekomme?

Eugenie.

Diesmal ist wirklich was passiert. Nicht mir —

Hella.

Nicht Dir — dann kann also was Wahres dran sein.

Eugenie.

Nicht mir, sondern der Steffi.

Hella.

Wo ist denn Steffi? Hilft sie mir nicht beim jour?

Eugenie.

Sie wird gleich da sein. Ich bin früher gekommen, um mit Dir zu sprechen. Du hast ja Erfahrung in diesen Dingen.

Hella.

Ich habe gar keine Erfahrung. Ich weiß nicht, was Du meinst.

Eugenie.

Stell' Dich nicht so. Ich scherze wirklich nicht. Denk' Dir also, ich finde im Zimmer meiner Tochter einen Brief. Einen Brief an sie. Diese Frechheit!

Hella.

Ihn liegen zu lassen? Das ist aber mehr Dummheit als Frechheit.

Eugenie.

Von Steffi, dem armen Ding rede ich ja nicht. Ich meine den Menschen, der ihr geschrieben hat.

Hella.

Wer ist der Mensch?

Eugenie.

Das weiß ich nicht. Der Brief trug keine Unterschrift. Da hast Du ihn.

Hella.

Gib! (Sie liest den Brief.) Ein Liebesbrief. Ganz nett. Was gäbst Du darum, liebe Schwägerin, wenn Du den bekommen hättest! — Schau, schau, die kleine Steffi! Aber nach dem Brief zu urteilen, ist nichts Ernstes vorgefallen.

Eugenie.

Nichts Ernstes! Os machst Du gut! Das Blut gerinnt mir! Nichts Ernstes! Er küßt sie ja schon in dem Briefe.

Hella.

In dem Briefe. Man müßte erst die Wirklichkeit mit dem Briefe vergleichen. In Briefen, weißt Du, sagt man manches —

Eugenie.

Was soll ich tun? Was soll ich tun?

Hella.

Hast Du Steffi was gesagt?

Eugenie.

Das kannst Du Dir wohl denken!

Hella.

Bei Dir ja! Das war ein irreparabler Unsinn.

Eugenie.

Wieso?

Hella.

Du hast natürlich gedroht, geflucht, geweint, geschworen! Du hast ihr gesagt, Du würdest nie dulden, daß — — — und so weiter.

Eugenie.

Ja, das alles habe ich gesagt.

Hella.

Und hast damit das Mädel nur noch mehr hineingehetzt. Sie hat Deine Natur. Sie sucht auch

das Abenteuer. Nur hat sie mehr Glück als Du. Sie findet es.

Eugenie.

Das ist ja ein Unglück. Mein Gott, mein Gott!

Hella.

Das ist gar kein Unglück, wenn er eine passende Partie ist. Denn das sehe ich aus dem Briefe. Der will heiraten.

Eugenie.

Wenn's zu spät ist!

Hella.

Nein — ich kenne diesen Ton — das ist kein Feuerkopf. Das ist berechnet, geklügelt. Sei deswegen außer Sorge. Deiner Steffi geschieht vorderhand nichts.

Eugenie.

Vorderhand! Um Gotteswillen!

Hella.

Wenn Du sie schützen willst — dann stehe ich für nichts ein. Der junge Herr scheint die — Romantik in diesem Mädelkopf geweckt zu haben. Ein jedes Hindernis, das Du ihr in den Weg legst, macht die Sache gefährlicher.

Eugenie.

Da erzieht man seine Kinder mit tausend Sorgen und dann erlebt man so was!

Hella.

Laß die Erziehung. Das Blut ist die Hauptsache. Das Blut, das wir unseren Töchtern mit-

geben. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn unsere Töchter so werden, wie wir sind oder wie wir sein möchten, wenn — wir könnten. Erziehung ist ein Kleid. Unsere Natur reißt es in Fetzen.

Eugenie.

Was soll ich nur anfangen?

Hella.

Schau herauszubekommen, wer der Mann ist, was er ist.

Eugenie.

Wie bringe ich das heraus?

Hella.

Laß ihr Freiheit — und beobachte sie gut. Das ganze Wesen dieses Mädchens ist jetzt wie eine zuckende Magnetnadel: finde ihren Pol. Das ist nicht so schwer, wenn man den richtigen Instinkt hat.

Eugenie.

Du wirst sehen, der Mensch kompromittiert sie noch.

Hella.

Das mußt Du verhüten. Um jeden Preis. Das ist selbstverständlich. — Kein Wort vor Steffi!

Sechste Scene.

(Vorige, Steffi.)

Steffi.

Küss' die Hand, Tante Hella! Guten Tag, Mama!

Hella.

Guten Tag, mein Kind. Richte nur den Samowar im Salon. Ich komme gleich nach.

(Steffi ab in den Salon.)

Eugenie.

Siehst Du nicht, wie schlecht sie aussieht! Die Ringe um die Augen, die roten Flecke auf den Wangen!

Hella.

Armes Kind! Es weiß noch nicht, daß wir Frauen immer die Opfer der Männer werden, wenn wir es nicht verstehen, aus den Männern unsere Opfer zu machen.

Siebente Scene.

(Vorige, Richard. Im Salon erscheinen einige Gäste, Herren und Damen.)

Eugenie.

Es kommen Leute. Ich darf mein Kind nicht aus den Augen lassen. (Ab in den Salon. Wie Hella ihr folgen will, trifft sie in der Türe mit Richard zusammen.)

Richard.

(Küßt ihr wortlos die Hand.)

Hella.

Guten Tag, Herr Baer!

Richard.

Frau Hella!

Hella.

Was gibt es?

Richard.

Ich möchte gerne mit Ihnen sprechen.

Hella.

Sie sehen doch, ich habe Gäste. Hat das, was Sie mir sagen wollen, nicht Zeit?

Richard.

Wenn Sie es so aufnehmen, hat es Zeit.

Hella.

So aufnehmen! Was wollen Sie denn damit sagen?

Richard.

Ich sehe Sie an — und —

Hella (ungeduldig).

Nun — und —?

Richard.

Sie sind heute nicht, wie Sie sonst zu mir sind. Sie scheinen mir verstimmt. Wissen Sie am Ende etwas Neues über mein Stück? Etwas Ungünstiges?

Hella.

Nein, nein. Aber glauben Sie, daß mich das so verstimmen würde?

Richard.

Ja, ich glaube es. Mein Stück ist ja heute beinahe Ihr Werk. Sie haben so viel dafür getan, so unendlich viel. Sie waren wirklich die Göttin —

Hella.

Wie oft haben Sie mir das schon gesagt! Ich mag es nimmer hören. Ihr Stück hat mich interessiert, ich habe meinen Einfluß zu seinen Gunsten geltend gemacht. Sonst nichts. Glauben Sie, ich kenne in der Welt nichts anderes als Ihr Stück? Ueberhaupt, Herr Baer, ich möchte Sie auf etwas aufmerksam machen.

Richard.

(Sieht sie fragend an.)

Hella.

Es fällt den Leuten auf, daß Sie — so oft zu uns ins Haus kommen. Man darf den Leuten keinen Anlaß zum Gerede geben — umsoweniger, als für uns gar kein zwingender Grund vorliegt, ins Gerede zu kommen.

Richard.

Den möchte ich sehen, der es wagen sollte —

Hella.

Bleiben Sie nur hübsch ruhig. Sie haben noch keinen Grund, sich zu erhitzen.

Richard.

Wer hat etwas gesagt? Ich trete für Ihre Ehre ein — das wissen Sie!

Hella.

Meine Ehre kommt hier gar nicht ins Spiel.

Richard.

Sie machen mich toll, Frau Hella! Frau Hella, ich verstehe Sie heute nicht. Ganz anders sind Sie! Gestern saß ich hier neben Ihnen und Sie klagten mir Ihre Einsamkeit. Niemand auf der Welt, mit dem Sie sich aussprechen können, niemand, der als ehrlicher Freund neben Ihnen steht, nichts, das Sie interessiert! Und dann fügten Sie hinzu, daß Sie es mir, mir dankten, wenn Sie wieder für etwas Interesse hätten — für mein Stück! Unser Stück nannten Sie es — —. Und dann strichen Sie mir über den Kopf und sagten: mein Dichter!

Hella.

So, tat ich das?

Richard.

Wie in einem Taumel ging ich fort. So nah' ging mir Ihr Schicksal, so bodenloses Mitleid hatte ich mit Ihnen, so fühlte ich Ihr Leid, die Last Ihrer Einsamkeit. Und dann erhob mich der Gedanke, daß ich etwas für Sie bedeute, daß wir uns gefunden auf dem Wege meines Stückes. Meine Kunst steht zwischen uns und führt uns zusammen. Sie vereinigt unsere Seelen, sie bindet unsere Herzen. Kunst ist Liebe — das habe ich noch nie so empfunden, wie heute Nacht.

Hella.

Sie machen sich viel unnütze Gedanken, lieber Herr Baer. Es täte mir leid, wenn Mißverständnisse zwischen uns —

Richard.

Ich kann niemanden mißverstehen. Ich sehe den Menschen in die Brust. Auch in Ihre Brust

sehe ich — wenn Sie auch heute Ihre Offenheit von gestern bereuen. Gestern haben Sie die Wahrheit gesprochen.

Hella.

Ich spreche immer die Wahrheit.

Richard.

Ich habe nie daran gezweifelt.

Hella (hinübergehend, für sich).

Schluß! — (Laut): Ich glaube, Herr Baer, Sie sind diesmal auf einem Irrwege. Es würde mich wirklich schmerzen, wenn durch meine Schuld — allerdings ohne meinen Willen — etwas in Ihnen wach würde, das ich nicht zu wecken beabsichtigt —

Richard.

O, wie erkenne ich Sie! Wie verstehe ich Sie! Nun weiß ich erst, daß ich der einzige Mensch bin, der Ihrer reinen, tiefen Seele bis auf den Grund schaut. Fürchten Sie nichts — ich werde schweigen. Ich werde Ihnen nie mehr ein Wort sagen — ich werde mich zurückziehen und alles für mich behalten.

Hella.

Tun Sie das!

Richard.

Aber der Augenblick wird kommen, wo ich werde reden müssen. Die Stunde kommt, wo mein Stück auf die Bühne tritt, mein Name durch die Welt läuft; wo ich den Ruhm mir zwinge. Dann bin ich da und lege Ihnen die Beute zu Ihren kleinen Füßen nieder und küsse diese Füße. Ich danke

Ihnen, daß Sie es waren, die den Vorhang wegschob von meinem Schicksal. Mein Schicksal und ich — wir stehen einander jetzt gerade gegenüber, Aug' in Aug'! Aber ich bin der Stärkere. Frau Hella — ja, ich fühl's, ich bin der Stärkere. Ich ring' es nieder.

Hella (die bei seinen Worten unwillkürlich wieder warm geworden ist und sich ihm genähert hat).

Wenn Sie berühmt sind, dann können Sie kommen. Aber — wird nicht auch die junge Dame — wie hieß sie nur gleich — die ich bei Ihnen traf, Anspruch erheben auf die erste Stunde Ihrer Berühmtheit? Die schien mir ja so eine Art Mitarbeiterin von Ihnen zu sein.

Richard (sehr verlegen).

Wir haben uns getrennt —

Hella.

Getrennt?! — Wie schade! Ist etwas vorgefallen? Doch nicht etwa, weil Sie zu oft zu mir ins Haus gekommen sind?

Richard (wie oben).

Gerade deswegen. Sie wollte nicht begreifen, daß die Sorge um mein Stück mich hergetrieben hat jeden Tag. Und Sie wissen es doch selbst — Sie können es doch bezeugen, daß ich nur meines Stückes wegen —

Hella.

Ich lasse mich nicht als Zeugen führen. Gegen niemanden und für niemanden. — Aber es dauert

mich, das arme Kind. Das war doch recht grausam von Ihnen. Wie konnten Sie das nur tun?

Richard.

Weil Sie mich toll gemacht haben, Frau Hella! Weil Sie —

Hella.

O bitte, lassen Sie doch mich aus dem Spiele! Ja!

Richard.

Frau Hella —

Hella.

Nennen Sie mich nicht Frau Hella — mindestens nicht vor den Leuten.

Richard.

Aber wenn wir allein sind —

Hella.

Ich werde dafür sorgen, daß wir nicht allein sind.

Richard.

Ich verstehe Sie —

Hella.

Gar nichts verstehen Sie — (Fortgehend, für sich): Schade!

Achte Scene.

(Felix, Professor Simrock, Dr. Münzer, einige Damen und Herren aus dem Salon; später Treffner von rechts.)

(Hella geht den Eintretenden entgegen. Es bilden sich einzelne Gruppen. Links um die Hausfrau

Simrock, Münzer. In der Mitte, halb in der Türe Steffi und einige Damen, weiter nach rechts Frau Eugenie und einige Herren. Vorne rechts Felix und Richard.)

Professor Simrock (auf Richard weisend).

Der Dichter auf Wartegebühr. Wann soll denn sein Stück herauskommen?

Dr. Münzer.

Interessiert es Sie?

Professor Simrock.

Mein Gott, das Interesse der Erwartung! Das ist ja das Einzige, wofür wir noch empfänglich sind. Wer uns die Erwartung würzt, der ist unser Mann.

Dr. Münzer.

Was aber sollen wir denn da erwarten? Ein Stück mehr oder minder. Die Saison verschlingt sie alle. Und die jungen Poeten glauben dabei immer, daß sie es sind, um die sich die Welt dreht. Unsere Welt dreht sich um was ganz anderes.

Professor Simrock.

Zum Beispiel um eine schöne Frau.

Dr. Münzer.

Na, ich glaube, diese schöne Frau würde was drum geben, wenn das Stück ihres Schützlings —

Hella.

Sie werden sich meine Gnade ganz verscherzen, wenn Sie so geschmackloses Zeug reden. Herr Baer

ist ein Freund Treffners und der hat ihn mir ins Haus gebracht. Weder Herr Baer noch sein Stück flößen mir tieferes Interesse ein.

Dr. Münzer.

Pardon! Ich dachte nur, weil Sie gestern —

Hella.

Ach Gott, was weiß ich heute von gestern! Uebrigens habe ich Ihnen weder heute, noch gestern, noch vorgestern ein Recht eingeräumt, mein Interesse zu taxieren.

Dr. Münzer.

Gnädige Frau sind heute bei schlechter Laune.

Hella.

Vielleicht.

Professor Simrock.

Was können wir tun, wir, Ihre Getreuen, damit —

Hella.

Gar nichts, meine Herren —

Professor Simrock.

Wenn ich mich recht erinnere, gnädige Frau, in früheren Jahren —

Hella (aufstehend).

Wenn Sie glauben, mit Erinnerungen meine Laune zu verbessern — (Geht zu einer anderen Gruppe.)

Dr. Münzer (zu Simrock).

Gewitter im Anzug.

Professor Simrock.

Kenne ich. Immer so gewesen. Interessiert mich nur so lange, als ich nicht weiß, wie das Gewitter heißt. Wenn ich das erfahren habe, — ist das Gewitter auch meist schon vorüber.

Dr. Münzer.

Merkwürdige Frau! Wenn die ihre Memoiren schreiben wollte — —

Professor Simrock.

Um Gotteswillen!

Dr. Münzer.

Das wäre wohl manchem recht — peinlich! Beispielsweise unserem Kronach.

Professor Simrock.

Dem Bildhauer? Kann schon sein.

Dr. Münzer.

Erklären Sie mir nur das Eine, lieber Professor. Wie kommt es, daß man immer den Bildhauer hier trifft? Es ist der einzige Salon Wiens, den er, der große Einsame, besucht. Und hier wird er geradezu zur Schau gestellt, herumgereicht, möchte ich sagen. Das muß ihm ja in der Seele widerwärtig sein.

Professor Simrock.

Er muß kommen. Frau Hella will es. Sie braucht ihn. Sein Name ist ihr unbezahlbar.

Dr. Münzer.

Hat Frau Hella denn auch Macht über den?

Professor Simrock.

Mein junger Freund, Sie kennen diese Frau noch nicht. Das ist ihr ganzes Geheimnis. Keiner entkommt ihr. Jeder ist in ihrer Schuld. Jeder hat einmal eine Gnade von ihr angenommen, dankt ihr die Erfüllung eines Wunsches, eines Planes. Den hält sie mit einem Brief, den mit einer Mitwisserschaft, den mit Erinnerung an eine Stunde, an eine Minute vielleicht bloß. Wer einmal über diese Schwelle getreten ist, der ist ihr verfallen: Kronach, Sie, ich, alle hier.

Dr. Münzer.

Das ist ja furchtbar.

Professor Simrock.

Wie man's nimmt. Nehmen Sie es von der angenehmen Seite.

(Einige Herren treten zu den Beiden.)

Richard (vorne, zu Felix).

Du hast sie wiedergesehen?

Felix.

Von weitem. Sie hat mich nicht erkannt oder nicht erkennen wollen.

Richard.

Wenn ich an sie denke, schnürt es mir den Hals zusammen.

Felix.

Narr! Hier heißt es: vorwärts! Nicht umgesehen! Dem Leben die Sporen gegeben und — vorwärts! Lerne das doch!

Richard.

Wär' ich nur erst oben!

Felix.

Hinauf ist mancher gekommen. Aber oben bleiben — das ist die Kunst.

Richard.

Wär' ich nur erst oben! Dann könnte ich mir sagen: Du hast Recht gehabt, in allem Recht gehabt.

Felix.

Recht hat, wer Recht behält. Und jeder Sieger behält Recht. Aber so zerfahren und unruhig wie Du, darf man nicht sein, wenn man — klettern will.

Richard.

Das Warten auf die Aufführung macht mich nervös. Dieses Vertrösten von einem Tag zum andern. Die Rollen sind schon herausgeschrieben, das Stück ist bei der Zensur eingereicht — aber das dauert alles so furchtbar lange!

Felix.

Wir müssen alle auf unsere Stunde warten.

Richard.

Und dabei habe ich das Gefühl: alle sehen auf mich, alle erwarten mein Stück.

Felix.

Fällt ihnen gar nicht ein.

Richard.

Ich höre es ja von jedem.

Felix.

Am meisten von Dir selbst. Uebrigens will ich Dir was sagen. Wenn es wahr wäre oder wahr würde, daß alle auf Dich schauen — dann stünde es schlimm mit Dir. Du gehörst zu den Menschen, die es nicht vertragen, wenn man ihnen zusieht. Wenn Du oben stündest auf der Spitze und Tausende von Blicken würden Deine Schritte verfolgen — auf einmal bekämst Du den Schwindel und aus wäre es!

Richard.

Lächerlich. Ich kümmere mich nicht um die blöde Menge.

Felix.

Du kümmerst Dich ausschließlich um sie. Das ist Dein Verderben! Um das, was sie sagt, was sie will — darum fragst Du ewig.

Richard.

Ich denke nur an meine Kunst. Alle meine Gedanken gehören meiner Kunst. Kannst Du das auch von Dir behaupten?

Felix.

Ja. Nur verwechselst Du meine Künste. Meine Kunst ist nicht die Malerei — sondern der Umgang

mit Menschen. Ich bringe sie in meine Gewalt — Du gerätst in die ihre. So wird mir alles zum Glück ausschlagen und Dir alles zum Unglück. Ich habe mir Wort gehalten.

Richard.

Wieso —?

Felix.

Bitte, frage jetzt nicht, sondern verliere Dich. Schnell!

Richard (zieht sich zurück).

Steffi (steht Felix gegenüber).

Ich kann Ihnen nicht schreiben. Ich finde den Mut nicht.

Felix.

So reden Sie!

Steffi.

Was soll ich Ihnen denn sagen?

Felix.

Daß Sie mich wahnsinnig lieben.

Steffi (entsetzt).

Daß ich Sie — —?

Felix.

Ja, ja, daß Sie nicht leben können ohne mich.

Steffi (wie oben).

Nicht leben können — —

Felix.

Sie denken ja fortwährend an mich.

Steffi.

Sie zwingen mich dazu. Ich will nicht — ich will nicht — und ich muß! Was haben Sie mit mir gemacht?

Felix.

Ich habe Ihnen von Dingen gesprochen, die Sie nicht wußten und nach denen Sie brannten.

Steffi.

Jetzt brenne ich. Es liegt wie Feuer auf meinem Kopf.

Felix.

Ich mache Ihnen das Tor des Lebens auf. Seine Flamme schlägt Ihnen entgegen. Haben Sie Furcht?

Steffi (tonlos).

Vor Ihnen.

Felix.

Und doch lieben Sie mich. Wenn Sie die Augen schließen, glauben Sie, daß ich Sie küsse. Sie fühlen die Küsse, die ich Ihnen nie gegeben habe.

Steffi.

Woher wissen Sie das?

Felix.

Aus Ihren Augen lese ich das — und noch vieles andere! Wenn wir jetzt allein wären —

Steffi.

Nein, ich will nicht mit Ihnen allein sein — sonst sprechen Sie wie neulich —

Felix.

Und Sie trinken jedes meiner Worte, gierig, verdurstend — —. Wie trocken Ihre Lippen sind!

Steffi.

Was machen Sie aus mir?

Eugenie (rufend).

Steffi!

Steffi (sich zusammennehmend).

Ich höre alles wie aus weiter Ferne. Alles liegt hinter einem Nebel —

Felix.

Nur ich bin nah', ganz nah' — (er ergreift ihre Hand).

Steffi.

Lassen Sie mich — bitte —

Eugenie.

Steffi!

Steffi.

Ja, Mama! (Eilt nach rückwärts.)

Felix (ihr nachblickend).

Die Sporen, die Sporen! — Dann ist man oben —! (Verliert sich.)

Neunte Scene.

(Vorige. Aus dem Hintergrunde Kronach und Moritz Willner.)

Hella (Kronach entgegen).

O, unser lieber Meister!

(Es bildet sich ein Kreis um Kronach.)

(Vorne trifft Moritz Willner auf Felix.)

Moritz Willner.

Ah, freut mich sehr, Sie zu sehen. Wie steht das werte Befinden?

Felix (etwas überrascht).

Herr —?

Moritz Willner.

Willner heiße ich. Sie erkennen mich wohl nicht? Bankier Willner. Merkwürdig, jetzt besinne ich mich auch nicht gleich — wie war doch Ihr werter Name —?

Felix.

Felix Hartmut.

Moritz Willner.

Ach ja, natürlich! Entschuldigen Sie! Wie konnte ich nur —?! Ich treffe so viele Leute im Salon meiner Schwägerin. Ich komme nämlich zu jedem jour. Man macht ganz interessante Bekanntschaften. Bin sehr stolz, auch Sie darunter zählen

zu dürfen. Ich bin nur ein einfacher Geschäftsmann. Cigarette gefällig?

Felix.

Danke, ich rauche nicht.

Moritz Willner.

Das dort ist meine Tochter.

Felix.

Ich habe schon die Ehre, Fräulein Tochter vorgestellt zu sein.

Moritz Willner.

Hübsches Mädel, was? Viertel Million Mitgift. Sehr gebildet. Nicht musikalisch. Fein. Was wollen Sie noch? Und doch eine Sorge. Na, und was für eine! (Er geht weiter; zu Professor Simrock, auf den er stößt): Sie, Professor, wer ist denn der junge Mensch, mit dem ich eben gesprochen habe? (Hängt sich in seinen Arm und verliert sich mit ihm.)

(Im Hintergrunde spricht Felix mit Steffi.)

Eugenie (zu Hella).

Nein, diese Herren! Was die einem für Dinge sagen!

Hella.

Wenn man sie sagen läßt. Und Steffi?

Eugenie.

Mein Gott, Steffi! In Deinem Hause ist sie doch sicher!

Hella.

Sicher ist ein Mädel nur allein in der Gondel eines Luftballons.

Eugenie.

O, diese Sorge um Steffi. Sie bringt mich noch zur Verzweiflung.

Hella.

Wenn Du gerade daran denkst . . . .

(Sprechen weiter.)

Kronach (zu Richard).

Ich habe auch einmal so felsenfest an mich geglaubt, wie Sie heute an sich glauben.

Richard.

Einmal, Meister? Heute nicht mehr?

Kronach.

Nein. Seitdem ich der Welt etwas bedeute, bedeute ich mir nichts mehr. Der Erfolg hat mein Selbstvertrauen zerstört.

Richard.

Der Erfolg! Sie haben ihn genossen, wie kein Zweiter. Und das hat Sie nicht beglückt, erhoben?

Kronach.

Nein. Keinem echten Künstler genügt der Erfolg — und wäre er noch so groß. Jeden drückt er

nieder. Bleiern. Man schämt sich beinahe seiner in seinem Innersten. Wie eine Entweihung des Werkes erscheint er einem.

Richard.

Alles würde ich hingeben für den Erfolg.

Kronach.

Keiner, der ihn noch gesucht, hat ihn gefunden. Keinem, der ihn ersehnt, hat er das Sehnen befriedigt.

Richard.

Aber der Erfolg ist doch der Ruhm!

Kronach.

Nein, der Erfolg ist der Sancho Pansa des Ruhms. Denn auch der Ruhm ist eine Narrheit — freilich eine göttliche Narrheit!

Richard.

Sie sagen das? Sie? Auf Ihrem Haupte, Meister, liegt die Krone des Ruhmes. Sie wissen den Weg des Ruhmes.

Kronach.

Ja, ich weiß ihn. Denn er führt mitten durch mein Herz. Lassen Sie es sich gesagt sein: nicht durch die Welt, nicht durch diese Welt geht der Weg zum Ruhme. Weit abseits davon liegt er.

Richard.

Wo liegt er?

Kronach.

Jeder muß ihn neu entdecken. Unbegangen muß er sein. Jungfräulich. Nur der kommt zum Ruhme, der den Weg zu ihm entdeckt. Und der Weg ist so schmal, daß zwei nicht nebeneinander ihn beschreiten können.

Richard.

Aber hintereinander können doch zwei gehen.

Kronach.

Nein. Der Zweite erstickt im Staube. Zur Höhe kommt er nicht. Doch, warum sage ich Ihnen das alles: jeder Rat ist unnütz.

Richard.

Nicht doch, Meister! Raten Sie mir.

Kronach (sehr ernst).

Gehen Sie allein Ihres Weges, junger Mann. Man soll seinen Sieg niemandem schulden müssen. Nicht den kleinsten Teil seines Sieges soll man schulden müssen. So eine Schuld ist oft ein Fluch, der einem durchs Leben nachgeht. (Er wendet sich zum Gehen.)

Hella.

Sie gehen schon, lieber Meister?

Kronach.

Ich bin wirklich nur gekommen, weil Sie es wünschten. Ich bin krank und die Menschen tun mir nicht gut. (Ab.)

Treffner (zu Hella).

Er sieht nicht gut aus, der Meister. Er sollte wirklich nicht in die Welt gehen. Ich weiß, daß es ihn irritiert.

Hella.

Meinen Sie? Er soll auch nirgends hingehen. Nur zu mir muß er kommen. Ich habe es gerne, wenn er da ist. Sehen Sie, lieber Freund, das ist der einzige, der mich erinnern darf.

Zehnte Scene.

(Vorige. Becker.)

Becker (begrüßt flüchtig die Anwesenden, küßt Hella die Hand und wendet sich dann sofort zu

Richard).

Ich wußte ja, daß ich Sie hier treffen würde.

Richard.

Sie suchen mich?

Becker.

Ja. Ich muß Ihnen eine unangenehme Neuigkeit mitteilen. Ihr Stück ist verboten worden.

Richard.

Was sagen Sie da?

Becker.

Eben kam die Nachricht von der Polizei. Die Zensur läßt es nicht passieren.

Richard (sinkt auf einen Stuhl).

Mein Stück!

Hella.

Was ist geschehen?

(Becker spricht mit Hella.)

Hella.

Und da lassen Sie den Kopf sinken?

Richard.

Nein; ich nehme den Kampf auf. Durch alle Instanzen will ich ihn führen. Zum Minister gehe ich — zum Kaiser, wenn's sein muß!

Hella.

Bravo, so ist's recht. Ich stehe Ihnen zur Seite.

Richard.

Sie?

Hella.

Ja, ich! Haben Sie daran gezweifelt? Ich helfe Ihnen. Lassen Sie mich nur machen. Ich nehme alle Fäden in meine Hand.

Becker (zu Richard).

Die Instanzen werden Ihnen nichts nützen. Der Inhalt ist aufreizend, so heißt es im Erlaß, gemeingefährlich.

Richard.

Gemeingefährlich — weil ich die Wahrheit sage?

Weil ich der Gesellschaft die Maske vom Gesichte reiße? Weil ich die elende Wirtschaft von Protektion und Lüge aufdecke? Weil ich sage: reinliche Scheidung zwischen Euch und uns? Weil ich es endlich ihr ins Gesicht schreie: die ewige Wahrheit des ewigen Hasses! Soll es verboten sein, zu sagen, daß das alles käuflich ist in dieser Welt, der sogenannten Welt, alles: Stellung, Ansehen, Ehre, Liebe, Achtung? Pfui! O, ich gebe mich nicht für besiegt! Noch lange nicht. Der Wahrheit ihr Recht! Eine Volksversammlung rufe ich ein. Die Barbarei der Zensur soll gestürzt werden, um meinetwillen. Mit meinem Stücke bahne ich der Wahrheit eine Gasse.

(Alle haben sich um ihn geschart. Händeklatschen und Bravorufe.)

Treffner.

Eine Sau hat der Bursch! Nun ist er verboten — nun ist er ein gemachter Mann.

Richard.

Was sagte Meister Kronach? Allein soll ich gehen? Nein, mit Tausenden gehe ich meinen Weg. Jede Hand ergreife ich, die mir hilft. Wer mir hilft, hilft der Freiheit! Der Wahrheit! Der Unabhängigkeit! Um mein Stück handelt es sich ja, um mein Stück, das ein Werk der Freiheit, der Unabhängigkeit!

Treffner.

So siegt bei uns — die Unabhängigkeit!

Professor Simrock.

Er hat was Demagogisches!

Eugenie.

Etwas Hinreißendes!

Dr. Münzer.

Ein interessanter Mensch!

Moritz Willner.

Ich freue mich, daß ich ihn kenne. Persönlich!

Hella.

Mein Mann wird eine Interpellation im Reichsrat einbringen. Sie sollen sehen, wie gearbeitet werden wird für Sie! Von hier aus.

Treffner (zu Hella).

Nicht Genie, Glück muß man haben.

Hella.

Genie und Glück — ist das nicht beinahe dasselbe?

Stimmen durcheinander.

Nein, wie interessant—! Und Sie ahnten natürlich nichts? — Sie glaubten natürlich —? So behandelt man die Dichter bei uns! — Den freien Geist! — Sich nichts gefallen lassen! — Bravo, nur vorwärts! (u. s. w.).

(Alle umdrängen Richard).

Becker.

Das war wirklich die einzige Chance des Erfolges.

Dr. Münzer.

Glauben Sie, daß die Zensur nachgiebt?

Becker (zuckt die Achseln).

Dr. Münzer.

Ich bin riesig gespannt!

Professor Simrock.

Er hat alle meine Sympathien!

Mehrere Stimmen.

Natürlich, alle Sympathien!

Dr. Münzer.

So wird man ein Märtyrer!

Mehrere Stimmen.

Ja, ein Märtyrer!

Willner (kommt von rechts).

Was geht denn vor, mein Kind?

Hella.

Ich habe wieder einmal Recht behalten. Baer wird berühmt. Nein, er ist es schon.

Willner.

Ist sein Stück inzwischen gegeben worden?

Hella.

Es wird nie gegeben werden. — Aber, das erkläre ich Dir später. Deinen Prinzen sollst Du übrigens haben.

Felix (zu Richard).

Ich gratuliere. Jetzt bist Du oben. Jetzt bleibe nur oben!

(Inzwischen sind die Gäste verschwunden, die letzten nehmen im Salon eben von Willner Abschied.)

Elfte Scene.

(Hella. Richard.)

Richard (geht erregt auf und ab).

Hella.

Mein Dichter!

Richard.

Frau Hella — Hella!

(Hella faßt seine beiden Hände.)

Hella.

Still (sie küßt ihn). Was tun Sie —? (sinkt in seine Arme).

(Der Vorhang fällt.)



Dritter Aufzug.

(Einfach, aber hübsch eingerichtetes Zimmer Baers. Schreibtisch rechts vorne. Links Ottomane. Ein paar Bücher auf einem Regal. Darüber an der Wand ein Lorbeerkranz mit roten Schleifen. Auf dem Schreibtisch Blumen in einem Glase. Rechts Fenster. Links Türe. Türe im Hintergrunde, Mitte.)

Erste Scene.

(Richard. Treffner.)

Treffner (noch den Hut in der Hand).

Ganz nett haben Sie es da. (Sieht sich um.) Ei, der schöne Lorbeerkranz! (Liest die Schleife): Dem Märtyrer —

Richard.

Den erhielt ich in der Volksversammlung, wo ich die große Rede hielt.

Treffner.

Das ist wohl das Einzige, was Ihnen bisher Ihr junger Ruhm getragen hat?

Richard.

Eigentlich ja. Ich erhielt freilich von den Zeitungen eine Menge Anträge und Aufforderungen, etwas zu schreiben —

Treffner.

Ihr Name war eben aktuell.

Richard.

Aber ich hatte keine Zeit.

Treffner.

Keine Zeit?

Richard.

Mein Stück hielt mich in Atem. Ich hatte ja so viele Besuche zu machen. Die Volksversammlung! Die Audienzen!

Treffner.

Und alles vergebens.

Richard.

Sie fürchten sich oben. Darum geben Sie mein Stück nicht frei. Sie ahnen, welchen Sturm es bei der Aufführung entfesseln würde. Sie haben Angst vor mir.

Treffner.

Warum ließen Sie denn nicht Ihr Stück in Deutschland aufführen?

Richard.

Die Direktoren meinten, es sei zu lokal, zu wienerisch.

Treffner.

Sie hätten es mindestens als Buch erscheinen lassen sollen.

Richard.

Die Verleger wollen von Theaterstücken nichts wissen! Sie sagen, Stücke gingen nicht im Buchhandel. Ueberall dieselbe Geschichte: sobald ein Talent auftaucht, gleich ist eine Verschwörung da, um es zu unterdrücken. Und die Direktoren und Verleger sind die Rädelsführer. Sie haben förmlich Angst vor meinem Talente!

Treffner.

Da gibt es nur ein Mittel.

Richard.

Und das wäre?

Treffner.

Schreiben Sie ein neues Stück.

Richard.

Ja, gewiß werde ich ein neues Stück schreiben. Ich habe tausend Pläne.

Treffner.

Gleich müssen Sie es schreiben. Deswegen komme ich zu Ihnen.

Richard (mißtrauisch).

Deswegen kommen Sie zu mir?

Treffner.

Eigentlich trifft mich ein Teil der Verantwortung für Ihr Schicksal. Ich war es ja, der —

Richard.

Und ich bin Ihnen tief dankbar dafür.

Treffner.

Sie haben fabelhaftes Glück gehabt.

Richard.

Glück? Wenn mein Stück gegeben worden wäre, dann hätten Sie von Glück sprechen können. Dann wäre ich heute ein gemachter Mann.

Treffner.

Entschuldigen Sie, wenn ich nicht ganz Ihrer Meinung bin. Wer weiß, wie Ihre Première ausgefallen wäre! Das ist immer ein Spiel. Sie haben ein Spiel gewonnen, ohne die Karten zeigen zu müssen.

Richard.

Aber ich habe sie in der Hand!

Treffner.

Oder Sie glauben mindestens, sie in der Hand zu haben. Und das Publikum hat diesen Glauben geteilt. Sie haben die Konjunktur glänzend ausge-

nützt. Jeden Tag durch Wochen stand Ihr Name in der Zeitung. Ihre Audienzen beim Minister: dreißig Zeilen. Die Volksversammlung: achtzig Zeilen. Die Interpellation im Parlament: ein Leitartikel! Was wollen Sie noch mehr? In allen Gesellschaften waren Sie zu sehen. Bei jeder Gelegenheit waren Sie „anwesend". „Der Dichter des verbotenen Stückes, der Märtyrer". Das Verbot hat Ihnen die Hauptsache verschafft, deren man im modernen Leben bedarf. Kredit! Man eskomptiert Ihren Ruhm — aber die Stunde kommt, wo Sie zahlen müssen.

Richard.

Ich werde zahlen wie ein König. Warten Sie nur, bis mein nächstes Stück fertig ist!

Treffner.

Ich kann warten — ob aber die andern?

Richard.

Welche anderen?

Treffner.

Die Namenlosen. Die Menge, die der Reiz des Verbotenen, der Oppositionsteufel, der in uns allen steckt, die Sympathie für den Geknebelten zu Ihrem Gefolge gemacht hat. Die Menge, die heute Ihren Namen weiß, ohne sich was Rechtes darunter zu denken. Diese Menge hat Ihnen, großmütig wie sie ist, Ruhm auf Kredit gegeben, den Lorbeerkranz auf Kredit, das Interesse auf Kredit. Bis

auf das kleinste Stück in diesem Zimmer haben Sie alles auf Kredit.

Richard.

Mit meinen Tantièmen werde ich das alles bezahlen.

Treffner.

Machen Sie nicht mehr Schulden, als Sie je zu tilgen vermögen. Die Menge ist ein furchtbarer Gläubiger. Der Kranz dort wird Sie mehr kosten, als das lumpige Geld, das Sie irgend jemandem für diese Einrichtung schulden.

Richard.

Ich fürchte die Stunde der Bezahlung nicht.

Treffner.

Sie stellen sie sich leichter vor, als sie ist. Wenn Sie nicht alles jetzt überzahlen, hundertmal mehr geben, als man erwartet, bricht der Konkurs über Sie herein. Ein entsetzlicher Konkurs, weil er lächerlich wäre. Sie haben es verstanden, die Menge glauben zu machen, Sie wären ein König. Nun heraus mit den Golddukaten Ihrer Prägung! Auf den Tisch mit den Dukaten! Und voll müssen sie sein — blank und klingend und echt!

Richard.

Lassen Sie mir nur Zeit!

Treffner.

Ich lasse Ihnen eben keine Zeit. Ich bin ein

erfahrener Journalist. Ich kenne die Witterung. Jetzt ist der Augenblick da, wo man auf Sie blickt. Morgen ist er vielleicht schon vorüber. Wenn Sie diesen Augenblick nicht nützen — ist alles umsonst gewesen.

Richard.

Ich kann mich nicht drängen lassen — nicht vom Augenblick, nicht von Ihnen. Nein, nicht von Ihnen. Ich freue mich, daß Sie so viel Interesse an mir nehmen. Aber plötzlich? Warum? Gerade Sie haben nie eine Zeile über mich geschrieben. Gerade Sie haben nie meinen Namen genannt. Und auf einmal —

Treffner.

Ich wollte nicht Ihr Gläubiger werden.

Richard.

Aber Sie sind es doch! Für jenen Besuch in meiner alten Wohnung fordern Sie heute die Zinsen. Ich soll mich von Ihnen gängeln lassen, soll machen, was Sie wollen, was Sie für gut finden, was Sie mir raten.

Treffner.

Ich rate Ihnen Ihr Bestes.

Richard.

Mein Bestes weiß ich schon selbst.

Treffner.

Sie sehen nicht Ihr Schicksal, wie ich es sehe.

Ich habe hundert Existenzen wie die Ihrige ins Licht treten sehen, um dann — so schnell wie sie gekommen, wieder im Schatten zu verschwinden.

Richard.

Die hatten nicht mein Talent.

Treffner.

Ihr Talent!! Beweisen Sie es doch!

Richard.

Mein Stück —

Treffner.

Das beweist nichts — denn es wird nie gegeben werden. Das wissen Sie jetzt so gut wie ich. Das Schicksal Ihres Stückes, Ihr Bekanntwerden beweist nur Ihr Glück. Sonst nichts! Ziehen Sie sich irgend wohin zurück, wo es recht still ist — der Lärm der Welt kann Sie ja nicht zum Arbeiten kommen lassen — und schreiben Sie was.

Richard.

Ah, jetzt verstehe ich Sie endlich! Fort wollen Sie mich haben! Sie irren sich. Ich bleibe, wo ich bin.

Treffner.

Sie mißverstehen mich.

Richard.

Sie verstehen mich ganz gut. Mein Ruhm, mein Talent kümmert Sie nicht. Um meinem Na-

men zu nützen, sind Sie nicht heraufgekommen. Aber weil ich Ihnen — irgendwo im Wege bin, weil Sie meine Gegenwart — irgendwo nicht vertragen, geben Sie mir den guten Rat, Wien zu verlassen, um ein ruhiges Plätzchen zum Arbeiten zu finden.

Treffner.

Und wenn ich zugeben würde, daß Sie recht haben?

Richard.

Dann antworte ich Ihnen: ich bleibe.

Treffner.

Aus Trotz? Aus Eigensinn? Warum? Oder glauben Sie wirklich, daß Sie bleiben, weil Sie bleiben müssen? Fühlen Sie denn nicht, daß dort wie hier die Rolle ausgespielt ist?

Richard.

Herr Treffner, mit welchem Recht —?

Treffner.

Mit dem Recht des Mannes, der Dummheiten verhüten will, rede ich zu Ihnen. Bitte, vergegenwärtigen Sie sich doch einmal Ihre Situation. Solange man der Götze des Tages ist, darf man sich alles erlauben. Auch den Luxus, lieb Kind bei einer schönen Frau zu sein. Nun gibt es für Sie nur zwei Möglichkeiten: entweder Sie gehen freiwillig, oder diese schöne Frau weist Ihnen den Weg. Einen dritten Weg kenne ich nicht und gibt es nicht.

Richard.

Sie kennen Frau Willner nicht —!

Treffner (lächelnd).

Ich kenne Frau Willner nicht? Was wollen Sie von ihr? Sie lieben sie ja offenbar! Wollen Sie ihr Schicksal an das Ihre ketten? Wollen Sie mit Ihr durchgehen?

Richard.

Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig!

Treffner.

Aber ich bin es meiner Freundin schuldig, zu verhüten, daß Sie einen Skandal machen. Und darum sage ich Ihnen kurz und bündig: Sie werden aus dieser Stadt verschwinden —. Suchen Sie sich Ihren Ruhm oder was sonst Ihr Lebensziel ist, anderswo.

Richard.

Ich wollte doch sehen, wer mich zwingen kann —

Treffner.

Es steht Ihnen ja auch frei, meinen Rat nicht zu befolgen. Es steht Ihnen ja frei, über alles, was ich sage, die Achseln zu zucken. Bitte, genieren Sie sich nicht. Aber — die Dinge gehen deswegen doch ihren Lauf. In Ihrem Falle gibt es keinen Ausgleich, sondern nur die Insolvenz. Und insolvente Leute verschwinden.

Richard.

Ich will Ihnen was sagen, Herr Treffner: Hinter all Ihren Worten lauert die —

Treffner.

Reden Sie nicht aus! Verschieben Sie die Situation nicht! Glauben Sie mir, ich stehe hier nicht als Nebenbuhler, sondern als Mensch, der in Ihrem und Frau Willners Interesse eine unangenehme Sachlage abkürzen möchte. Oder wollen Sie darauf warten, bis Frau Willner Sie hinauswirft?

Richard.

Mich?

Treffner.

Das wird das Ende sein, wenn wir diesem Ende nicht klug vorbeugen.

Richard.

Ich werde ihm vorbeugen, verlassen Sie sich darauf!

Treffner.

Dann umso besser für uns alle. (Er nimmt seinen Hut.) Leben Sie wohl, Herr Baer! Ich bedauere aufrichtig, daß ich Sie von der Freundschaftlichkeit meiner Gesinnung nicht überzeugen konnte. Machen Sie, was Sie wollen! Nur keinen Skandal! Denn sonst finden Sie mich auf Frau Willners Seite, bereit, Sie im Notfall niederzuschlagen wie — einen Friedensstörer! (Ab.)

Zweite Scene.

(Richard allein.)

Richard.

Heut' noch werd' ich Hella sagen, daß sie sich entscheiden muß zwischen mir und ihm. Sie muß ihn aufgeben um meinetwillen. Das ist selbstverständlich! Selbstverständlich!

Dritte Scene.

(Felix. Richard.)

Felix (eintretend).

Servus! Mit wem hast Du denn eben so laut gesprochen?

Richard.

Mit mir selbst! Du weißt ja, wenn mich etwas beschäftigt, muß ich es laut sagen. Uebrigens gut, daß Du kommst! Ich möchte Dich was fragen: Du bist ja so korrekt. Oder nein, ich frage Dich lieber nicht! Treffner war eben da.

Felix.

Ich habe ihn auf der Treppe getroffen.

Richard.

Sagte er was?

Felix.

Nur daß es hübsch wohnlich bei Dir sei. Verkehrst Du viel mit Treffner?

Richard.

So gut wie gar nicht.

Felix.

Das ist ein Unrecht von Dir. Du könntest viel von ihm lernen.

Richard.

Du wirst mir doch nicht einreden wollen, daß Treffner Talent hat?

Felix.

Um das handelt es sich auch gar nicht. Ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß man dem Talent viel zu viel Wichtigkeit beimißt. Ueberhaupt: was hat denn einen Wert an und für sich? Gar nichts. Die Werte prägen wir, die Menschen. Und wie prägen wir sie? Indem wir den anderen Menschen sagen, diese Sache hat von heute ab diesen und diesen Wert. Es kommt bei allem darauf an, wie man seinen Mitmenschen diese Ueberzeugung beibringt.

Richard.

Und die berühmten großen Werke?

Felix.

Lächerlich! Wer sagt Dir, daß sie wirklich groß sind? Man redet uns, seitdem wir denken können, ein, sie zu bewundern, und wir bewundern sie pflichtgemäß. Papiergeld des Ruhms! Ich lasse mich nicht foppen. Talent, Genie, das ist nichts anderes,

als die Kunst, Kreise zu bilden. Erst einen kleinen, dann einen, der die ganze Welt umfaßt. Talent haben heißt, ein Mittelpunkt sein können. Kannst Du das nicht, dann geht der Kreis wie ein schweres Wagenrad über Dich hinweg.

Richard.

Also die Clique ist für Dich alles?

Felix.

Nenn' es Clique, Schule, Welt — gleichviel! Nenn' es Staat, Familie, Herde — was weiß ich! Herrschen ist alles! Statt aber, daß Du Herr geworden wärest über Dein Glück, hast Du Dein Glück Dir über den Kopf wachsen lassen. Nimm Dir ein Beispiel an mir: ich habe das Glück so fest am Halse gepackt, daß es mir nicht mehr auskommen kann. Ich sage Dir jetzt adieu.

Richard.

Du verreisest?

Felix.

Ja, in eine neue Existenz. Mit der Bohème ist es aus. Ich rangiere mich, ich heirate.

Richard.

Du heiratest? Wen denn?

Felix.

Fräulein Steffi Willner. Viertel Million Mitgift. Sehr gebildet. Sehr fein.

Richard.

Die heiratest Du? Und die Eltern?

Felix.

Wissen noch gar nichts davon. Aber ich erzwinge ihre Einwilligung. Ich gehe heute mit Steffi durch.

Richard.

Allen Ernstes?

Felix.

Ich scherze nie. Man erreicht heute nur etwas, wenn man die Menschen vor Tatsachen stellt: eben vor das Müssen! Kompromittierung oder Ehe. Wie's beliebt. Ich habe nichts zu verlieren — alles zu gewinnen.

Richard.

Und das Mädchen?

Felix.

Tut, was ich will. Wenn man das richtige Ende erwischt, hat man alle diese jungen Mädel beim Wickel. Und schließlich: macht sie denn eine so schlechte Partie? Ich stehe ganz allein in der Welt; keine Verwandtschaft, gar keine. Geld hat sie, also brauche ich keines. Lancieren werden mich die Schwiegereltern. Schande werde ich ihnen keine machen. Ich male meine Porträts so gut wie einer, der Titel und Orden hat. Habe ich Aufträge, kriege ich auch die. Meine Manieren sind tadellos. Ich werde ein Haus führen. Es wird chik sein, zu mir zu kommen, fair, sich von mir malen zu lassen.

Managen muß man das alles. Einreden, einbüffeln, einbläuen muß man es den Leuten.

Richard.

Weißt Du auch, was Du getan hast? Etwas Entsetzliches!

Felix.

Ich habe nichts getan. Das ist ja eben mein Meisterstück. Ich war und bleibe korrekt. Nicht das Haar habe ich dem Mädel berührt.

Richard.

Und sie liebt Dich?

Felix.

Sie ist toll.

Richard.

Du hast sie toll gemacht.

Felix.

Aber ich bin vernünftig geblieben. Jeder Zug ist erwogen. Ich habe alle in der Hand, Steffi und ihre Eltern. Sie können nicht heraus. Und ich war doch korrekt! Siehst Du, so muß man mit dem Leben umgehen. Also leb' wohl, Richard!

Richard.

Was heißt das?

Felix.

Ich weiß nicht, wie sich die Dinge gestalten

werden. Vielleicht reißt uns jetzt unser Schicksal auseinander.

Richard.

Aber ich stehe doch auch in jener Welt, in die Du eintrittst. Ich habe Dich ja eingeführt in jene Welt!

Felix.

Du wirst Dich in ihr nicht behaupten können. Und ich sage Dir es lieber gleich und in aller Freundschaft. Ich kann nichts für Dich tun.

Richard.

Ich brauche Dich gottlob nicht.

Felix.

Warte nur! An alle Deine Freunde wirst Du Dich klammern in dem großen Krach, der jetzt für Dich kommt. Du wirst von jedem Hilfe, Rettung verlangen — wie Du von jedem Förderung verlangt hast! Du, der Mann mit dem großen Glück und dem kleinen Talent. Das Glück kann Dir keiner wiedergeben und Dein Talent können wir Dir nicht vergrößern.

Richard.

Mein Talent ist groß genug.

Felix.

Für Dich. Das sagen alle, die nur sich selbst anstarren und anglotzen, deren ganzes Denken um ihr eigenes Ich kreist. Das geht solange, als man im Stillen sitzt. Aber wenn man dann hinaustritt

in die großen fremden Kreise und wenn man dann sieht, daß man kein Mittelpunkt sein kann mit seinem kümmerlichen Ich, dann gibt es allemal eine furchtbare Selbsterkenntnis. Die ganz Blinden werden plötzlich ganz sehend. Glücklich warst Du, als Du noch blind warst. Heute dämmert es Dir ja schon — halb unbewußt tappst Du in Dich hinein — aber ich habe keine Lust, Dir die Kerzen anzuzünden!

Richard.

Du hast auch kein Recht dazu. Mir verdankst Du ja, wenn Du überhaupt —

Felix.

Ich verdanke niemandem etwas außer mir selbst. Mit der konventionellen Lüge des Dankens muß unsereiner ein für allemal brechen. Genug. Wir wollen nicht weiter philosophieren. Leb' wohl!

Richard.

Ich werde Dir schon beweisen — Dir und allen —

Felix.

Ich werde, ich werde! Du hast die Zukunft schon vorweg genossen. Man gibt Dir keinen Kreuzer mehr dafür. Du glaubst ja nur, daß Du in der Gegenwart für eine Zukunft lebst. Es ist ja nicht wahr! Du steckst in Deiner Vergangenheit und kommst nicht los von ihr.

Richard.

Meine Vergangenheit! Bah! Die kenn' ich nicht. Vorwärts! Nicht umgeschaut!

Felix.

Das sagt Dein Mund. Aber Du kannst es nicht. Du hast nicht meine Natur.

Richard.

Ich hab' mein Ziel vor Augen so gut wie Du — meine Zukunft ist zum Greifen nah'. Wenn heute die Vergangenheit leibhaftig an meine Tür pochte, die Vergangenheit mit ihrer Entbehrung, ihrer ewigen Not —

Felix.

Ihrer Arbeit und ihrer Hoffnung —

Richard.

Sag' lieber, der Schinderei um das tägliche Brot, mit der Sorge um jeden Tag, mit dem ewigen Erwarten von Dingen, die nicht kamen — wenn die heute von mir was will, so bin ich nicht zu Hause.

(Es klopft.)

Felix.

Herein!

Vierte Scene.

(Felix, Richard, Anna.)

Richard.

Anna!

Anna (sehr elegant, aber sehr einfach gekleidet).

Ja, Anna! Du bist erstaunt, mich bei Dir zu

sehen. Ich bin auch erstaunt darüber. Aber ich mußte kommen.

Felix (seinen Hut nehmend).

Siehst Du, nun ist sie da! Nun rede mit ihr! (Zu Anna): Fräulein Weiße, ich zähle zu Ihren größten Bewunderern! Seitdem Sie am Wiener Theater sind, sind Sie ja eine ganz andere. Man nennt Sie ja heute schon: die gefeierte Künstlerin! Ich lege Ihnen meine Verehrung zu Füßen. Adieu, Richard, laß' es Dir gut gehen! (Ab.)

Fünfte Scene.

(Anna, Richard.)

Anna.

Ich mußte kommen. Es hat mir keine Ruh' gelassen.

Richard.

Was willst Du von mir?

Anna.

Nichts! Fürcht' Dich nicht! Ich will nichts von Dir! Nur sehen wollt' ich Dich wieder! Dich sehen und fragen, —

Richard.

Nein, wie Du ausschaust? Wie fein, wie nobel!

Anna.

Ja, wir haben uns eben beide verändert! Aber sag' mir, Richard, bist Du glücklich?

Richard.

Um das zu fragen —?

Anna.

Ja, um das zu fragen, bin ich gekommen. Ich hab' so viel von Dir in der Zeitung gelesen, so viel von Dir gehört. Du bist ja ein großer Mann geworden! Gehst aus und ein in der Welt, von der wir immer sprachen. — Erinnerst Du Dich noch, wie Du immer sagtest, Du wolltest sie besiegen, ihr Herr werden?

Richard.

Ja, was man so spricht, wenn man jung ist!

Anna.

Bist Du in diesen paar Monaten so alt geworden?

Richard.

Ich hab' viel gelernt.

Anna.

Auch mich zu vergessen? Hast Du mich wirklich schon vergessen, Richard?

Richard.

Willst Du mir Vorwürfe machen?

Anna.

Vorwürfe? Nein. Dazu habe ich Dich viel zu lieb. Denn ich hab' Dich noch lieb, Richard. Ich kann Dich nicht vergessen! Ich glaube immer, alles

wäre ein wüster Traum, und jeden Morgen bilde ich mir ein, ich müßte in der alten Dachkammer wieder aufwachen.

Richard (abbrechend).

Du hast ja rasch Karriere gemacht? Auch ich habe viel von Dir in den Zeitungen gelesen.

Anna.

Und Du warst nicht im Theater?

Richard (verlegen).

Nein.

Anna.

Schämtest Du Dich? Hast Du geglaubt, ich könnte Dich sehen? Wenn ich spiele, sehe ich nichts und niemanden. Da hört die Welt mit meiner Rolle auf.

Richard.

Sag' mir nur, wie kam das so schnell?

Anna.

Ja, Glück muß man haben!

Richard.

Siehst Du?

Anna.

Hast Du Glück? Schau' mir ins Auge, Richard! Bist Du glücklich? Dann gehe ich und Du siehst mich nie wieder. Dann will ich mir sagen, Gott segne den Augenblick, da Du in die Welt tratst. Aber sollte gerade die Welt mit Dir eine

Ausnahme machen? Ihr alle habt sie als Bestie geschildert. Ist sie das nicht?

Richard.

Quäl' mich nicht, Anna! Erinnere mich nicht!

Anna.

Aber ich will Dich erinnern! An Deine Worte, an Deine Träume, als wir noch zwei arme Hascher waren. Damals sagtest Du, nur ein Treuer kann ein Großer sein! Wem bist Du jetzt treu? Deiner Kunst oder — ihr?

Richard.

Quäl' mich doch nicht!

Anna.

Schreibst Du was? Machst Du was? Liest Du ihr vor, wie Du mir vorgelesen hast? Liebt sie Dich wirklich, jene schöne Frau? Gestern fuhr sie an mir vorüber.

Richard (rasch).

Mit wem?

Anna.

Mit einem Herrn, den ich nicht kannte. Sie lachten beide. Und ich dachte mir: liebt diese Frau meinen Richard?

Richard (für sich).

Wer war das? Wer kann das gewesen sein?

Anna (fortfahrend).

Siehst Du, und deswegen kam ich heut' zu Dir. Nur um Dich zu fragen: Liebt Ihr Euch? Ist Euere Liebe mein Opfer wert? Denn mich hast Du geopfert. Was ist mir Erfolg? Was ist mir alles, wenn ich Dich nicht habe? Richard, liebst Du jene Frau?

Richard.

Ja!

Anna.

Sprichst Du das, oder Deine Eitelkeit? Und wenn Du heute vor jene Frau hintreten würdest und ihr sagen würdest, sie soll mit Dir gehen und Glück und Unglück mit Dir teilen — täte sie das?

Richard.

Ich weiß es nicht.

Anna.

Was versteht diese Frau von Liebe! Du und sie — Ihr liebt Euere Eitelkeit, nicht Euch selbst! Aber ich sage es Dir, komm'! Sei wieder mein! Wir wollen fort! Die ganze Welt ist uns offen! Du, mit Deinem Talent, Du brauchst ja die Welt nicht. Sie braucht Dich. Ich finde bald ein Engagement. Lege nur ein paar Tage zwischen uns und die letzten Monate und alles ist vergessen. Alles! Alles!

Richard.

Ich kann nicht!

Anna.

Du willst nicht!

Richard.

Ich kann nicht!

Anna.

Du bist schwach und feige! Hast Du die ganze Kraft der Empörung verloren? Hat sie Dir die Kraft aus den Knochen gesogen? Hat sie Dich so schwach gemacht?

Richard.

Sprich nicht von ihr!

Anna.

Belüg' Dich jetzt nicht! Schau', vor mir darfst Du Dich schämen! Oder nein. Sag' nichts, gib mir die Hand, komm'. Wein' Dich aus und alles ist vorbei!

Richard.

Annerl!

Anna.

Siehst Du, wie Du Dich noch meines Namens erinnerst! Nicht wahr, es ist doch gut, daß ich gekommen bin?

Richard.

Ja, es ist gut.

Anna.

Und ich soll nicht wieder fortgehen?

Richard.

Nein! Bleib'!

Anna.

Was kümmert's mich, ob Du das große Werk schreibst oder nicht! Bist Du nicht mein Richard? Ist das Leben nicht mehr wert, als alle Kunst? Waren wir nicht glücklich? So glücklich, als weder Du noch ich was waren?

Richard.

Ja, Du hast recht.

Anna.

Ich wußt' es ja, daß ich nicht vergebens kommen würde.

Sechste Scene.

(Vorige, Hella.)

(Man hört, wie ein Schlüssel ins Schloß gesteckt und umgedreht wird.)

Hella (tritt ein).

O! Besuch! (Richard will ihr entgegen, Hella winkt kurz ab und wendet sich zu Anna.) Wenn ich nicht irre, haben wir uns schon einmal getroffen.

Anna.

Ja. Sie haben damals Recht behalten. Wie konnte ich armes Ding es mit Ihnen aufnehmen!

Hella.

Ich weiß nicht, mein Fräulein —?

Anna.

Wollen wir zwei Frauen Verstecken spielen mit

einander? Wissen Sie nicht, um was es sich handelt? Wenn Sie ihm nicht die Wahrheit sagen wollen, so sagen Sie sie mir. Ich habe ein Recht darauf!

Hella.

Ein Recht?

Anna.

Er war mein! Er soll wieder mein werden! Aber vorher will ich wissen, ob er sich verkauft hat an Sie oder ob Sie ihn mir gestohlen haben?

Hella.

Was unterstehen Sie sich?

Anna.

Ich bin kein feines Fräulein, keine noble Frau, ich bin nichts als ein armes Mädel. Ich kann Sie nicht in zarter Rücksicht fragen, wenn es sich um das Einzige handelt, was ich noch hab' — da drin. Sagen Sie mir doch, daß Sie ihn mir gestohlen haben. Dann hole ich ihn mir wieder! Dann kann ich ihn noch retten! Ich will nicht, daß er zugrunde geht!

Hella.

Schütze mich doch vor der!

Anna.

Oh! Er kann Sie nicht schützen! Niemand kann Sie jetzt schützen vor mir! Jetzt red' ich! Und Sie müssen mich anhören, Sie müssen mir Rede stehen. Ob Sie wollen oder nicht! Sagen Sie mir doch, Frau, daß Sie ihn lieben! Daß Sie ihn ge-

liebt haben? Dann waren Sie in Ihrem Recht! Dann war Ihre Liebe stärker als die meine! Aber es ist nicht wahr! Sie lieben ihn nicht! Sie wollen ihn bloß haben! Gehören soll er Ihnen wie ein Ding, das man in sein Zimmer stellt! Und wenn es Ihnen nicht mehr Spaß macht, dann stellen Sie es wieder fort, das Ding, und es ist aus damit! Machen Sie mich doch schweigen mit einem Wort! Schützen Sie sich doch vor mir! Sagen Sie: Ich liebe ihn! Lügen Sie meinetwegen und sagen Sie, ich liebe ihn. Können Sie um seinetwillen nicht einmal mehr lügen? Ist er Ihnen nicht einmal eine Lüge mehr wert? Eine Lüge mehr oder weniger? Pah! was mag das bei Ihnen gelten?

Richard.

Anna, ich beschwöre Dich!

Anna.

Ich soll die schonen? Nicht wahr? Ich schreie ihr ja nicht ins Gesicht, was sie mir angetan hat, nur das, was sie Dir getan hat! Zerstört hat sie Dich, vergiftet hat sie Dich! Ja, siehst Du, hätte ich jetzt eine Waffe, ein Messer, ich könnte sie umbringen dafür. Es wär' nicht schade! Was brauch' ich ein Messer — ich hab' ja meine Hände — (sie will sich auf Hella stürzen).

Richard.

Anna — (er fällt ihr in den Arm; Hella lehnt halb ohnmächtig an der Ottomane).

Anna.

Ja, ja, ich bin ja wahnsinnig! Du stehst vor ihr und deckst sie mit Deinem Leibe. Verzeih'! Ich

weiß jetzt, daß Du nicht mehr zurück kannst. Ich hab' Dich zum letzten Mal gesehen! — Richard — Lieber Du — (sie fällt ihm mit einem Aufschrei um den Hals, küßt ihn, reißt sich heftig los und läuft zur Türe). Nie wieder — — — (Ab.)

Siebente Scene.

(Hella, Richard.)

Hella.

Ich bitte Dich, mir in Zukunft solche Scenen zu ersparen. Ich brauche mich von Deiner früheren Geliebten nicht beleidigen zu lassen. Deine Rücksichtslosigkeit übersteigt alle Grenzen.

Richard.

Du kannst Dir doch denken, wie peinlich mir selbst —

Hella.

Ueberhaupt benimmst Du Dich in einer beispiellosen Weise. Wenn das so fortgeht, werde ich jeden Verkehr mit Dir abbrechen müssen.

Richard.

Hella!

Hella.

Nur unter der Bedingung hab' ich Dir zugesagt, Dich zu besuchen, daß ich niemanden bei Dir treffe.

Richard.

Aber ich kann doch nicht —

Hella.

Du darfst eben keine Besuche empfangen. Ich weiß gar nicht, wozu Du Besuche brauchst. Du mußt eben wählen: Alle Besuche oder mein Kommen! Aber ich werde Dir die Peinlichkeit der Wahl erleichtern. Ich komme nicht mehr zu Dir. Es hat keinen Zweck. Ich will mich nicht noch ein zweites Mal der Gefahr aussetzen, von einer Wahnsinnigen angefallen zu werden.

Richard.

Ich schwöre Dir —

Hella.

Du hast mir auch geschworen, mit allem auf der Welt gebrochen zu haben um meinetwillen, niemand mehr zu kennen außer mir, Deine Vergangenheit begraben zu haben. Ich sehe, wie Du sie begraben hast, Deine süße Vergangenheit. Ich teile nicht. Ich danke dafür. Ich danke Dir überhaupt für alles, was Du mir angetan hast.

Richard.

Was hab' ich Dir denn angetan?

Hella.

Du verwüstest mein Haus. Du beleidigst meine Gäste — nicht gerade mit Worten, aber mit der Aufdringlichkeit Deiner Gegenwart. Du tust ja gerade so, als ob Du bei mir zu Hause wärest. Laß die Ueberzeugung von der Bedeutung Deines Ichs gefälligst daheim, wenn Du zu mir kommst.

Du hast ein riesiges Interesse für alles, was Du tust und denkst — aber die Menschen teilen dieses Interesse nicht. Es ist ihnen langweilig, wenn Herr Richard Baer immer wieder von Herrn Richard Baer erzählt. Das ist mir auch schon langweilig.

Richard.

Du hast ja alles immer wissen wollen von mir! Immer und immer mußte ich Dir von mir erzählen.

Hella.

Aber jetzt weiß ich alles! Und Neues kannst Du mir nicht mehr sagen. Nimm Dir ein Beispiel an Treffner. Der weiß immer was Neues.

Richard.

Gerade von Treffner wollte ich mit Dir sprechen.

Hella (scharf).

Was?

Richard (ausweichend).

Er versucht, mich bei Dir zu verdrängen —

Hella.

Ich verbitte mir jede Anspielung auf Treffner. Treffner ist ein erprobter Freund. Erspare Dir jede weitere Bemerkung, wenn sie Treffner betrifft.

Richard.

Er ist mehr als Dein Freund.

Hella.

Willst Du die Kühnheit haben, etwa mich und Treffner zu verdächtigen? Das fehlte noch! Weil ich dumm und schwach genug war, in einem Augenblick der Uebereilung mich — Dir zu Liebe zu vergessen, mutest Du mir zu — schändlich! Sag' doch gleich, daß ich eine Dirne bin!

Richard.

Aber, Hella, ich glaube Dir ja! Sag' es mir nur immer wieder, daß es so ist: Niemand hast Du noch geliebt außer mir, niemand —?

Hella.

Du bist langweilig. Ich bin gerade in der Stimmung, Dir Liebeserklärungen zu machen.

Richard.

Aber Deine Liebe ist ja jetzt das Einzige, was ich auf Erden habe. Alles andere versinkt mir.

Hella.

Und die Arbeit? Deine Arbeit, die Du mir schuldig bist. Ja, schuldig! Glaubst Du etwa, ich hätte mich deswegen beinahe mit Dir kompromittiert, damit ich die Ehre habe, den Privatmann Richard Baer an meinem Tische zu sehen? Den Dichter will ich haben, den großen Dichter, den ich der Welt versprochen habe. Ich habe Dein Talent verkündet, ich habe es hinausposaunt in die Welt im Vertrauen auf Dich. Nun halte mein Wort!

Richard.

Ja, ja, ich werde schreiben, bis ich nur erst zur Ruhe komme.

Hella.

Zur Ruhe? Wer raubt Dir denn die Ruhe? Glaubst Du, die Welt kann warten, ich kann warten? Ich kann nicht warten. Ich will Dein neues Werk haben — ich will es der Welt bringen und sagen: Seht, ich habe doch recht, er ist ein Großer!

Richard.

Siehst Du denn nicht, daß ich jetzt nicht arbeiten kann! Ich kann mich nicht drängen lassen — ich —

Hella.

Du kannst Dich nicht drängen lassen — weil Du nichts hast in Dir! Ein Faschingsschwank war Dein Ruhm! Nichts weiter. Sag' doch, daß Du verzagst! Sag' doch, daß Du nicht zahlen kannst!

Richard.

Nicht zahlen —!

Hella.

O, ich schäme mich, Dir hineingefallen zu sein. Man hatte es mir vorausgesagt, daß Du so Einer wärest! Mein gutes Herz hat die Warnung verachtet. Jetzt büße ich dafür. Du wärest imstande, mich lächerlich zu machen. Aber, so haben wir nicht gewettet!

Richard.

Hella —

Hella.

Ich brauche Deine Küsse nicht. Mit Zärtlichkeiten bringst Du mich nicht mehr zum Schweigen. Ich habe lang genug Deinem Müßiggang zugesehen. Begreifst Du denn nicht, daß ich so nur in Deinem Interesse spreche!

Richard.

In meinem Interesse —?

Hella.

Was liegt mir dran, ob Du berühmt bist oder nicht? Aber Du, Du — der das Glück so nah' gehabt —!

Richard.

Höre mir auf mit meinem Glück!

Hella.

Ja! Tut es Dir schon weh' in den Ohren? Das kommt noch ärger! Aber ich kann Dir nicht helfen. Aus dem Staub geschoben hab' ich Dich — wie dankst Du es mir? Gekämpft hab' ich für Dich, — wie vergiltst Du es mir? In Deinem Zimmer läßt Du mich beleidigen. Weißt Du, wer Du bist? Ich will es Dir sagen: — ein Feigling!

Richard.

Ich erlaube Dir nicht, —

Hella.

Oho! Wer spricht da von erlauben? Mit einem Wort: Ich hab' es satt! Ich mache reinen Tisch!

Richard.

Hella!

Hella.

Es ist aus zwischen uns! Ich habe keine langen Abschiedsscenen gerne. Ich komme auch nicht wieder, wie gewisse Damen! Wenn ich gehe, bin ich fort!

Richard.

Du darfst nicht gehen!

Hella.

Willst Du mich hindern? Hast Du mich genommen? Erobert etwa? Ich habe mich Dir gegeben, ich nehme mein Geschenk wieder zurück. Ich gehöre mir und sonst niemanden!

Richard.

Tausendmal hast Du mir gesagt, unsere Liebe sei unvergänglich. Erinnerst Du Dich denn nicht, —

Hella.

Nein! Ich erinnere mich nicht. Ich folge Deinem Beispiel. Auch jenes Fräulein hätte gerne gehabt, wenn Du Dich erinnert haben würdest. Wir dürfen kein Gedächtnis haben, mein Lieber. Ich erinnere mich an gar nichts.

Richard.

Hella, was tust Du? Wenn Du wirklich jetzt gehst, für immer gehst, ist es ja Nacht um mich her. Ich weiß ja nicht, was ich beginnen soll. Mein ganzes Leben liegt ja in Deiner Hand.

Hella.

Was soll ich damit anfangen? Mit Dank retour! Hast Du mir noch etwas zu sagen?

Richard.

Ich lasse Dich nicht!

Hella.

Du wirst wohl doch müssen!

Richard.

Hör' mich an, Hella: Ich muß zugrunde gehen, wenn Du mir versagst!

Hella.

Bitte!

Richard.

Hella! Bist Du dieselbe? Ist das derselbe Mund, den ich geküßt habe zahllose Male? Dieser Mund spricht jetzt so zu mir? Ich hab' ihn entsiegelt, hast Du mir gesagt. Niemand hat ihn geküßt außer mir. Ich habe ihn wachgeküßt, Deinen Mund.

Hella.

Ich möchte, daß diese Unterredung ein Ende finde.

Richard.

Hella, sag' mir eines: Rede die Wahrheit: War ich der Erste und Einzige — war ich ein Gott oder ein Narr?

Hella.

Ach was! ein Narr warst Du!

Richard.

Hella!

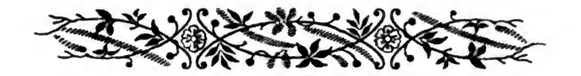
Hella.

Und jetzt bitte ich um Schluß! Ich kenn' Dich nicht, ich will Dich nicht mehr sehen, ich will von Herrn Richard Baer und allem, was ihn angeht, nichts mehr wissen. Ich kann nicht klarer und deutlicher sprechen. Ich hoffe, Sie sind Ehrenmann genug, um mich zu verstehen. Ich wünsche Ihnen alles Gute und ich verspreche Ihnen, daß ich diese Stunde vergessen werde, wie alles andere. Adieu, Herr Baer! (Sie geht auf die Türe zu, bleibt plötzlich stehen, greift in ihre Tasche, zieht einen Schlüssel heraus und wirft ihn auf den Tisch.) Pardon, ich vergaß. (Wie sie schon bei der Türe ist, will ihr Richard nach.) Bitte, bemühen Sie sich nicht, ich kenne den Weg. (Ab.)

Richard.

Dirne! Dirne! Aber wart'! Geh' ich zugrunde, so mußt Du mit!

(Der Vorhang fällt.)



Vierter Aufzug.

(Der in einen Ballsaal umgewandelte Salon Hellas. Sehr viel Blattpflanzen und Blumen. Rückwärts eine improvisierte Estrade für die Musiker. Im Hintergrunde eine Türe, die in einen zweiten Salon führt. Rechts eine Türe. Vorne, links, ein Büffet, das außerordentlich reich ausgestattet ist.)

Erste Scene.

(Hella (in prachtvoller Balltoilette), Treffner.)
(Wie der Vorhang aufgeht, gibt Hella einigen livrierten Dienern Befehle; die Diener ab. Treffner kommt von rechts.)

Hella.

Guten Abend, lieber Freund. Es ist hübsch von Dir, daß Du so zeitlich kommst. Wir können mindestens noch ein wenig plaudern, ehe die andern da sind. Später finden wir ja keine Minute mehr für uns.

Treffner.

Also Du hast's erreicht. Der Prinz ist ange-

sagt. Ihm zu Ehren dieses Fest. Ihm zu Ehren diese wundervolle Robe.

Hella.

Was sollt' ich machen? Willner behauptet, daß unsere Existenz von diesem Feste abhängt. So geb' ich eben das Fest. Ich will mir nichts vorzuwerfen haben.

Treffner.

Und der Prinz wird so wie wir alle der schönen Frau nicht widerstehen können. Ein Prinz, der hat Dir noch gefehlt.

Hella.

Ich bitte Dich, Albert, hör' auf!

Treffner.

Ist Dir was? Du siehst schlecht aus.

Hella.

Ich habe furchtbaren Kater. Einen Menschenkater. Mir ist wieder einmal die ganze Welt zuwider.

Treffner.

Du bist müde.

Hella.

Ja, ich bin müde. Totmüde. Ich kann nicht mehr weiter! Weißt Du, wenn der Entschluß genügen würde, sich zu töten, lieber jetzt als morgen, was, lieber jetzt als in einer Stunde! Aber leider brauch's dazu noch einen ganzen Apparat: Waffen,

Gift oder was weiß ich. Und eine Wasserleiche sieht häßlich aus; und ich will nicht häßlich aussehen, nicht einmal im Tode.

Treffner.

Das sind trübe Scherze.

Hella.

Das sind gar keine Scherze. Das ist grauer, abscheulicher Ernst, zu dem ich aus meiner Welt des Scherzens und Lachens auftauche. Ach, wie gerne möchte ich einmal an die Luft, ans Land! Aber kann ich denn? Da steht Ihr mit Stöcken und Stangen und stoßt mich zurück in mein Element. Ach, wie mir's graut und ekelt vor Euch allen.

Treffner.

Auch vor mir, Hella?

Hella (nach einer Pause).

Vor dir — nein. Aber siehst Du, heute erwacht auch der alte Groll in mir gegen Dich. Nie werde ich Dir verzeihen, was Du mir getan hast.

Treffner.

Ich Dir?

Hella.

Wie lang ist's her, daß wir uns kennen? Ich war damals eine junge, dumme Frau, so brav, ja, sagen wir nur das blöde Wort, so tugendhaft — wie nur eine, die von der Welt nichts wußte, nichts von den Männern, und nichts von Geld, nichts,

nichts! Da kamst Du —. Ha! Ich erlebte meine erste Liebe. Lache nicht! So wahr ich hoffe, bald zu sterben und Ruh' zu finden, Du warst meine erste Liebe. Ach, waren das närrische Stunden! Wie wir uns einbißen in unser Glück! Es ist doch lächerlich, was zwei Menschen miteinander an Glück genießen können. Und da sagte ich Dir, komm'! Gehen wir miteinander fort. Es bleibt uns nichts anderes übrig.

Treffner.

Aber ich hatte ja nichts. Ich war ja nichts. Wohin hätten wir gehen sollen? Ins Ungewisse?

Hella.

Ja, ins Ungewisse, ins Bodenlose! Nur fort! So wären wir logisch gewesen und ehrlich! Du wolltest nicht, Du lehrtest mich, wie man mit einer Lüge weiterleben kann! Und aus einer Lüge wurden zehn, aus zehn hundert, aus hundert tausend. Nicht ein Fleckchen an mir ist mehr wahr und echt! Das ist Deine Schuld! Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin!

Treffner.

Alles ist an Dir erlogen? Weißt Du auch, was Du damit sagst?

Hella.

Das Todesurteil über die Gesellschaft, der wir vorantanzen. Sie verdient kein anderes Urteil. Steckt da nicht eine furchtbare Symbolik dahinter? Du, der Mann von Welt, hast mich zur Frau von Welt gemacht! Ich habe mindestens den Mut zu Dir,

zu meinem besseren Selbst in Stunden wie dieser zu sagen, was ich von mir und uns allen denke. Ich habe mindestens Augenblicke, wo ich mich verachte, wie jetzt. Aber die anderen, die sind ja noch stolz auf ihre Weltkunst!

Treffner.

Hella, ich erkenne Dich nicht wieder! Was ist Dir denn?

Hella.

Was mir ist? Ich möchte weinen, aber ich darf nicht. Denn ich muß ja schön aussehen, heute Abend. Ich möchte Ruhe haben, allein sein, und ich werde lachen, tanzen. Ich möchte schweigen und ich werde meinen Geist bewundern lassen müssen. Mir graut vor den Männern, und in einigen Minuten werden sie alle da sein, hinter mir her, um mich her, gräulich, in ihrer Begehrlichkeit, bereit, sich zu erniedrigen, sich zu demütigen, damit ich Ihnen gnädig die Hand reiche. Ach, diese vielgeküßten Hände, wer wäscht sie mir ab von all den Küssen!?

Treffner.

Glaub' es mir, mein liebes Kind, von all den Vielen, die zu Deinen Füßen gekniet haben, hat Dich doch nur einer wahrhaft geliebt — und das war ich. Diese Liebe war ein Unsinn, ein Wahnsinn! Und gerade deswegen war sie eine echte Liebe! Wer weiß, ob wir sie bewahrt hätten, wenn wir damals ins Elend gegangen wären! Die paar Minuten Glück, die mein ganzes Aktionieren im Leben sind, die kamen doch von Dir! Ich dank' Dir,

Hella. (Er schiebt ihren Umhang beiseite und will sie auf die Schulter küssen, Hella zieht rasch ihren Shawl fester.)

Hella.

Bitte, nicht — mich fröstelt. Und dann — es könnte jemand kommen. Wir haben es wirklich nicht nötig, uns jetzt überraschen zu lassen. (Sie gibt ihm die Hand, auf die er sich tief niederbeugt, aber ohne sie zu küssen.)

Zweite Scene.

(Vorige, Willner.)

Willner.

Guten Abend, Hella! Guten Abend, lieber Freund. Gott, bin ich froh, daß alles so gut geht! Das hat meine Frau wieder famos gemacht! Sie müssen doch zugeben, daß meine Frau der beste Bundesgenosse ist, den man sich wünschen kann! Es gibt Dinge, die doch nur eine Frau imstande ist. Nein, Hella, wie schön Du heute wieder bist! Ich könnte beinahe auf den Prinzen eifersüchtig werden!

Hella.

Ausgerechnet auf den Prinzen!

Willner (zu Treffner).

Ich bewundere nur die Nerven meiner Frau. Wie sie das aushält.

Hella (zwischen den Zähnen).

Ich halte es eben nicht aus.

Willner (zu Treffner).

Was nur Namen und Rang hat, ist heute bei mir. Um elf Uhr ist der Prinz angesagt. Mit diesem Feste erobere ich mir endgiltig meine Position. (Während der letzten Worte haben die Diener ihren Posten bezogen hinter dem Büffet, an den Türen u. s. w. Auf der Estrade sind die Musiker erschienen und stimmen die Instrumente. Im zweiten Salon sieht man nach und nach Gäste auftauchen.) Aber jetzt, meine Kinder, ist es Zeit, daß wir uns um unsere Gäste kümmern. Verzeihen Sie, lieber Treffner, diese familiäre Anrede, aber ich zähle Sie ja fast mit zum Hause. (Er geht nach dem Hintergrunde, wo man ihn mehrere Herren begrüßen sieht.)

Hella (zu Treffner).

Es ist komisch. Aber weißt Du, wie mir ist? Als ob mir was passieren würde. Ich bin doch sonst nicht schreckhaft. Ich bitte Dich, sieh Dich nach mir um.

Treffner.

Das brauchst Du mir nicht zu sagen. (Er zieht sich zurück, da in diesem Augenblicke Eugenie von rechts kommt. Die beiden Damen begrüßen sich sehr herzlich und gehen nach dem Hintergrunde, wo man sie lebhaft sprechen sieht. Treffner geht auf den Maître d'hôtel zu, der hinter dem Büffet steht.)

Dritte Scene.

Treffner, Maître d'hôtel.

Treffner.

'Abend, lieber Küper! Sehen wir uns mal wieder?

Küper.

Zum 65. mal in der Saison, Herr Doktor.

Treffner.

Schrecklich, nun führt der Mensch noch ein statistisches Buch, fünfundsechzig Nächte, die man zu was Besserem hätte verwenden können.

Küper (verschmitzt lächelnd).

Zu etwas Besserem als tanzen und essen?

Treffner.

Ach Gott! Ich meine schlafen.

Küper.

Das besorg' ich bei Tag'.

Treffner.

Sie Glücklicher. Bei Tag muß ich arbeiten, bei Nacht mich unterhalten. Und die Leute hören noch immer nicht auf, Feste zu geben.

Küper.

Gott behüte, daß sie damit aufhörten! Wovon sollte denn unsereins leben?

Treffner.

Da haben Sie recht, lieber Küper. Damit Sie leben können, müssen wir uns unterhalten. Muß man sich Herz, Kopf und Magen ruinieren. Haha! der Lauf der Welt! Aber nichts für ungut, lieber Freund, Sie sind doch ein braver Mann. (Ab.)

Vierte Scene.

(Hella und Eugenie kommen nach vorne.)

Eugenie.

Du begreifst also, daß uns nichts übrig blieb. Denk' nur den Skandal!

Hella.

Ich denke mich ihn, es wäre nicht schön gewesen.

Eugenie.

Mein armes Kind kompromittiert für alle Zeit. Hätten wir das ertragen können? Wir mußten uns fügen. Sie liebt ihn so sehr!

Hella.

So? Sie liebt ihn?

Eugenie.

Ueber die Maßen! Sie hat uns ja geschrieben, daß sie einfach ohne ihn nicht leben kann. Hätte ich es auf den Versuch ankommen lassen sollen?

Hella.

Es ging nicht anders! Und schließlich — wenn

man es näher betrachtet, ist er ja gar kein übler Mann. Geld hat er zwar keines, aber das hat ja Steffi. Und wir werden schon dafür sorgen, daß sein Talent ins rechte Licht kommt. Aufträge wird er kriegen. Heuer schickt er schon Stiffis Portrait in die Ausstellung. Ein Haus wird er führen. Es wird sehr nett bei ihnen werden. Man kann sagen, was man will, er ist ein sehr moderner Mensch und so korrekt! Das beruhigt mich. Mit korrekten Menschen kommt man immer aus.

Hella.

Jedes Auskommen hängt vom guten Willen ab.

Eugenie.

Selbst in dieser Angelegenheit, wo ja die Ehre meines Kindes am Spiele stand, wo seine Leidenschaft — denn er liebt sie leidenschaftlich — ihn vorwärts trieb, war er so korrekt. Das hat mich für ihn gewonnen. Weißt Du, ich schwärme selbst beinahe für ihn.

Hella.

Er scheint mir ein kluger Mensch zu sein.

Eugenie.

Mein Mann hat absolut nicht ja sagen wollen. — Die Männer sind so nüchtern in diesen Dingen — aber ich habe ihm gesagt: Meine Tochter soll das finden, was ich immer umsonst gesucht habe: die große Liebe.

Hella.

Und das hat ihn gerührt?

Eugenie.

Gerührt gerade nicht. Ehemänner sind so schwer zu rühren. Aber er ist ein Egoist — weißt Du, alle Männer sind das — und das Bedürfnis, die Sorge, um Steffi los zu werden, hat den Ausschlag gegeben.

Hella.

Und von dem Abenteuer Steffis weiß niemand?

Eugenie.

Keine lebendige Seele! Das wird für Steffi eine Erinnerung fürs Leben sein. Siehst Du, ich habe keine solchen Erinnerungen. Aber sag' mir einmal, was ich Dich schon oft fragen wollte, wo ist denn der junge Mann hingeraten, der diesen Winter so viel bei Dir verkehrte? Wie hieß er nur gleich?

Hella.

Er hieß Baer.

Eugenie.

Ja, ja, richtig. Merkwürdig, wie man Namen schnell vergißt! Der ist ja ganz verschollen. Hat es was gegeben zwischen Euch?

Hella.

Zwischen mir und Herrn Baer hat es nichts gegeben. Du weißt doch, daß viele berühmte und interessante Menschen zu mir ins Haus kommen. Diesen Winter hat man sich für das Stück des Herrn Baer interessiert.

Eugenie.

Wie rasch man doch lebt! Jetzt denkt kein Mensch mehr daran.

Hella.

Kein Mensch!

Eugenie.

Und Du weißt gar nicht, was aus ihm geworden ist? Er war doch Dein Freund?

Hella.

Bitte! Herr Baer war ein Gast im Hause, nichts mehr. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Ich kümmere mich auch nicht darum. Es interessiert mich nicht.

Eugenie.

Weißt Du, daß die böse Welt allerhand darüber gesagt hat, diesen Winter?

Hella.

Worüber? Ach, sie hat wohl inzwischen aufgehört, darüber nachzudenken. Wir leben ja so rasch, wie Du vorhin sagtest. Es wäre traurig, wenn dem nicht so wäre.

Eugenie.

Sag' mir nur eins: Wie kommt es, daß die Welt gerade Dich und diesen Herrn Baer —

Hella.

Weil sie dumm und blind ist, diese Welt. Weil sie was zu reden haben will und weil dieser Herr

Baer ein Narr ist. Aber bitte, spreche nicht mehr davon! Dir brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß an dem Gerede kein wahres Wort ist. Daß Herr Baer mir stets sehr gleichgiltig war, und daß ich es jetzt — mit ihm so halte, wie die Welt. Ich bin im Begriffe selbst seinen Namen zu vergessen.

Eugenie.

Du bist beneidenswert.

Hella.

Um was beneidest Du mich jetzt schon wieder?

Eugenie.

Um Dein wunderbares Gedächtnis, das so leicht vergißt!

Hella.

Das macht die Uebung!

Eugenie.

Und dann beneide ich Dich noch um eines!

Hella.

Um was denn noch?

Eugenie.

Um Dein Glück. Andere Frauen wären verloren, wenn man ihnen den zehnten Teil dessen nachsagen würde, was man Dir nachsagt. Du gehst durch all das hindurch und es geschieht Dir nichts. Du gehst mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin am Skandal entlang.

Hella.

Und falle nicht hinein. Ja, ja, Liebe, das ist auch ein Reiz!

Eugenie.

Und hast Du nicht doch am Ende Angst —

Hella.

Ich kenne die Männer zu gut, um vor ihnen Angst zu haben. Die sind viel zu wohlerzogen, um uns gefährlich werden zu können. Und im Grunde genommen sind sie noch feiger als wir. (Sie geht hinüber, halb für sich): Heut' hab' ich doch Angst, wenn ich nur wüßte, wovor?

Fünfte Scene.

(Die Bühne ist ganz voll, im Vordergrunde Professor Simrock, Dr. Münzer, später Treffner. Mehrere Herren umringen Hella und trennen sie von Eugenie, die sich im Hintergrunde verliert.)

Dr. Münzer.

Wird heut' nicht getanzt?

Professor Simrock.

Man wartet mit der Eröffnung des Balles bis zum Erscheinen des Prinzen.

Dr. Münzer.

Der Prinz! Unerhört! Das Glück, das Willner hat? Nun stopft er seinen Feinden das Maul.

Passen Sie auf, wie morgen die Aktien der Bank in die Höhe gehen werden!

Professor Simrock.

Und das Alles hat mit ihrem Singen die Loreley getan. Oder wenn Sie wollen, Frau Melusine. Ja, ja, die alten Sagengestalten sterben nicht aus. Die Sirenen spielen noch immer, wir aber haben kein Wachs mehr in den Ohren. Sehen Sie nur, wie schön sie heute ist. Man mag sagen, was immer, diese Frau hat einen rätselhaften Charme.

Dr. Münzer.

Wenn ich mit ihr spreche, dann verstehe ich, warum im Mittelalter Hexen verbrannt wurden. Ich komme, ehrlich gesagt, mit Widerwillen her. Ich weiß, wer diese Frau ist. Und wenn ich mit ihr spreche, so habe ich alles vergessen, dann habe ich nur den einen Wunsch, daß niemand komme und uns störe.

Professor Simrock.

Sie sind selbst in Ihren Wünschen genügsam. Aber für einen Cato, wie Sie einer sind, ist selbst das schon Allesmögliche.

Dr. Münzer.

Ich bin ja schließlich doch nur ein Mann, und das wirft alle Weisheit über den Haufen. Sie aber, sie ist mehr als ein Weib.

Professor Simrock.

Ha!

Dr. Münzer.

Sie steht in meiner Anschauung über der Sünde, wie die Natur über der Sünde steht. Die Natur weiß nichts von Moral und Tugend.

Professor Simrock.

Und dann — sie hat einen merkwürdigen Fond von Hilfsbereitschaft und Güte. Sie haben keine Ahnung, was sie für ihre Freunde getan hat. Was ihre Freunde ihr zu verdanken haben! So lange sie will, ist sie die beste, verläßlichste Freundin.

Dr. Münzer.

So lang sie will!

Professor Simrock.

Wär' sie sonst ein Weib?

Dr. Münzer.

In dieser Gesellschaft ist Herzdame Trumpf.

Professor Simrock.

Herzdame trägt die Krone im Kartenspiel — dieser Gesellschaft.

Treffner (kommt hinzu mit der Uhr in der Hand).

In fünf Minuten elf. Trinken wir eins in der Erwartung, meine Herren!

(Sie gehen zum Büffet und lassen sich Champagner einschenken. Im selben Augenblick erscheint plötzlich rechts Baer und sucht Hella mit den Augen.

Er ist im Frack, aber sehr bleich und aufgeregt. Hella, die ganz rückwärts steht, bemerkt ihn und kommt rasch auf ihn zu.)

Hella.

Das ist eine unerhörte Frechheit von Ihnen! Sie haben wohl vergessen —?

Richard.

Hella!

Hella.

Was wollen Sie denn von mir?

Richard.

Ich muß Sie noch einmal sprechen.

Hella.

Ich wüßte nicht, was Sie mir zu sagen hätten.

Richard.

Ich bin nicht mehr der dumme Junge! Nein, ich weiß alles, alles — aber — ja, es ist Wahnsinn, aber ich kann Dich trotzdem nicht lassen. Hör' mich an — Du mußt — und sollte ich —

Hella.

Was denn —? Zwingen Sie mich nicht —

Richard.

Wollen Sie mich hinauswerfen lassen? Den Skandal riskieren Sie doch nicht. Hella, ich bin toll, ich weiß nicht, was ich tue, wenn Sie mich nicht noch einmal, ein einzigesmal anhören!

Hella.

Wie kamen Sie denn überhaupt herein?

Richard.

Durch die Türe, die jedem offen steht. Ich mußte kommen, — heute ist hier mein Platz.

(In diesem Augenblicke schlägt Professor Simrock ans Glas. Einige Stimmen: Hört! Hört! Im Hintergrunde erscheint Willner, der während der Rede Simrocks nach vorne kommt.)

Professor Simrock.

Meine verehrte Gnädige! Meine Herren! Wir sind jetzt noch gottlob unter uns. Es werden heute noch genug Reden gehalten werden, unser verehrter Hausherr und gewiß noch mancher parlamentarischer Kollege sind sicher schon bereit, uns mit ihrer Eloquenz zu erfreuen und zu erheben. Aber ich möchte hier im kleinen Kreise unter lauter guten Freunden ein Wort sprechen, das mir am Herzen liegt. Mir, nein, uns allen! Wem verdanken wir dies schöne Fest? Wer ist die geistvolle Göttin, deren Bann sich keiner entziehen mag, noch kann, der hier eintritt? Schöne Frau des Hauses, es muß für Sie ein erhebendes Gefühl sein, im Kreise Ihrer Getreuen, Ihrer Freunde zu stehen. Alle, die wir hier versammelt sind, kennen Sie als die wundersame Fee, die überall Gutes bringt, wohin sie tritt. Lassen Sie mich nicht viel Worte machen: In unseren Herzen steht Ihr Thron. Sie sind die gnadenvolle Königin, der uns zu beugen, unser Glück bedeutet. Unsere Königin, sie lebe hoch!

(Die Herren: Hoch! Hoch!)

Professor Simrock (nach rückwärts zur Musik).
Tusch!

Hella.

Ich danke Ihnen, Herr Professor. Ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen antworten soll.

Richard.

Aber ich weiß es.

Willner (überrascht).

Siehe da, Herr Baer!

Treffner (geht rasch über die Bühne hinüber, quer zu Hella. Rasch und leise).

Wie kommt der Mensch hierher?

Hella.

Ich weiß es nicht, aber jetzt geschieht das Furchtbare.

Richard.

Gestatten Sie, meine Herrschaften, daß ich im Namen der Hausfrau danke. Sie ist selbst zu bescheiden, Ihnen zu sagen, wie recht Sie haben. Sie ist, wer möchte das leugnen, in der Tat die Königin, die ideale Blüte dieser Gesellschaft, ihr Sinnbild, die Verkörperung ihrer Macht. Sie ist die Fee aus dem Märchen, und dieses Märchen heißt: Euere Gesellschaft ist die Welt. Sie lebe hoch, diese Welt des Lichtes, der Freude und des Glückes! Geht

nicht alles Licht von dieser Fee aus? Spendet diese Königin nicht Licht und Freude? Gegeben hat sie immer. Das wissen Sie alle, meine Herren. Gegeben, was eine Frau nur geben kann. Und was wiegen die kleinen Gefälligkeiten, die Sie ihr danken. Stellen, Aemter, Orden neben dem großen Herrlichen, Heiligen, Schönen, das sie verschwenderisch um sich gestreut hat? Davon haben Sie nicht gesprochen, aber soll es nicht gesagt werden, daß diese Göttin des Hauses eine Liebesgöttin ist? Ja, Sie haben recht: keiner, der ihr naht, geht unbeschenkt von dannen. Wer wagt mir zu widersprechen?

Treffner (mit einem Satz neben Baer stehend, packt ihn bei der Hand).

Sie sind ja wahnsinnig!

Richard (sich losreißend).

Lassen Sie mich los! Ich muß reden! Dalila mag sie sein, Euere, unsere Frau Hella, aber ich bin Simson, und jetzt reiße ich die Säule ein. Ich halte Gericht.

Willner.

Was will der Vagabund?

Richard.

Ihr hört es ja, Gericht halten! Ja, ich bin nichts mehr als ein Vagabund, ein Paria, ein Strolch! Aber die dort gehört zu mir! Die Dirne zum Strolch, so soll es sein!

Treffner.

Meine Herren, rasch um einen Arzt! Sie sehen

ja, er ist verrückt. Telephonieren Sie um den Rettungswagen! Der arme Kerl! Das Schicksal seines Stückes hat ihn verrückt gemacht.

Dr. Münzer.

Das ist das erlösende Wort!

Professor Simrock.

Ich sah es ihm an den Augen an.

Willner.

Schrecklich, daß das bei mir passieren muß!

Richard (schlägt wild um sich).

Nein, ich bin nicht verrückt! Ich sage Euch ja die Wahrheit! Die Wahrheit, die Ihr alle kennt. Und das nennt Ihr Irrsinn?

Treffner.

Er beginnt gemeingefährlich zu werden. (Zu einigen Dienern): Schaffen Sie ihn fort. (Nach hinten winkend): Musik! Musik!

(Die Kapelle spielt einen Walzer.)

Hella.

Armer, bedauernswerter junger Mann! Daß ich ihn so wiedersehen mußte!

(Indessen haben sich zwei Diener Richards bemächtigt und ihn fortgebracht. Er will sprechen, aber seine Worte gehen in der Musik unter.)

Professor Simrock (zu Hella).

Sie sind die Güte selbst, daß Sie eine solche

Störung Ihres Festes dem Bedauernswerten verzeihen.

Hella.

Ich bitte Sie, ein armer Kranker!

(Hella steht vorne allein mit Treffner.)

Hella.

Sorge dafür —

Treffner.

Sei ganz ruhig! Die Gesellschaft steht solidarisch dafür ein, solche Leute als verrückt zu betrachten.

(Durch den Mitteleingang kommt rasch ein Lakai und macht Willner eine Meldung.)

Willner.

Seine königliche Hoheit! (Er reicht Hella den Arm.) Komm', mein Kind, ich danke Dir, daß Du Deine Ruhe bewahrt hast. (Er geht mit ihr gegen die Mitteltür zu.)

Treffner (vorne allein).

Die Wahrheit ist der Wahnsinn! Armer Narr! Tanzen und lachen wir weiter!

(Die Musik spielt den Einzugsmarsch aus dem Tannhäuser, man sieht, wie Hella den tiefen Hofknix macht und Willner sich verbeugt.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

F. E. Haag. Melle.

Lügen.

Schauspiel in vier Aufzügen

von

Rudolf Lothar.



Wien.
K. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick.
1891.

Lügen.

Schauspiel in vier Aufzügen

von

Rudolf Lothar.

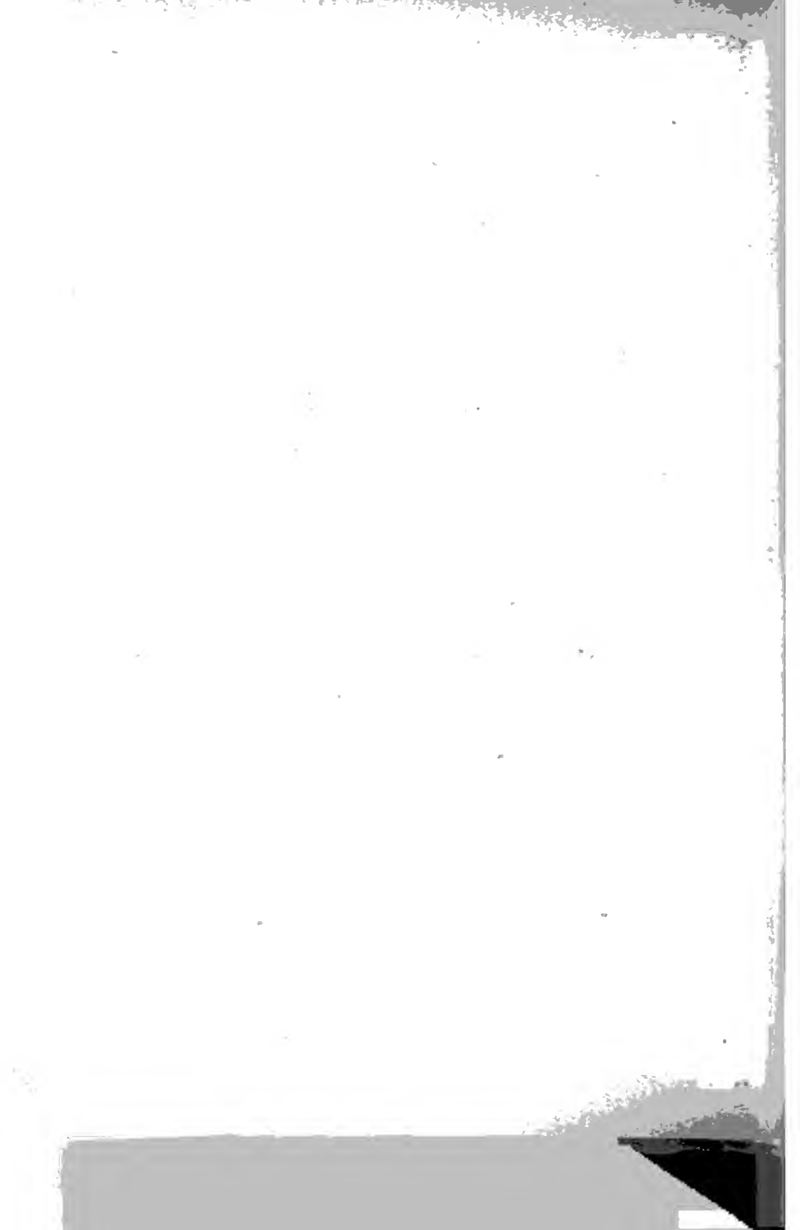


Wien.
K. u. k. Hofbuchhandlung Wilhelm Frick.
1891.

Frau Ernestine

gewidmet.

12. November 1890.

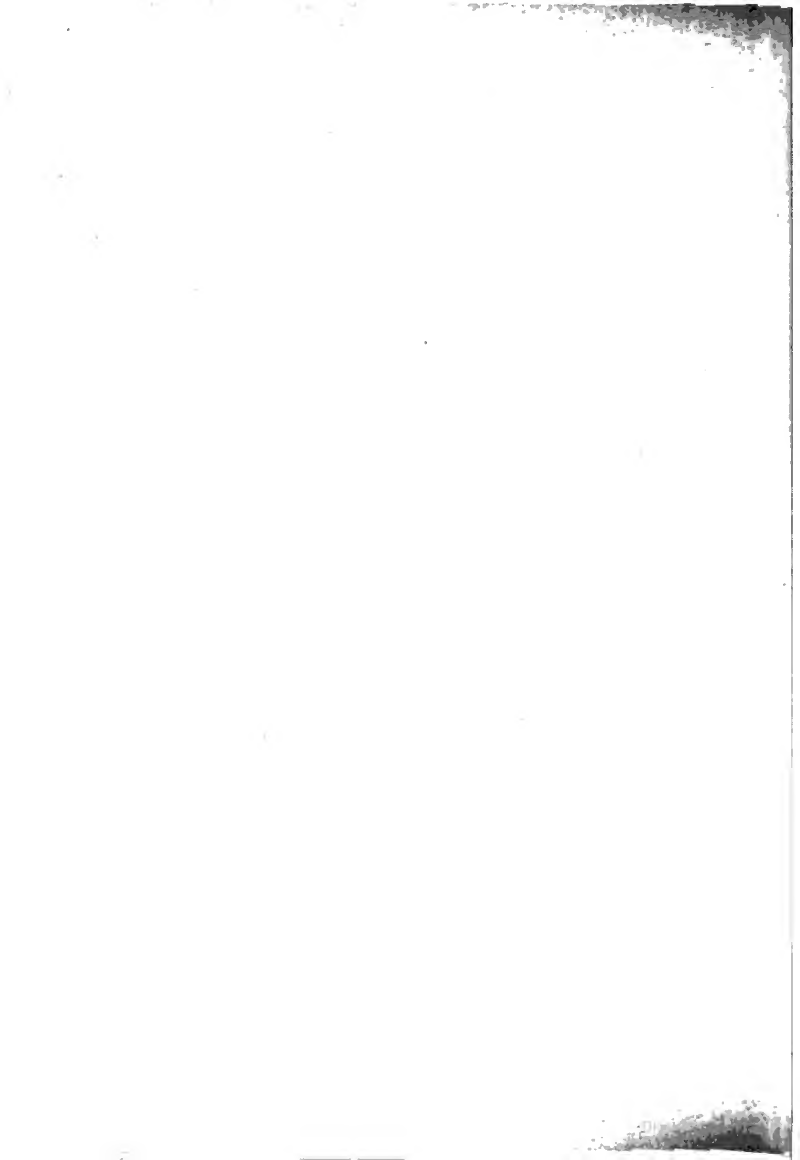


Personen:

Philipp, Herzog von Orléans,
Regent von Frankreich.
Renée Gräfin von Cadors.
De Bussac.
De Rocquart.
De Mailleron.
Caesar.
Scaramouche.
Dorante.
Battista.
Frau Rameau.

Herren und Damen. Diener. Gefolge.

Zeit der Handlung: 1718.
Ort der Handlung: Das Schloß Roseval der Gräfin von Cadors.



Erster Aufzug.

(Ga ten des Schlosses, links Terrasse; rechts der Park. Im Hintergrunde Blick in offene Landschaft. Im Mittelgrunde rechts ist eine Bühne aufgeschlagen. Wie der Vorhang aufgeht, steigen eben der Herzog, der die Gräfin führt, Herren und Damen zur Terrasse empor. Vorne rechts Scaramouche im Costüme des Don Diego, Dorante als Chimene. Von links kommt Bussac.)

Erste Scene.

(Bussac, Scaramouche, Dorante.)

Bussac.

Im Namen des Regenten dank' ich Euch.
Es hat Eu'r Spiel dem Herzog wohlgefallen.

Scaramouche (mit einer tiefen Verbeugung).

Solch gnäd'ges Urtheil ist uns hohe Ehre!

Bussac.

Ihr waret Don Diego, irr' ich nicht —
Und Ihr Chimene —

Dorante.

Ja, so ist es, Herr.

Bussac.

Fürwahr, man muß nicht Don Rodrigo heißen,
Um diesen schönen Augen zu erliegen.
(Er faßt sie unter's Kinn.)
Doch sagt, wo ist er selbst, der stolze Cid?
Ich gratulire Euch zu diesem Helden.
Er spielt mit Feuer und doch auch mit Würde.

Scaramouche.

Ich selbst war heut' erstaunt, wie gut er spielte,
Wie trefflich er der Rolle Geist erfaßt.
Ja, 's ist ein Schwärmer, ein Phantast,
Der gut nur spielt, wenn's ihm im Herzen lodert.
Die Liebe, die, man sagt es, Wunder wirkt,
Die macht in ihm den Mimen erst lebendig.
Für's Publicum kann er den Ton nicht finden,
Ist kalt und steif. Doch spielt er nur für Eine,
Dann liegt sein Herz in jedem seiner Worte.

Bussac (zu Dorante).

Wart, schönes Fräulein, Ihr vielleicht die Eine?

Dorante.

Was denkt Ihr, Herr?

Bussac.

Halt! Thut nicht so entrüstet! (Leise.)
Vergönnt, daß ich, ein warmer Freund der Kunst,
Euch meine Huldigung noch wiederhole —
Wenn ich allein Euch wiedersehen darf.
(Spricht im Abgehen mit Dorante; diese lacht und reicht ihm mit komischer Grandezza die Hand, die er küßt; dann Bussac ab.)

Zweite Scene.

(Scaramouche, Dorante.)

Dorante.

Ein feiner Herr!

Scaramouche.

Gefällt er Dir, mein Püppchen?
Ja, ja, die Kunst hat viele edle Freunde,
Die ihres heil'gen Tempels Stufen nahen,
Um dort — als lebten wir in Babylon,
Der schönen Priesterin zu huldigen!
Die Kunst ein Tempel, heilig der Altar —
Glaubst Du daran, o neckische Dorante?

Dorante.

Daß Ihr doch immer, immer spotten müßt,
Und jedem Scherz mit bitt'rem Hohn begegnen!?

Scaramouche.

Ein Scherz!? O sag 'es noch einmal, ein Scherz?
Wo ist der Scherz, der mich noch lachen macht?
Ich spotte nicht, denn Spott heißt Ueberhebung,
Ich höhne nicht, denn Hohn heißt Besserwissen,
Ich sag' nur hie und da ein wahres Wörtlein —
Du mußt es ja nicht hören, holdes Kind!
Glaub' mir's, Dorante, was in der Welt das Schönste,
Der Glanz, das Glück, vor Allem der Erfolg,
Wonach Dein Lächeln strebt und Deine Kunst,
Wonach ein And'rer ringt mit gier'ger Leidenschaft,
Der Sieg des Einen und der Untergang des Andern —
Ich weiß es wohl, was sich dahinter birgt,
Ich weiß es wohl, was Macht verleiht im Kampf.
O sag's nicht weiter, was ich Dir vertraue,
Ein groß' Geheimniß ist's; nur flüsternd geht's
Von Mund zu Mund der Priester und der Weisen:
O neige Deine Stirne in den Staub,
Der Geist der Lüge wandelt durch die Welt!

Dorante.

Ihr ängstigt mich, wenn Ihr so seltsam redet —
Doch irrt Ihr Euch, und darum lach' ich wieder.
Mag Alles auch auf Erden Lüge heißen,
Was kümmert's mich!? Ist dieses Lächeln Lüge,
Ist Lüge dieses dunklen Auges Tiefe,
Ist Lieben Lüge?

Scaramouche.

Lieben? Aller Lügen größte!



Dritte Scene.

(Vorige, Caesar tritt auf, noch im Costüme des Cid.)

Caesar.

Ha, endlich find ich Euch!

Scaramouche.

Du suchtest uns?
Geizt Du nach uns'rem Beifall? Er sei Dein!
Mein edler Don Rodrigo, Du warst herrlich!
Du ließest fast uns über'n Cid vergessen,
Daß wir ein Häuflein Komödianten sind.
Siehst Du, Dorante, ich klatsch' der Lüge Beifall!
Vergiß die bitt'ren Worte, wenn ich manchmal
Aus meiner Rolle falle.

(Caesar hört nicht mehr zu, sondern steht, in Nachdenken versunken, vorne links. Scaramouche in der Mitte, Dorante rechts.)

Scaramouche.

Nun hurtig vorwärts! (Zu Dorante.)
Sieh zu, daß wir bald reisefertig sind,
Vor Abend brechen wir noch auf.

Dorante (schmollend).

Ihr wollt?
Ich dacht', wir blieben mindestens bis morgen.

Scaramouche.

In Roseval? Nein, nur fort, so rasch wir können —
(zu Dorante, die ihn erstaunt ansieht)
Wir spielen morgen schon in Fontainebleau.
(Dorante ab.)

Vierte Scene.

(Scaramouche, Caesar.)

Scaramouche.

Du träumst! Wach auf — wir reisen ab.

Caesar (auffahrend).

Wir reisen?

Reist immerhin! Ich bleibe hier.

Scaramouche.

Ah, ah!

Du spieltest nicht umsonst den Cid so gut —
Nun wird des Spiels Geheimniß offenbar.
Ist's schwarz, ist's blau, das Augenpaar,
Das Dich zurückhält? Ist es eine Dame,
Ist's eine Dirne?

Caesar.

Geh, was fragst Du mich?
Willst Du mit Deinem Spott mich martern?

Scaramouche.

Nein,
Bei Gott, das will ich nicht. In alter Freundschaft
Biet' ich Dir Rath und meine Hilfe an.

Caesar.

Ach, Hilfe, Rath! — Könnt' ich beim Wort Dich nehmen!
Doch beides kann ich nirgends finden, nirgends!

Scaramouche.

Das muß ein seltsam Abenteuer sein,
Das muthlos Dich schon macht, eh Du's begonnen.
Doch ich vertrau', wo Du verzweifeln willst.
Mir brennt der Grund hier unter meinen Füßen,
Wir reisen heut', Du magst bis morgen weilen.
Beim Wiedersehen dann in Fontainebleau
Wirst Du von Deiner Schönen mir erzählen,
Wie Du die Hindernisse doch bezwungen.
Wie weise Du das Glück der Nacht benutzt
Und wie der Morgen Deine Abschiedsthränen
Hinweggeküßt wie Thau von Nachtviolen.

Wie oft hast Du solch fahrend Glück gebeichtet
Dem alten Spötter, der an's Glück nicht glaubt!
So leb' denn wohl, auf Wiedersehen morgen!

Caesar.

Nein, bleib', ich muß Dich sprechen — muß Dir sagen —
Doch, was soll ich von dummen Träumen reden!?

Scaramouche.

Wie doch die klugen Menschen thöricht sind!
Im Traum allein belügen wir uns nicht,
Im Traum allein liegt Wahrheit, nicht im Leben,
Und gäb's ein Glück — Du fändest es im Traume!

Caesar.

Nun denn, mir träumt, ich wär ein Fürstenkind,
Zu jenem Schlosse stiege ich empor — — —

Scaramouche.

Nach Ehr' und Namen blickst Du sehnsuchtsvoll?

Caesar.

Nach Ehr und Namen, nein — nach einem Weib!
Ich bin ein Kind der Straße, weiß nicht recht,
Ob Zufall, Laune, Sünde oder Liebe
Die Wiege unter'n Haselbusch gestellt.
Ich bin ein Komödiant, ein Prinz der Lüge,
Der, wenn er stirbt, verscharrt wird auf der Haide,
Ein Vagabund, ein Gaukler, ehrlos, rechtlos,
Und ich, ich liebe jenes Schlosses Herrin,
Der Komödiant die Gräfin von Cadors!
Nun lache doch! Ist es der Spaß nicht werth?
Wenn nicht, so schenk' mir Namen, Rang und Titel,
Daß ich der hohen Dame meines Herzens
Mich nahen darf, wie es die Sitte fordert.

Scaramouche.

Du willst nur Namen, Rang und Titel haben?
Sonst nichts? Das ist die große, große Liebe,
Die Wunder über Wunder wirken kann
Und die — an einem Titel sich verblutet!

Caesar.

O könnt ich ihr in's Aug' nur einmal seh'n,
Ihr einmal nur mit bangen Worten sagen,
Was mir in Herz und Sinnen wiederklingt —
O könnt' ich meine Blicke tauchen tief
In ihre Seele — bis im Wiederschein
Die eigne Flamme mir entgegenschlägt! —
Die Liebe, die so fest auf sich vertraut,
Die findet Kraft in siegesfroher Ahnung.

Scaramouche.

Das klingt ja fast wie eine tolle Wette!
So sicher wärst Du Deines Sieges, wenn —
Das böse Wenn Dir nicht im Wege stünde?
So höre mich, die Wette will ich halten!
Was Du verlangt, das sollst Du haben.

Caesar.

Wie?
Nur heute komm mir nicht mit Scherz und Spott!

Scaramouche.

Was man besitzt, das kann man doch verschenken.
Nun hab' ich alten, längst vergess'nen Trödel,
Der Dir in dieser Stund' als Schatz erscheint.
Ein dummer Kiesel, den ich fortgeworfen,
Dünkt Dir ein Baustein für ein herrlich Glück.
Greif' zu, greif' zu! Auf Dank verzicht ich gerne.

Caesar.

Du sprichst in Räthseln! Seltsam schlägt mein Herz,
Als käm' aus Deinen Worten ihm Erlösung.

Scaramouche.

So hör' mich an! Doch vorerst muß ich Dir
Ein lustiges Geschichtchen noch erzählen.
Ihr Held bin ich, ihr Schauplatz ist dies Schloß.
Blick' hin, siehst Du dort in der weiten Ferne
Die Thürme ragen in das Blau? Und siehst Du dort
Auf jener Höh', das Thal beherrschend grüßen
Die alte Burg, umkränzt von grünen Forsten?
Siehst Du den Fluß, der durch das Thal sich schmiegt,
Und Dorf an Dorf an seinen Ufern? Sieh,
Das Alles war dem Schilde unterthan,
Das Du dort über'm Thore sehen magst.
Und jene Burg, zerfallen, sturmdurchwettert,
Birgt unter moos'gen Steinen stille Grüfte,
Wo all' die hohen, stolzen Herren schlafen,
Die dieses Schild vor ihrer Brust getragen.
Ich gönn' den Herren ihren süßen Schlaf!
Der Letzte aber ihres edlen Stammes
Wird nicht im Frieden der Kapelle ruh'n;
Wenn seine Stunde schlägt, dann wird sein Grab
Vor einer Kirchhofmauer ihm geschaufelt.
Kein Priester spricht an meinem Sarg den Segen,
Was brauch' ich noch im Tode eine Lüge!? — — —
Was siehst Du mich so groß, verwundert an,
Nun ja, der lächerliche Scherz ist wahr,
Das Wappen über'm Thor — es ist das meine!
Nicht Scaramouche, Ernst Graf von Mortigny
Ward ich getauft! 's ist freilich lange her
Und Vieles hat sich seitdem schon geändert!
(Auf das Schloß zeigend.)

In jenen Räumen hab' ich flott durchtollt
Die lust'ge Jugendzeit des Cavaliers.
Mir floß das Gold durch meine off'ne Hand,
Als hätt' ich Wasser aus dem Bach geschöpft.
Und sieh, die Schlösser, Dörfer, Wiesen, Wälder,
Durch diese Finger sind sie durchgeschlüpft.
Das letzte Stückchen Gold, ich warf's im Rausch
In einer Julinacht von jener Zinne,
Den leeren Becher warf ich hinterd'rein
Und meine Jugend, meinen Namen — alles!
Und da hab' ich zum letztenmal gelacht.
So war's. Mir brannt das Gift der eklen Lüge,
Das man des Lebens Wollust nennt, im Herzen —
Da riß ich mir mit einem kühnen Griff
Das Herz mitsammt der Lüge aus der Brust.
Vor Frauenschönheit hab' auch ich gekniet,
An Liebe hab' auch ich einmal geglaubt,
Und ich wie all' die Andern, ward betrogen
Und hab' betrogen, hab' mit falschem Mund
Von des Genusses Treue mir gelogen.
Dann ging ich fort nach jener heit'ren Nacht,
Zum Abschied küßt ich eine Dirne noch —
Und sah mich nicht mehr um, bis über mir
Der Staub der Straße wirbelnd schlug zusammen . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
Nun ist der Graf von Mortigny daheim,
Wo bleiben denn die Knechte und Vasallen? —
Der Lüge glaubt ich einmal zu entflieh'n
Und ward ein Komödiant. Glaub' mir's, mein Freund,
Die Bühne ist ein beff'res Bild der Welt,
Weil frei die Lüge sich auf ihr bekennt!

Caesar.

Ein seltsam Schicksal!

Scaramouche.

Fast vergaß ich's schon.
Begreifst Du nun, was ich Dir bieten will?
Den Namen, den vor zwanzig langen Jahren
Ich fortwarf wie ein unnütz Stückchen Tand,
Ich hab' noch nicht gelernet, ihn zu schätzen,
Ich schenk' ihn Dir! Nun mache, was Du willst
Und such' das Glück, Dein Glück in seinem Glanze.

Caesar.

Nur eitel Narrheit ist's, was Du da redest! —
Und wenn ich's thät', wer glaubt mir diesen Namen?

Scaramouche.

Ist das die einz'ge Sorge, die Dich drückt?
Sieh her! Uns hat das Unglück gleich gemacht,
Mit gleichem Griffel schrieb in unser Antlitz
Die Noth, das Elend seinen alten Vers.
Auf diesen Gütern lebt ein fremd' Geschlecht
Und Keiner, Keiner, der noch meiner denkt.
Vergiß das Eine nicht — auch nicht ein Schuh
Von diesem Grund gehört noch meinem Namen.
Drei Silben schenk' ich Dir, nicht mehr, nicht minder:
Wer sollte darum mit Dir streiten wollen?
Und bist Du nicht ein feiner Cavalier
Vom ritterlichen Anstand Don Rodrigo's?
Ich grüße Euch, Herr Graf von Mortigny!

Caesar.

Mit einer Lüge soll ich ihr begegnen?

Scaramouche.

Die Lüge ist es, die Dir Kummer macht?
Du hast noch nie gelogen, guter Freund?

Du hast um einer flücht'gen Stunde willen
Noch nie verleugnet, was Dir heilig war?
Und Schwur und Treue hast Du stets gehalten?
Hast Du dem Gatten, dessen Weib Du küßtest,
Noch nie die lügnerische Hand gereicht?
Du hast Dich selbst betrogen und belogen,
Denn Du bist ja ein Mensch! Erkenne Dich!
Die Wahrheitsposse spielst Du Dir zu Trotz.

Caesar.

Ich log! Allein ich fühl', ich kann's nicht mehr,
Kann ihr nicht nah'n mit Lüge auf den Lippen.
Ich kann es nicht! Versuche mich nicht länger.

Scaramouche.

Auch gut! So komm' und mach Dich reisefertig!

Caesar.

Und soll das kaum geahnte Glück entschwinden,
Wie eine Märchenfee auf flücht'gen Sohlen!?
Das Zauberwort — was kümmert's mich, ob's Sünde,
Macht dieses Schemen mir zur Wirklichkeit.
Mit starken Armen will mein Glück ich fassen,
Dem Himmel und der Hölle trotz' ich's ab.
Was Du mir bietest, wohl, ich nehm' es an!

Scaramouche.

So will ich Dich denn Deine Rolle lehren,
Nur ein'ge Losungsworte für den Weg.
In wenig Tagen führt dann uns're Straße
Uns wieder hier vorbei: dann antwort' mir,
Wer weiter wandelt unter Lebenden,
Ob Caesar, ob der Graf von Mortigny.

(Beide ab.)

Fünfte Scene.

(Der Herzog und Renée von links.)

Renée.

Mein Fürst, Sie sind zu gütig, viel zu gütig!

Herzog.

Ich zoll' der Schönheit nur ihr gutes Recht!
Im Namen Ludwig's herrsch' ich über Frankreich,
Wie in der Schönheit Namen Ihr, Frau Gräfin.

Renée (immer kühl und förmlich).

Daß Sie ein Meister sind der schönen Rede,
Das wußt' ich längst. Sie überhäufen mich
Mit Gunst und Huld in unverdientem Maß.
Die Ehre, Sie hier meinen Gast zu heißen —

Herzog (einfallend).

Kein besseres Asyl für heit're Stunden
Konnt ich mir je erwählen, als dies Schloß!
Bei Gott, es reiht ja Fest sich hier an Fest,
Als gält' es mich im Jubel zu berauschen.
Und doch, Sie wissen ja, was mich berauscht —
Das ist der Zauber Ihrer schönen Augen,
Das ist das Lächeln Ihrer rothen Lippen,
Das ist der Klang der Stimme, der mir tönt
Verheißungsvoll trotz Ihrer kalten Worte.

Renée.

Mein Fürst —

Herzog.

Wie gerne blieb ich in des Zaubers Bann,
Doch Pflicht und Pflichten rufen mich hinweg.
Nur wenig Tage darf ich noch verweilen.
(Flüsternd und begehrlich.)

Sie aber, darf ich's hoffen, schöne Frau,
Sie folgen mir im Winter nach Paris?
Bis dahin bleibe ich in Ihrer Schuld
Für Ihres Daches schöne Gastlichkeit.
Dort aber will ich Ihnen dankend nah'n,
Doch nicht als Fürst, als Sklave Ihrer Launen.

Renée.

O Sie beschämen mich mit solchen Worten!
Doch Roseval denk ich nun nicht zu verlassen.
Seit zwanzig Jahren ist dies Gut vereinsamt.
Es ging durch viele Hände, nicht die reinsten,
Eh' es mein Mann erwarb. Sie wissen ja,
Herr Graf Cadors hat sich nicht viel gekümmert
Um das, was er besaß — und mein Geschick
Hat Roseval auch in seiner Gunst getheilt. (Bitter.)
Der Hof und Ihre güt'ge Freundschaft, Sire,
War seines Lebens Inhalt.

Herzog (für sich).

Viel war's nicht.
Mein schwächster Schüler in der hohen Kunst,
Das Leben voll und heiter zu genießen.
Ist's meine Schuld, daß es ihm schlecht bekam?

Renée.

Seit meiner Witwenschaft nun leb' ich hier
Und freue mich an Arbeit und an Schaffen.
Verzeiht, mein Fürst, daß mich Versailles nicht reizt,
Daß ich mit Grauen an Paris nur denke.

Herzog (für sich).

Sollt' ich die Kunst, mit Weibern umzugehen,
In Roseval schon verlernet haben? Pah! (Laut.)

Sie machen mir die Trennung schwer und schwerer,
Da mir die Hoffnung eines Wiedersehens
Die bange Abschiedsstunde nicht erleichtert.
Ich will es Ihnen nur gestehen, Gräfin,
Als ich hierherkam in dies stille Thal,
Da war's mein fester und geheimer Wille,
Sie daraus zu entführen. Ach, mein Gott,
Ich dacht' zu siegen und ich ward besiegt.

Renée.

Ihr Page kommt — gestatten Sie, mein Fürst —
(Mit einer tiefen Verbeugung ab.)

Sechste Scene.

(Der Herzog, Battista in Pagentracht. Sie ist während der letzten Worte des Herzogs im Hintergrunde erschienen und kommt nun vor.)

Herzog.

Ach Du, Battista! Komm, mein schmucker Page,
Nun, wie behagt es Dir im neuen Dienst?

Battista.

O Herr, nicht gut. Dies Kleid — ich schäme mich!

Herzog.

Du schämst Dich? Ach, Battista, Du bist köstlich,
Du weißt doch immer, wie mich zu erheitern.
Sag mir, kannst Du noch die Geliebten zählen,
Die Deiner Reize Loblied angestimmt?
Mit tausend Augen, tausend heißen Wangen
Hat Deines Füßchens Kunst Paris bewundert:
Und zwischen Bühnenlorbeer, zwischen Küssen
Bist Du so scheu geworden? Ha, ha, ha,
Wie würd' ich lachen, wär' ich nicht so müde!

Battista.

Doch im Theater — war ich auf der Bühne,
Und wenn ich küßte, küßt' ich doch nur Einen!
Hier aber in dem hellen Licht des Tages
Glaub ich, ein Jeder sieht mich an — so eigen.
Ich lerne das Erröthen. — Wißt Ihr nicht,
Es wohnen so viel dumme, dumme Dinge
In meinem kleinen Kopf.

Herzog.

Sag' mir, Battista,
Es ahnt doch Niemand, wer mein Page ist?
Gib Acht, ich werde gut Dich brauchen können.
Zum Spioniren paßt doch nur ein Weib.
Das werden Diplomaten lernen müssen.
Ich weiß, man ist mit mir nicht allzufrieden,
Man sagt, die Liebe ging mir vor den Staat.
(Battista's Wange streichelnd.)
Ist Liebe denn nicht schöner als Regieren?
Doch was man spricht und raunt, ich will's erfahren.
D'rum hab' ich Dich in meinen Dienst genommen,
Nachdem ich schon in Deinem Dienst gestanden.
(Nach einer Pause des Nachdenkens.)
Sag' mir, Battista, Eines möcht' ich wissen.
Die eitle Frage, die Verliebte stellen:
„Hast Du mich lieb?", die hab' ich stets verschmäht.
Doch immer hat es mich gereizt zu fragen:
„Hast Du mich lieb gehabt?" Ich fang' schon an,
Das Glück in der Vergangenheit zu suchen.

Battista.

Was weiß ein armes Wesen so wie ich
Von wahrer, großer Liebe?

Herzog.

Ja, bei Gott,
Was weiß ich selbst von jener großen Wahrheit,
Was such' ich sie vergebens immerfort,
Die meinem eignen, kranken Herzen fehlt?!
Ein Thor, der sie in Menschen finden will!
Der Rausch ist da, doch die Begeist'rung nicht,
Weil wahrer Geist dem süßen Weine fehlt.
Der Geist des Herzens — das ist wohl die Liebe.

Battista.

Und doch hab' ich einmal erschaut von Weitem,
Geahnt, was Ihr die große Wahrheit nennt.
Hat unser Heiland nicht in seiner Gnade
Auch für die Sünderin ein Wort gehabt?
Und solch' ein Wort ist einmal mir erklungen,
Ein Liebeswort, das in mein Herz gefallen.
Um dieser einz'gen Himmelsstunde willen
Werd' ich nicht in Verdammniß fahren.

Herzog.

Geh'!
Was denkst Du an Verdammniß, tolles Kind!
Wir sind verdammt im Leben, nicht im Tode.
Und diese Himmelsmanna, die Dir ward,
Ist Dummheit oder Narrheit — Ein's von Beiden.

Battista.

O gönnt mir die Erinn'rung dieser Stunde —
Nur Eine Stunde hab' ich ja gelebt!
Ja, Sire, ich glaub' an guter Geister Schutz.
Mein guter Geist — (aufschreiend) mein süßer Herr und
Heiland!

Herzog.

Was ficht Dich an? Bist Du von Sinnen, Kind?

Battista (sich sammelnd).

Ich glaubte nur, ich sah — ich habe mich geirrt.

Siebente Szene.

(Vorige, Caesar in einfacher, dunkler Hoftracht langsam von rechts.)

Herzog (fast rauh).

Nun geh, Battist, die Scherze mag ich nicht.

Battista (im Abgehen Caesar unverwandt betrachtend).

Er ist's — und wieder glaub ich — er ist's nicht!

Herzog (ungeduldig).

So geh' doch, geh'!

Battista.

Ja, Herr, ich gehe schon! (Ab.)

Caesar (auf den Herzog zutretend).

Herr Herzog, ein Vergess'ner und Verschollener
Begrüßt Sie hier auf seiner Väter Boden.

Herzog.

Mein Herr, Sie sind —

Caesar.

Ernst Graf von Mortigny!

Herzog.

Aus welcher Gruft sind Sie emporgestiegen?
Ich glaube zwar nicht gerne an Gespenster,
Doch da mir ein's am hellen Tag begegnet,
So muß ich wohl d'ran glauben — nicht, Herr Graf?

Caesar.

Ich kehr' von langer, weiter Fahrt zurück,
Ich komm nicht aus dem Grabe, wie Sie glauben,
Ich komme aus dem Leben.

Herzog.

'S ist nicht viel lustiger!
Doch an dem Worte eines Cavaliers
Hab' ich noch nie gezweifelt. Und das Ihre,
So seltsam Ihre Kunde klingen mag,
Halt' ich in Ehren. (Reicht Caesar die Hand.)
Sagen Sie, Herr Graf,
Wo blieb denn Ihr Gefolge, wo Ihr Wagen?

Caesar (auf einen Ring an seinem Finger deutend).

Mein Wappen ist mein einziges Gefolge,
Und die drei Sylben meines Namens sind
Mein Hab und Gut . . . .
Nicht wahr, Sie fragen mich,
Was ich hier suche, warum ich gekommen?
Ich will die Herrin dieses Schlosses seh'n,
In deren Schutz die Burg dort oben steht,
Wo meine Ahnen schlafen. Das ist Alles.

Herzog (mit leiser Ironie).

Ich bin gewiß, die Gräfin von Cadors
Wird Sie mit Freude hier willkommen heißen.
Sie kommt hieher. Gestatten Sie, Herr Graf,
Daß ich ihr selbst von Ihrer Ankunft melde.

(Geht der Gräfin entgegen.)

Caesar (vorne allein).

Was quälst Du mich, Du überängstlich Herz,
Du bist ja wahr, Du kennst ja keine Lüge.
Und darum darf ich stolz mein Haupt erheben.

Achte Scene.

(Vorige, Renée.)

Renée (auf Caesar zueilend).

Graf Mortigny! O seien Sie willkommen!

Caesar (blickt sie lange an, ergreift mit Zögern ihre Hand, wie träumend).

Sie heißen mich willkommen! — — Dulden Sie,
Daß Ihre Hand zum Gegengruß ich küsse.
So neigt sich ein Verbannter auf die Hand,
Die ihn zum Licht der Freiheit endlich führt.

Herzog (beiseite; auf Caesar schauend).

Ich mag die traurigen Gesellen nicht —
Nur lustige Gesichter will ich seh'n!

Renée.

Nun kommen Sie, ich will so edlen Gast
Nicht länger vor dem Thore weilen lassen.
(Lachend.)
Die Brücke nieder, Wächter, blas in's Horn!

Caesar (für sich).

Das sei der helle Morgengruß des Glücks!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Die Terrasse des Schlosses. Links und bis zur Mitte des Hintergrundes vorspringend, das Schloß, rechts der Park, in den eine Freitreppe hinabführt. Links drei hohe Thüren, die durch Portièren verdeckt sind. Wenn diese sich bewegen, so fällt ein heller Lichtschein auf die Bühne. Unruhige Nacht. Am Himmel jagen Wolken und verdecken zuweilen den Mond. Im dunklen Park saust der Wind. Von links tönt zuweilen Gläserklirren, Lachen, Stimmengewirr. Rechts auf einer Steinbank Renée, vor ihr knieend Caesar.)

Erste Szene.

(Caesar, Renée.)

Renée.

Steh auf, mein Freund, und sieh mir in die Augen —
Ja! So blickt Liebe! Laß mich, laß mich schauen
In Deine süßen, treuen Augen! Laß
Mich flechten meine Arme Dir um's Haupt,
Gestehe mir — nein, nein, ich will nichts hören.
Als Deines Herzens Schlag an meiner Brust!

Caesar.

Hörst Du die Pulse hämmern, fiebernd jagen?
Sir reißen mich von dieser Erde los,
Sie pochen an des Himmels gold'ner Pforte
Und mir wird aufgethan: Mein Licht, Renée,
Wie blendet mich nicht Deiner Strahlen Helle!?
In Deine Flamme nimm den Sünder auf.

Renée.

Den Sünder? Ird'sche Sünde blieb zurück
Vor uns'rer Liebe göttlich reiner Schwelle,
Wie kam es nur, daß wir den Weg gefunden?
Vor wenig Tagen hab ich Dich gesehen

Zum erstenmal den Fremden, Unbekannten,
Den müden Wand'rer, der nach langer Frist
Zur schier vergess'nen Heimat wiederkehrt;
Ein trüb' Erinnern wollt' ich Dir vermeiden,
Von Deiner Stirn Dir scherzen alte Sorgen.
Du aber schwiegst und sahst mich immer an,
Mit Deinen Augen sahst Du mir in's Auge —
Und dieser Blick, er hat mir weh gethan
Und wohl zugleich, ich wußt ihn nicht zu deuten —
Und dann auf einmal wußt' ich ihn zu deuten!

Caesar.

Warum? Warum hast Du den müden Mann
Vergessen lassen all' den Staub des Weges?
Du hast mich nicht gefragt, woher ich kam,
Du hast mich nicht gefragt, wohin ich gehe.

Renée.

Kennst Du den Spruch des eignen Wappens nicht?
Er heißt: „Mit wahrem Sinn!“ Ich wußt, mein Freund,
Den hast Du nie vergessen. Ist's nicht so?

Caesar.

„Mit wahrem Sinn!“ (Für sich.) O, daß ich lügen muß. (Laut.)
(Ein heftiger Windstoß; der Mond scheint hell.)
Das ist derselbe Sturm, der mich umbrauste
Auf meiner öden Straße, Nacht für Nacht.
Er trieb mich her und liegt nun vor der Thür,
Ein grimmer Weggenoß, der auf mich wartet.
(Der Mond verschwindet wieder.)
Und wie der Mond dort hinter Wolken schwindet,
So schwindet all' mein Glück in finst'rer Nacht.
O laß mich hier zu Deinen Füßen knie'n,
Laß mich Dein Bild mit meiner Seele trinken —
Dann laß mich fort, laß' ungefragt mich zieh'n.

Renée.

Was sprichst Du thöricht! Ach, versuche doch
Und lös' von Deinem Nacken meine Hände
Und wende Deinen Blick von meinem ab.
Bist Du ein Sklave, der den Herrn verläßt,
Bist Du ein Herr, der seine Sklavin schlägt?
Ich bin die Königin, die Dir befiehlt,
Ich bin die Magd, die Dir zu Füßen liegt!

Caesar.

O, Fluch ist meine Liebe, Fluch und Unheil.
Der letzte Mensch bin ich, der Dich verdient.

Renée.

So antwort' mir auf eine einz'ge Frage:
Ist Deine Liebe wahr?

Caesar.

So wahr wie Du!

Renée.

O, wie beschämst Du mich mit Deiner Güte!
(Sinkt Caesar in die Arme; lange Umarmung, dann reißt sich Caesar plötzlich, fast heftig los.)

Caesar.

Ich bin ein Bettler, weißt Du das, Renée?

Renée.

Wie reich ist Deine Liebe?

Caesar.

Hör' mich an.
In Noth und Elend ist mein Schiff gestrandet.

Renée.

Doch Einen Schatz hast Du dem Wrack entrissen
Und mir mit off'nen Händen dargebracht.

Wie dürft' ich nehmen, ohne zu vergelten,
Und wie, wie kann ich solches Glück vergelten?!
Durch Noth und Nacht hat Dich Dein Weg geführt,
Und mich umgab der Glanz, die eitle Pracht —
Doch elend sind wir Beide ja gewesen
Bis zu der Stunde, wo wir uns gefunden!
Und nun verlangst Du, daß wir sterben sollen,
Denn Leben ohne Licht — das ist der Tod!

Caesar (für sich).

„Mit wahrem Sinn!" Ich will's zu Ende kämpfen,
Der Fluch sei mein, vernichtet sei die Lüge! (Laut.)
Und dieses Licht, ich lösch' es aus, Renée!
Verwehrt muß mir das Glück auf ewig sein,
Ich bin verflucht, verdammt. Dein süßes Haupt
Will ich erretten vor dem gleichen Fluch.
Nein, keine Lüge trete zwischen uns!

Renée.

Wo Herzen sprechen, gibt es keine Lüge —
Geliebter, o ich weiß, was Dich bedrückt;
Doch tritt mit irdischen Gedanken nicht
Vor jenen Gott, der uns so selig macht.

Caesar.

Du irrst! Halt ein! (Für sich.) Nun denn, so sei's gesagt!
(Bitter lachend.)
So hör! Ich, Graf von Mortigny, ich bin —

Zweite Scene.

(Während der letzten Worte Caesar's hat der Herzog die Portière der mittleren Thüre aufgehoben. Man überblickt einen glänzend erleuchteten Saal mit einer reich gedeckten Tafel. Der Herzog, ein Champagnerglas in der Hand, hinter ihm später Bussac, Rocquart, Mailleron. Der Lichtschein aus dem Saal erhellt die Bühne.)

Herzog (einfallend).

Der beste Cavalier auf diesem Schloß!
Kein Becher Weines ist für Euch zu tief,
Und würfeln könnt Ihr — ich beneid' Euch d'rum.
Der Wein ist gut, die Würfel sind bereit.

Caesar.

Ich spiele nicht und trinke nicht, Herr Herzog!

Herzog.

Ich weiß, Ihr seid ein düsterer Kumpan;
Ja, ja, Ihr kommt aus längst vergang'ner Zeit.
Und doch, es heißt, Ihr wart zu dieser Zeit
So flott, so lustig wie nur irgend Einer!
Nun, was verrostet ist, macht wieder blank!
Gebt Acht, ich nehme Euch in meine Schule.
(Zu Renée.)
Und Ihr, Frau Gräfin, Ihr habt uns verlassen.
Was war der Tafel Freude ohne Euch?

Renée.

Verzeiht, mein Fürst, daß ich als Wirthin fehlte.
Der Lärm, die Hitze und — die heit'ren Reden,
Die haben mich vertrieben.

Herzog (lachend).

Und der Graf
Ging freiwillig mit Ihnen in's Exil!
So leichten Kauf's entkommen Sie uns nicht.
He! Fackeln her und Wein! Wir wollen trinken
Auf die Gesundheit uns'rer schönen Wirthin!
(Diener stecken Fackeln in die Ringe an der Mauer, deren Licht nun die Scene und den dunklen Hintergrund phantastisch beleuchtet. Die Cavaliere füllen ihre Gläser. Der Herzog und die Gräfin in der Mitte. Die Cavaliere im Hintergrunde, Caesar vorne rechts.)

Herzog.

Der schönsten Frau in uns'rem schönen Land
Bring ich dies Glas! (Leiser, zu Renée gewendet.)
Wie tausend Perlen steigen
In gold'ner Fluth, die überschäumend quillt,
So tropfen tausend Perlen mir zum Mund
Aus übervollem Herzen! Und Renée
Heißt jede dieser Perlen! (Laut.) Schönste Frau,
Ihr Wohl! (leise) und meines, wenn Sie mich erhören!

Bussac.

Ihr Wohl, Frau Gräfin!

Rocquart.

Auf Ihr Wohl, Frau Gräfin!

Renée (der der Herzog ein Glas gereicht hat, stellt es fort).

Ich trinke nicht. Der Wein steigt mir zu Kopf.

Herzog.

Sie trinken nicht, so lachen Sie mit uns!
(Er setzt sich an den Tisch links, die Cavaliere setzen sich ebenfalls, Diener füllen die Gläser.)

Herzog.

Sie haben Recht, im Saal ist's drückend heiß,
Hier kühlt die Nachtluft die erregte Stirn.
Herr Graf und Sie? In uns'res Königs Namen
Befehl' ich Sie zu Tische!

Caesar (herantretend.)

Ich gehorche!
(Er nimmt ein Glas; für sich.)
Ja, trinken will ich, trinken und vergessen,
Daß noch ein Fünkchen Ehre in mir lebt.
Der Lüge habe ich mein Glück verschrieben —
Dem Gott der Lüge bring ich dieses Glas!

Herzog.

Auf's Wohl des Grafen Ernst von Mortigny!

Die Cavaliere.

Er lebe hoch!

Caesar (anstoßend).

Ich dank Euch, meine Herren!

Renée (die sich aus dem Kreise befreien will).

Die besten Weine aus dem tiefsten Keller —

Herzog (zu Renée).

Wo ist der Wein, so köstlich wie Ihr Mund,
Berauschend wie Ihr Athem, holde Frau?

Renée.

Sie sind so gütig, Sire, daß ich fast fürchte —
Sie wollen meiner edlen Weine spotten.
Die Ehre meines Kellers muß ich retten!

(Ab.)

Dritte Scene.

(Herzog, Caesar, Bussac, Rocquart, Mailleron, später Battista.)

Herzog (Renée verstimmt nachblickend, für sich).

Du glaubst, Du wirst mir doch entschlüpfen können.
Ich aber kenn' die Weiber und das Weib,
Und bin gewohnt zu siegen, wo ich will;
Ich will hier siegen — hörst Du's, stolze Frau?!

Bussac (zu Caesar).

Am Tage Ihrer Ankunft war's, Herr Graf.
Die Komödianten spielten gar nicht schlecht,
Es gab sogar ein nettes Lärvchen d'runter.

Rocquart.

Man sah's dem Don Rodrigo gar nicht an,
Daß er ein Gaukler nur, der Lumpen trägt,
So ritterlich, so edel war sein Wesen.

Mailleron.

Das ist nur Täuschung! Laß so einen Fant
Nur 'mal herab von seiner Bühne treten,
Laß ihn zu uns nicht mehr in Versen sprechen
Und nimm den Heroldsstab aus seiner Hand,
Den uns're Dichtkunst Meister ihm gegeben —
Dann siehst Du, daß der Anstand und der Adel
Nur in den Worten, im Costüm gesteckt.

Herzog (der sich aus finsterem Nachdenken emporgerissen und hastig seinen Pokal geleert).

Ja, Mailleron hat Recht, doch nicht in Allem.
Ich geb' ihm gern die Comödianten preis,
Doch für die Damen brech' ich eine Lanze.
Blüht nicht für uns im weiten Reich der Kunst
Der Schönheit Flor, der Liebe heit'res Spiel?
Steckt etwa all' der zauberische Reiz,
Mit dem die Bühne uns gefangen hält,
In schönen Worten, herrlichem Costüm?
Da schweigt Ihr still und grinset faunenhaft.
Der Comödiant soll sich zum Teufel scheeren,
Die Comödiantin lebe hoch!

(Lachen und Anstoßen.)

Herzog (zu Caesar.)

Und Ihr!
Habt Ihr noch nie im Rampenlicht geliebt,
Daß Ihr so theilnahmslos das Glas nicht hebt? —
Wo ist mein Page, mir mein Glas zu füllen?

(Battista ist unbemerkt im Laufe der Scene eingetreten und steht hinter des Herzogs Stuhl.)

Battista.

Hier bin ich, Sire! (Sie schenkt ihm ein.)

Caesar.

Verzeihen Sie, Herr Herzog —
Ich hab' geträumt — ich dacht' an eine Bühne,
Wo selbst ich eine schöne Rolle spielte.
— Es war bei einem Fest, ich weiß nicht, wo —
Und prächt'ge Worte hatte ich zu sagen
Von Ehre, Selbstgefühl und Manneswürde.
Die Freunde klatschten Beifall, als ich sprach.
Doch als ich dann die Schminke abgelegt,
Hat's mich geekelt vor dem ganzen Pomp.
Die Worte meiner Rolle klangen noch
Im Ohre mir mit ihrer hohlen Würde:
Ich hab' mich nie so lächerlich gefühlt.

Battista (für sich).

Nicht er und nicht ein And'rer soll's erfahren,
Wie glücklich mich sein Anblick immer macht.
Das ist die Stimme, die ins Herz mir drang,
Mit diesen Lippen hat er mich geküßt,
Mit diesen Armen meinen Leib umfangen —
Und ich muß schweigen, will und werde schweigen.

Herzog.

Battist! Mein Knabe, Du bist unaufmerksam,
Mein Glas ist leer. Da nimm und trinke auch!
(Leise:)
Ich weiß, ich weiß, Du liebst die süßen Weine
Fast so wie ich die schönen, süßen Weiber. (Laut:)
Aufs Wohl der Weiber, Graf von Mortigny!

Battista (für sich).

Wenn ich nur wüßte, wo ich diesen Namen,
Der mir so düster in die Ohren klingt,
Gehört schon habe!? O, in jener Stunde,
Da hat er keinen Namen mir genannt.

Caesar (für sich).

Was sieht der Knabe mich so forschend an!?
Mir ist's, als hätt' ich diesen Lockenkopf
Geseh'n schon einmal! Birgst Du mir Gefahr?
O nein, o nein, so sieht Verrath nicht aus.
Wo war es nur? Mir ist's, als hörte ich
Aus Blüthenbüschen hellen Finkenschlag,
Als brennte heißer Kuß auf meinen Lippen . . . .
Ach was, die Grillen zirpen, weiter nichts!

(Er trinkt.)

Herzog (aufbrechend).

Es fehlt uns heute an der rechten Laune.
Das ist wohl Ihre Schuld, mein werther Graf.
Noch gestern ward der letzte Ihr beim Becher,
Und mit den Würfeln rollte Euer Glück
Mit Euren tollen Scherzen um die Wette.
Doch heute scheint es, seid Ihr bös gelaunt —
Und das verstimmt mich. Gute Nacht, Ihr Herren!

(Die Cavaliere verbeugen sich und gehen ab.)

Caesar (im Abgehen, für sich).

Renée — Renée! Wo find' ich meinen Weg? (Ab.)

Vierte Scene.

(Herzog, Battista.)

Herzog.

Auch Du scheinst mir zum Scherz nicht aufgelegt.
Bedrückt des Lebens Last die weißen Schultern,
Und spielt die Schwermuth unter braunen Locken?
Sehnst Du Dich fort, zurück in Dein Paris?

Battista (rasch).

O nein!

Herzog.

Ei, ei, ich glaube gar, mein Kind,
Battista hat in Roseval was entdeckt!

Battista.

Ach Herr!

Herzog.

Nun endlich gibt es was zum Lachen!
Denn ein Capitel aus Battista's Leben
Ist immer Gold werth wie der beste Witz.
Wie viel hast Du mit Deinen Kinderaugen
Um Gold und Witz gebracht, Du böser Schelm?!
Nun denn, erzähl' — jag' mir die Langweil' fort!
(Der Herzog sitzt mit Battista ganz vorne links an des Tisches Kante.)

Battista.

O Sire, ich hab' nichts zum erzählen, nichts!

Herzog.

Und denkst Du etwa, ich hätt' nicht geseh'n
Die schönen Blicke für den Herrn Grafen?!
Doch glaub' es mir, er kann sie nicht bezahlen;
Er ist ein armer Teufel, Dein Herr Graf.
Und was er hat, das kann er Dir nicht geben:
Sein Name und sein Degen — viel zu wenig
Für Deine blanken, nimmersatten Zähnchen!

Battista.

O Herr, der Graf weiß ja kein Wort von mir.
Ihr wißt es doch, die Gräfin von Cadors —

Herzog (hart).

Was sagst Du da? was ist es mit der Gräfin?

Battista.

Sie liebt den Grafen und er sieht nur sie —

Herzog (aufspringend).

Ah! Hör' ich recht? — Das also ist der Grund!?
(Er geht mit großen Schritten auf und ab, ohne Battista zu beachten.)

Battista.

Nein, nein, ich will sein junges Glück nicht stören,
Ich will ihn nicht erinnern an den Tag,

Es war im Mai, der Jasmin stand in Blüthe —
Da unser Beider Wege sich gekreuzt.
Ich kannt' ihn nicht — er wußt' nicht, wer ich sei —
Wie hätt' er sonst mit mir so sprechen können,
Wie er's gethan! O alle Himmelswonne
Hat diese einz'ge Stunde mir verklärt —
Und dafür sollt' ich jetzt ihm mahnend nah'n?
O nein, auch ich kann schweigen, kann entsagen.

Herzog.

Das also war's! Ei, ei, Du holde Frau,
Du bist so spröde nicht, wie ich geglaubt!
Und jener Bettelgraf will meiner spotten?
Noch bin ich, wer ich bin! Wir wollen seh'n,
Wer in dem Endkampf doch der Sieger bleibt.
Ich danke Dir, Battista, das war gut!
Das schüttelt 'mal mein träges Blut zusammen
Und treibt mir's in die Wangen. Ha, ha, ha,
Wir wollen lachen — heut' noch, glaub' es mir!

Fünfte Szene.

(Vorige, Renée, der zwei Diener mit brennenden Armleuchtern vorangehen, von links. Die Diener bleiben zu beiden Seiten der Thüre stehen.)

Renée.

Ich komme, Sire, um meinem hohen Gast
Zu wünschen, daß heut' mein bescheid'nes Dach
Die Ruhe Eures Schlummers treu behüte!
(Sie macht eine tiefe Verbeugung und wendet sich wieder zum Gehen.)

Herzog (der sich bei ihrem Erscheinen rasch gefaßt hat).

Und wenn ich nun in dieser späten Stunde
Sie noch um eine Gnade bäte, Gräfin?
(Zu Battista:)
Du kannst schon geh'n, Battist, ich brauch' Dich nicht!

Battista (im Abgehen für sich).
Die Glückliche, die lieben kann und darf! (Ab.)

Renée.
O bitten, Sire?! Ich harre des Befehls.

Herzog.
Der Sturm hat aufgehört, der Mond scheint hell —
Das ist die Stunde, die ich lieb' vor allen,
Mit einer schönen, klugen Frau zu plaudern.
Doch sprechen Sie nicht von Befehl, Frau Gräfin.
Ich wäre glücklich, wär' mein Wunsch erhört.

Renée (die Diener mit einer Handbewegung entlassend).
Wer dürfte Ihren Wünschen wiedersteh'n?

Sechste Scene.

(Herzog. Renée.)

Herzog (rasch auf Renée zutretend).
Sie thun es selbst!

Renée.
Wie soll ich mir das deuten?

Herzog.
O, Sie versteh'n mich gut. Sie wissen wohl,
Was meiner Wünsche Ziel. Und dieses Ziel,
Es gleicht dem Irrlicht, das im Sumpf versinkt.
Es hat mich hergelockt mit seinem Schimmer,
Es führt den Reigen meiner Sinne an
Zu tollem Wirbel, ohnmächtigem Jagen.
Und greife ich mit kühner Hand darnach,
So fass' ich Ihre kühlen, schlanken Finger,
Die meinem Griffe zu entgleiten wissen.
Ich soll zum Narren meines Zieles werden,
Soll wie ein scheuer Knab' entsagen lernen,
Mit glatten Höflichkeiten vorlieb nehmen,

Wo ich mit heißen Worten werbe? Nein,
Das will ich nicht, das hab' ich nicht gelernt!

Renée.

Dürft' ich in aller Demuth bitten, Sire,
Mich dieser — Plauderstunde zu entheben.

Herzog.

O hören Sie mich an, nur wenig Worte!
Vergessen Sie, was ich in jähem Drang,
Von Ihrer Schönheit hingerissen, sprach.
Mein sei die Demuth, mein die Unterwerfung.
Ja, ich will knie'n, wie vor dem Gnadenbilde
Der müde Pilger kniet in der Kapelle;
Verklungen und versunken sei die Welt
Und eine neue schaff' mir mein Gebet.
Aus meines Herzens Grunde will ich beten.
Was ich so lange, lange nicht gethan.
Ich beuge mich und sinke auf die Knie:
Erhebe mich und sei dem Sünder gnädig!

Renée.

O knie'n Sie nicht! Ich hab' Sie nicht gehört,
Ich darf nicht hören — was doch Scherz nur ist.

Herzog.

Ich aber will, ich will, daß Sie mich hören!
Wie find' ich Worte, die zu Ihnen dringen,
Die Ihnen sagen, was mich wild durchzuckt
Mit aller Gluth des Himmels und der Hölle.
Gebieten Sie — ich will Ihr Sklave sein!
Reizt Sie die Macht, ich will sie Ihnen geben!
Sie sollen herrschen, wie kein König herrscht.
Zu Ihren kleinen Füßen zwing' ich Frankreich,
Ihr Lächeln sei die Gnade auf dem Thron
Und jede Laune sei ein Wink des Scepters.

Renée.

Und Alles das, weil Sie mich schön gefunden,
Weil es Sie reizt, den Widerstand zu brechen,
Mit welchem Frauenehre sich vertheidigt?!
Den Degen, den Verrath mit Rost befleckt,
Den brechen Sie verachtend übers Knie.
Und soll ich meine Ehre minder halten,
Wie seinen Degen jeder Cavalier?

Herzog.

O kommen Sie mir nicht mit klugen Worten,
Wo Leidenschaft um Leidenschaften ringt.
Wenn sich ein Degen mit dem meinen kreuzt,
So wind' ich ihm dem Gegner aus der Faust.

Renée.

Herr Herzog, Sie vergessen, wer ich bin!
Doch ich vergesse nicht, daß Sie mein Gast.

Herzog.

Ich spreche zu der Schönsten aller Frauen,
Die ich zur Ersten Aller machen will.

Renée.

Zur letzten, zur erbärmlichsten von Allen,
Die sich verkauft, um einem Spiel zu dienen,
Dem Spiel der Laune mit den Sinnen. Sire,
Verzeihen Sie, wenn ich dies Spiel verschmähe.

Herzog.

Nein, Sie verschmähen mich! Ich weiß warum!
Der Herzog ist nicht gut genug für Sie,
Sie wollen mehr, Sie greifen zu den Sternen
Und holen einen Engel sich herab.
Ja, gegen den ist ird'sche Waffe unnütz
Und leichten Sinn's ergibt sich da ihr Stolz.



Wie schade, daß des Himmels edler Bote
Kein reicheres Gewand zu wählen wußte,
Als das des Grafen Ernst von Mortigny.

Renée.

Herr Herzog —

Herzog.

Ha, nun hab' ich recht getroffen!?
Der Bettelgraf, das ist der Auserwählte,
Und ich, der Herzog, muß das Feld ihm räumen.
Ich höre schon das Lachen von Paris,
Wenn ich das Abenteuer ihm erzähle.

Renée.

Erzählen Sie's und sagen Sie Paris,
Daß ich an ihm mich rächen will vor Allem.
Um seiner Gunst, um seines Glanzes willen
Gab ich die Hand dem reichsten Cavalier.
An Eurem Hofe hab' ich es gelernt,
Daß Glück ein Märchen, Phantasiegebilde,
Und daß das Herz nur lügen kann, nur lügen!
In Glanz und Pracht war elend ich und arm,
Verzweifeln wollt' ich an dem Werth des Lebens.
Die Stunde kam, daß ich erfahren mußte,
Daß nicht mein Herz, daß nur die Welt gelogen,
Daß Menschenglück kein bloßes Märchen ist,
Die Stunde kam mit ihrem Flügelschlag,
Das Elend meines Lebens übertönend,
Die Stunde kam, die aus der Frau das Weib
Mit einem süßen Werde-Worte machte.
Dem Manne, dem ich diese Stunde danke,
Dem Manne, der mich Alles dies gelehrt —
Was schuld' ich dem, wenn nicht mich selbst, mein Alles?

Herzog.

Sie lieben jenen Mann?

Renée.

Ich liebe ihn!

Herzog.

Das ist die Antwort, um die ich Sie bat?! — —
Das ist das Licht, das mir im Sumpf versinkt,
Und höhnisch lacht die Finsterniß mich an.

Siebente Szene.

(Vorige, Caesar.)

Caesar (von links; vor sich hin).

Der Park ist offen und der Weg ist frei!
Nur fort! — und fliehen ohne Wort des Abschieds!

Renée (ihn erblickend).

Mein Ernst, o mein Geliebter, Du kommst recht!
Die Antwort, Sire, die will ich Ihnen sagen:
Dem Grafen Mortigny bin ich verlobt!
(Sie sinkt an Caesar's Brust.)

Caesar (aufschreiend).

Renée!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Zimmer im Schloß. Links und rechts je eine Thüre. Hohe Fenster im Hintergrunde.)

Erste Szene.

(Battista, Frau Rameau.)

Battista (Frau Rameau führend).

So setzt Euch, Mütterchen, hier ist ein Stuhl!

Frau Rameau.

Du mußt so laut nicht reden, gutes Kind.
Die alten Augen nur sind schwach und müde,
Und auch die Füße wollen nicht recht vorwärts.
(Sie setzt sich in einen Lehnstuhl rechts, Battista auf einen Schemel zu ihren Füßen.)

Frau Rameau.

Was Du für feine Hände hast, mein Knabe,
Fast wie ein Fräulein! (Streicht über Battista's Kopf.)
Und die weichen Locken!
Bist Du ein hübscher Junge? Sag's nur frisch.

Battista.

O bitte, bitte, Mütterchen, erzählt!

Frau Rameau.

Von unſ'rem Herrn soll ich Dir erzählen?
O, zwanzig Jahr' sind eine lange Zeit,
Ich war an siebzig, als er fortgezogen.
Nun kommt er wieder — wie ich's immer dachte.
Und ich konnt' nicht zum Willkomm ihm entgegen,
Kann ihn nicht seh'n und säh' ihn doch so gern,
War er als junger Herr auch wild und trotzig.
Auf diesen Armen hab' ich ihn geschaukelt,

Als er ein Kind noch war — ein schönes Kind!
Nun klingt mir seine Stimme fremd und eigen —
Das macht die Zeit, die böse, lange Zeit!

Battista.

Und wißt Ihr noch des Tages, da er fortzog?

Frau Rameau.

Ob ich es weiß? In diesem Zimmer saß ich
Und hab' geweint; und dann hab ich gebetet,
Daß unser Heiland ihn beschützen möge.
Ich war so glücklich, daß ich bleiben durfte,
Ich altes Menschlein in dem alten Schloß,
Und daß mich Niemand von hier fortgejagt.
Nun kann ich ruhig gehen, da ich weiß,
Daß unser Herr zu Hause wieder ist.

— — — — — — —

Doch Du willst ja, daß ich Dir was erzähle,
Wie damals unser Herr gewesen ist.
Nun fällt mir gar nichts ein. Ja, ja, die Zeit!

Battista.

Er hat wohl lustig in dem Schloß gelebt?

Frau Rameau.

O lustig, lustig! Hör' ich noch sein Lachen!
Da gab es Feste, Jagden, Lustbarkeiten,
Und hellen Kerzenglanz in allen Zimmern,
Und schöne Damen in gar prächt'gen Kleidern.
Bis in den Morgen währte oft der Tanz.
Ich aber sah von ferne immer zu
Und freute mich, wie stattlich unser Herr.
Dann später freilich wurd' es still und stiller,
Die vielen Gäste kamen auch nicht mehr.
Und durch die weiten, hellen Säle ging

Der Herr allein mit ihr. Ja, die war schön!
Und hatt' auch stets ein gutes Wort für mich.

Battista.

Wer war das, wer?

Frau Rameau.

Ach, wüßt' ich's noch, mein Kind!
Zuweilen fällt ihr Name mir wohl ein.
Man sagt, sie war als Tänzerin gefeiert,
Als uns'rem Herrn sie in dies Schloß gefolgt.
Ich glaube auch, er hat sie sehr geliebt.
Ja, ja, die Zeit! Er hat sie längst vergessen!
O, die war schön! Sie hatte schwarze Augen,
So lachend groß und sonnig blonde Locken
Und eine Stimme wie ein Vögelein.
Und als er fortzog — ist sie fast gestorben
Aus Gram und Schmerz. Nur Eines blieb ihr, Eines —
Ein Kind von ihm. Hier kam es dann zu Welt,
Und sie verschwand damit. Wann sie wohl starb?

Battista.

Und dieses Kind? Was weiß der Graf davon?

Frau Rameau (in Brüten versinkend.)

Ja, ja, die Zeit! Die böse, garst'ge Zeit!

Battista.

So sprecht doch, sprecht — was ist es mit dem Kinde?

Frau Rameau (vor sich hin summend).

Auch ich war jung und fröhlich einst
Und drehte mich im Tanze!

Battista.

Und habt Ihr niemals mehr von ihr gehört?

Frau Rameau (wie vorher).
Und Rosen, Veilchen und Levkoy'n
Die wand ich mir zum Kranze.

Battista.
Wie hieß sie nur, habt Ihr es ganz vergessen?

Frau Rameau.
Die Biondetta, ja, die Biondetta!

Battista (aufspringend).
Was sagt Ihr da? Was war das für ein Name?

Frau Rameau.
Die Biondetta hieß sie nur. Nun weiß ich's schon.

Battista.
Das ist nicht möglich! Nein, so hieß sie nicht —

Frau Rameau.
Die Biondetta nahm ihr kleines Mädchen
Und ging davon. Gewiß ist sie gestorben.

Battista (zurückweichend).
Ihr kleines Mädchen! Das ist groß geworden!
Nun weiß ich auch, wo ich den Namen hörte,
Den Namen Mortigny — wie lang ist's her?
Die Mutter stand an meinen kleinen Bettchen —
Sie wollte mir den Namen nicht erklären.
Nun weiß ich es, was er für mich bedeutet.
Den Vater gibt er mir! Den Vater — ah —
Den Vater — — nein, das ist nicht möglich, nein!

Frau Rameau (aus ihrem Brüten auffahrend).
Die Biondetta, ja, die Biondetta!
Willst Du ihr Bild auch seh'n, mein hübscher Junge?
Ein großer Maler bracht' es aus Paris.
Nun liegt es in der Rumpelkammer oben,

Ich aber will's Dir zeigen. Säh' ich's doch!
Sie war so schön in ihrem blonden Haar!
So komm' doch, hilf dem alten Mütterlein —
Ich will das Bild Dir zeigen — o 's ist schön!

Battista (von Grauen gepackt).

Und er — mein Vater!

Frau Rameau.

Kommst Du nicht, mein Söhnchen!

Battista.

O gibt es Sünde, die der meinen gleicht!

(Rechts ab.)

Frau Rameau.

Wo bist Du denn, mein Junge, komm' doch her!
(Steht endlich mühsam auf und humpelt hinaus.)
Ja, ja, die Zeit, die böse, garst'ge Zeit! (Summend:)
Auch ich war jung und fröhlich einst
Und drehte mich im Tanze!

(Ab.)

Zweite Szene.

(Caesar, Renée von links.)

Renée.

Nun halt ich Dich! Nun fliehe, wenn Du kannst.

Caesar.

Wie kann ich sterben, wenn des Lebens Strom
Aus Deinem Herz durch meine Adern fluthet?
O glaub' es mir, Renée, nun will ich leben!
Ein Würfelspieler, der sein Gut verspielt
Und Ehr' und Leib; und nun mit einem Mal
Erwacht mit schweißbedeckter Stirn und sieht,
Daß nur ein Traum ihm auf der Brust gelegen,
Und daß der Teufel, der sein Partner war,
Entflohen ist im grauen Morgennebel —
Wie froh muß der den hellen Tag begrüßen!

Mein heller Tag, Geliebte, der bist Du.
Der erste Morgen dämmert heut' für mich,
Zum ersten Mal hör' ich die Lerche singen,
Zum ersten Male danke ich dem Himmel,
Daß er der Sonne ihre Bahn gewiesen.
Ja, ich will leben, weil ich dieses Leben
Aus Deiner Hand, aus Deinem Mund empfing.

Renée.

O, trügst Du keinen edlen, stolzen Namen,
Wärst Du ein heim- und friedeloser Mann,
Ich wäre Dir gefolgt, hätt' Deinen Bann
Mit Dir getheilt mit Freuden als Dein Weib.

Caesar.

Und das ist wahr? O schwör' es mir, Renée,
Daß ich den Glauben an mich selbst gewinne.

Renée.

Ich schwör's auf Deine Augen, die nicht lügen,
Ich schwör' es auf Dein treues Herz, mein Freund!
O wer wie wir im Leid zum Glück gereift,
Dem macht ein Blitz erkennen, wo es weilt,
Dem gibt ein Gott die Kraft, es zu erfassen,
Dem flücht'gen Augenblicke abzujagen
Die Ewigkeit des Glücks. O halt es fest!
Ein schwaches Weib konnt' Dir den Becher reichen,
Der glänzt und strahlt, ein heiliges Gefäß.
Doch Deine starke Hand halt' ihn empor
Und füll' ihn stets aufs Neu' mit neuer Gluth.

Caesar.

Vergessenheit sei d'raus mein erster Trunk!
Vergessen sei die Nacht — der Tag beginnt.

(Er küßt sie.)



Renée (an seiner Brust).

Und wenn der Tag zu Rüste gehen wird,
Auf weißen Scheiteln spielt sein Abendroth,
Es blinkt sein letzter Strahl in uns'rem Aug';
Dann wollen wir, die Hände faltend, beten,
Daß wir gemeinsam geh'n zum letzten Schlaf
Und davon träumen — wie wir uns geliebt.

Caesar (auf die Thüre weisend).

Des Herzogs Schritt!

Renée

Ich will ihm nicht begegnen,
Er soll den Schimmer meines Aug's nicht sehen,
Das Deine Küsse trank, Du mein Geliebter!

(Rasch rechts ab.)

Dritte Szene.

(Caesar, Herzog.)

Herzog.

Ach, gut, daß ich Sie finde, lieber Graf.
Ich hab' noch nicht Gelegenheit gefunden
Zu sagen, wie Ihr Glück mir nahe geht.
Sie dürfen stets auf meine Gnade bauen.

Caesar (sich verbeugend).

Ich danke, Sire, für Ihre hohe Gunst.

Herzog

Ich hoffe doch, Sie kommen bald zu Hofe?
Ich kehre heut' noch nach Paris zurück
Und denke, Sie bald in Versailles zu seh'n.

Caesar.

Was sollt' ich doch am Hofe, in Versailles?

Herzog.

Das lassen Sie nur meine Sorge sein.
Ich weiß den Weg, den Sie beschreiten sollen.

Er wird Sie bald zu Rang und Ehren führen.
Und dann, bedenken Sie die schwere Sünde,
Wenn Sie in Selbstsucht nur für sich behalten
Aus Frankreichs Kronschatz gleich die schönste Perle.
Nein, nein, am Hofe ist der Gräfin Platz,
Dort kann sie ihrer Reize Macht entfalten
Im Sonnenglanz des königlichen Thrones,
Verdunkelnd ihn mit ihrer Schönheit Licht.

Caesar.

Doch auch die Gräfin liebt des Schlosses Stille
Und haßt das laute Treiben von Paris.

Herzog.

So gebt nur Acht, Herr Graf von Mortigny,
Daß ich Sie dieser Stille nicht entreiße,
Noch herrscht in Frankreich unumschränkt mein Wille —
Und will ich Sie zu Rang und Ehren bringen,
So schützen Sie nicht dieses Schlosses Mauern.
Wer weiß? Vielleicht ist es ein Königswort,
Das Ihre Gegenwart am Hof erheischt. (Für sich:)
Man trotzt nicht meinem Willen ungestraft.

Caesar.

Was Sie befehlen, Sire, das wird geschehen.

Herzog.

Nein, nein, so meint ich's nicht. Ich hoffe ja,
Daß Sie auf den Befehl nicht warten werden.
Und sei'n Sie uns'res Wortes eingedenk,
Daß Sie auf uns're Gnade zählen können. —
Nun aber will ich noch der Gräfin sagen,
Wie sehr mich ihre Gastfreundschaft gefreut,
Und wie ich fest noch an der Hoffnung halte,
Bald in Paris ihr huldigen zu dürfen.
Ich denk', wir seh'n uns noch, Graf Mortigny.

Vierte Szene.

(Caesar allein.)

Caesar.

Graf Mortigny? Und bin ich's wirklich, träum ich nicht?
Ich bin dem Glücke in den Weg getreten,
Gezwungen hab' ich es, mir Stand zu halten.
Mit meinem Schicksal rang ich und blieb Sieger:
Aus dem Tyrannen macht' ich meinen Knecht!
Und wenn der Knecht mir in die Ohren raunt,
Wie hoch der Einsatz war, den ich gewagt,
So heiß ich ihn verstummen. Was ist Wahrheit?
Wohnt Wahrheit in den Falten eines Kleides?
Wohnt Wahrheit in den Silben eines Namens?
Trat Recht und Sitte aus der Wahrheit Schoß
Hervor wie ein gewappnet Götterbild,
Den Kranz der Ehre in der starren Faust?
Ist's nicht ein Götzenbild aus Menschenhand,
Zu dessen taubem Ohr die Menschheit ruft?
Erleuchtung lodert flammend über mir:
Nur eine Wahrheit gibt es auf der Erde,
Und die wohnt tief in jedes Menschen Brust
In seines Herzens Heiligthum verborgen.
Und wenn die Stunde kommt mit bangem Schauer,
Die dieses Heiligthumes Pforte öffnet,
Dann spricht ein Gott aus ird'scher Menschen Mund.
Und darum tret' ich rein vor meine Braut,
Denn wahr ist meine Liebe, wahr mein Herz.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und doch! In meinem Freudenbecher bleibt
Der bitt're Tropfen, der nicht schwinden will.
Das Herz ist Gottes, doch im engen Ring
Der Menschlichkeit bewegt sich unser Geist.

Wohlan! Dem Geiste muß mein Herz gebieten.
Auch Dein Glück nahm ich nun auf meine Schultern.
Ich will es muthig tragen durch das Leben. —
Und wenn der Tag zu Rüste gehen wird,
Dann werd' ich sprechen — dann will ich Dir sagen,
Was ich gethan für Dich und uns're Liebe.
Dann wirst Du Worte der Verzeihung finden
Und meinen Einsatz gibst Du mir zurück,
Das Fünkchen Ehre — das ich Dir geopfert. —
Nun Caesar, fahre wohl, ich kenn' Dich nicht!
Das Glück kennt einen and'ern Namen nur,
Dem Grafen Mortigny gab sich's zu eigen.

(Wie Caesar abgehen will, tritt ihm Battista entgegen.)

Fünfte Scene.

(Caesar, Battista.)

Battista.

O Gnade, Herr, gebt mir ein Wort der Gnade!

Caesar.

Was willst Du, Knabe, was kann ich Dir thun?

Battista.

Ich bin kein Knabe, Herr, ich bin ein Weib,
Ein armes Weib, das elend und verzweifelt,
Das Hilfe sucht aus Noth und Qual?

Caesar.

Ein Weib!? (Für sich:)
Ich sah Dich einmal schon — wo war es nur?

Battista.

An eine Hoffnung klamm're ich mich an
Und schreie, Herr, nur jetzt verlaßt mich nicht,
Gebt Antwort mir, erhört mich, guter Herr!
Vielleicht hat mich mein Auge nur betrogen:
Ich irre mich und hab' Euch nie geseh'n.
O, kennt Ihr mich? Seht mich genauer an!

Caesar.

Ich kenne nichts, was mir vergangen ist.
Ich kenn Dich nicht und hab' Dich nie geseh'n.

Battista.

Ihr wollt mich nicht erkennen, guter Herr,
Ihr wollt nicht, daß in Euer reines Glück
Die Dirne trete — die Ihr einst geküßt —
(Aufschreiend:)
Geküßt, geküßt! O, was hab' ich gethan!
(Sich wieder fassend:)
Verzeiht, o Herr, ich wäre nie gekommen,
Hätt' die Erinnerung an jene Stunde
Begraben tief in meiner Brust. O denkt
Nicht schlecht von mir, ich bin nicht so verworfen,
Daß ich aus Neid und Bosheit jetzt Euch nahe —
Nur meine arme Seele will ich retten.

Caesar.

Was sprichst Du da? Hörst Du, ich kenn Dich nicht.
Mag sein, daß Dein Gesicht ich schon geseh'n,
Doch will und kann ich mich nicht d'ran erinnern.

Battista (nach einer Pause).

Ach wär' es wahr! — Allein es ist nicht wahr!
Ein linder Frühlingsabend war's im Mai —
Aus Feld und Wiese führt zum Wald der Weg
Verborgen unter Büschen von Jasmin.
Durch lichte Stämme glänzt der Fluß herauf.
Auf moos'gem Grund liegt rother Abendschein.
Da sah ich Euch — Ihr starrt hinaus ins Weite,
In gold'nem Schleier schimmert dort Paris.
Dort kam ich her, ermüdet von der Freude,
Erdrückt vom heißen Dunstkreis toller Lust.
Da sah ich Euch — auf Eurer Stirne lag

Der Wiederschein des Himmels, Euer Auge
Rief mich mit ungekanntem, süßem Gruß.
War es der Frühling, war's die milde Luft,
War es der schwere Duft der weißen Blüthen,
War es des Finken Jubellied im Hag,
Was diesen süßen Gruß mir dargebracht?

Caesar (für sich).

Was weiß Graf Mortigny von Caesar's Gruß?

Battista.

Nach meinem Namen habt Ihr nicht gefragt,
Was kümmerte es mich, wer Ihr auch wart.
So sprecht — und sagt, Ihr kennt mich wieder?

Caesar (fast rauh).

Nein!
Ich kenn' Dich nicht, Du scheinst zu träumen, Weib!

Battista.

O damals, damals träumte ich, nicht heute.
Ich träumt', ich wär' ein kleines Hirtenmädchen,
Das ihren Liebsten auf sich wartend fand,
Ich träumt', daß ich noch nie geküßt im Leben
Vor diesem ersten Kuß am Waldessaum.
Wir sprachen nichts, wir saßen Hand in Hand
Und durch die Stille klopft mit leisem Schlag
Der Liebe Specht an uns'rer Herzen Rinde.

Caesar.

Was sprichst Du da von Liebe?

Battista.

Herr, verzeiht,
Ich wähl' die Worte schlecht, um Euch zu rühren,
Ich weiß nicht was ich sagen soll und darf — —
Ihr trugt ein rothes Wamms an jenem Abend
Und weiße Bänder an den Achselschnallen.

Caesar.

Ich weiß von nichts — nun gib den Weg mir frei!

Battista.

Ihr wißt von nichts und Alles ist vergessen?
Ihr wißt nichts mehr vom tiefen weichen Moos,
Ihr wißt nichts mehr von all' den tausend Sternen,
Die niedersah'n zu uns durchs dunkle Laub!?
Ihr wißt nichts mehr von jener einz'gen Nacht
Die meines Lebens Inhalt war bis heute!

Caesar.

Was willst Du noch? Soll ich Dir's wiederholen?
Du bist mir fremd und ich weiß nichts von Dir.

Battista.

An meine Küsse hast Du wohl vergessen,
An all die hellen Thränen meiner Lust —
Hast Du etwa die Narbe auch nicht mehr
Die meine Zähne Dir geschlagen. Hier —
Hier in den Arm biß ich Dich hinein!

Caesar.

Nein in die Schulter war's — — — — — !
Nun weißt Du's ja!
Wohlan, Du hast's erreicht, was Du gewollt!

Battista (aufschreiend).

So ist es wahr! Das Schreckliche ist wahr!
Ich habe Dich in jener Nacht geküßt —
Und Du — Du bist —

(Sie sinkt zusammen.)

Caesar.

Nun denn, was zauderst Du?
So geh' und sag's der Gräfin, meiner Braut —
Und Du hast Dich gerächt für mein Vergessen.

Battista (ihn groß anschauend).

Mich rächen, Herr, wofür?

Caesar.

Was willst Du denn?

Battista.

Erlösung will ich von der Sünde Fluch.
Doch welche Buße macht mich wieder rein?
O, dürft' ich sterben, Gnade wär' der Tod,
Doch tausend Teufel harren meiner Seele!
Wer kauft mich los von ewiger Verdammniß?
Und ging ich barfuß hin zum heil'gen Vater,
Und schlüg' ich mir die Stirne wund am Weg
An jedem Kreuz, an jeder Kirchenschwelle —
Er könnt' mich nicht entlasten meiner Schuld!

Caesar.

Du sprichst im Fieber, Weib! So spricht der Wahn!

Battista (sich auf den Knieen zu Caesar hinschleppend).

Ich habe Dich gesegnet jeden Tag
Für diese Stunde Glück's, die Du mir gabst —
Und sieh', nun stockt der Fluch in meiner Kehle.
Nun rette Du mich, rette, rette mich!
Ich seh' die rothen Flammen um mich zucken,
Der Hölle heißer Odem weht mich an —
Ich kann nicht sterben — darf nicht, kann nicht leben.

Caesar (will sie aufheben).

Was that ich Dir, das Dich so rasend macht?

Battista.

Rühr' mich nicht an — verflucht sei Deine Hand!
Was sag' ich? Nein! wie darf ich Dir denn fluchen?!
Du bist ja doch — ich kann's nicht sagen — nein —
Es krampft sich mir das Wort im Munde fest —
Und es ist wahr — ich hab' das Bild geseh'n —

Die Mutter war es, die mich hier gebar —
Und Du, Graf Mortigny, Du bist mein Vater!

Caesar.

Der Wahnsinn spricht aus Dir!

Battista.

Der Wahnsinn, meinst Du?
Bist Du derselbe Graf von Mortigny,
Der hier aus diesem Schloß vor zwanzig Jahren
Hinauszog in die Ferne? Bist Du's, ja?
Du wußtest wohl nicht, daß Dein Abschiedskuß
Die Sünde häufen würde auf Dein Haupt.
Nun mach' mein ganzes Leben ungeschehen
Und lös' uns Beide von der großen Schuld!
O könnt' ich zweifeln einen Augenblick,
Ich thät's, ich thät's! Doch Alles ist ja klar:
Du bist der Graf und ich, ich bin Dein Kind!

(Sich vor Caesar hinwerfend.)

Sag' nein! Sag' nein! Und rette meine Seele!
Sag' mir, Du bist ein Dämon, bist ein Teufel,
Nur Eines sag' mir nicht, nur Eines nicht — —
Was hoff' ich noch, Du bist ja, wer Du bist —
Graf Ernst von Mortigny!

Caesar.

Der bin ich nicht!

Sechste Szene.

(Vorige, Renée.)

Renée.

Was will der Knabe hier?

Caesar.

Es ist kein Knabe,
Es ist ein Weib, das um ihr Seelenheil
Aus tiefstem Herzen schreit. Nun denn wohlan —

Von der Verdammniß will ich Dich erlösen,
Mit meinem Glück erkauf' ich Deinen Fluch.
Ernst Graf von Mortigny — der bin ich nicht!
Ich heiße Caesar — hörst Du es, Frau Gräfin?
Ich bin ein Comödiant, ein eitler Gaukler,
Der einen edlen Namen sich erlogen!
Mit einer Lüge habe ich gerungen
Um Glück und Liebe, um ein neues Leben —
Ich gab dafür, was ich besaß — die Ehre!
(Auf Battista zeigend.)
Doch dieser Preis ist mir zu hoch gegriffen.
Geh' hin und athme frei — Du bist erlöst!
(Zu Renée, die ihn fassungslos anblickt.)
Dem Lügner aber weisen Sie die Thüre!
Fahr', wohl, fahr' wohl, mein Traum! Fahr' wohl, Renée!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug

Ein Wäldchen. Links ein verwittertes Thor, dahinter der Park und — im Hintergrund — das Schloß. Rechts freie Gegend. Caesar sitzt auf einem Baumstamm. Von rechts kommt Saramouche.)

Erste Scene.

(Caesar, Scaramouche.)

Scaramouche.

Ha, welch ein froher Zufall! Kaum gekommen,
So treff' ich Dich! Warum so traurig, Freund,
Wen trugst Du denn zu Grabe? War es Caesar?
War es der Graf von Mortigny, der endlich
Zu seinen Vätern heimgegangen ist?

Caesar.

Nur diesen Namen — hörst Du?! — nenn' mir nicht!
Verdammt die Stunde, da ich Dir gefolgt,
Verdammt der Weg, der dorthin mich geführt!

Scaramouche.

Ei, ei, mein Freund, das also ist das Ende
Der Fahrt ins schöne Märchenland des Glücks?
Als Dich das holde Wüstentrugbild lockte,
Vermaßest Du Dich keck, es zu erreichen.
Verdurstet find' ich Dich, weil's Dir gelogen.

Caesar.

Was sprichst Du da? Das Glück hat nicht gelogen.
Das Glück ist Wahrheit — ich hab' sie erschaut.
Ich führt' den köstlich reinen Trank zum Munde,
Da barst in tausend Stücke mir das Glas.
Der Trank war göttlich — doch aus ird'schem Stoff
War das Behältniß: gold'ne, blanke Lüge!
Der Gott in mir lag mit dem Mensch im Kampfe,
Der Gott sprach Wahrheit und der Mensch sprach Lüge —
Da trieb der Mensch die Gottheit vom Altar. —
O frag' mich nicht, was ich erlebt, erfahren.
O frag' mich nicht, wie tief mein Sturz gewesen.
Ich zieh' mit Dir und Caesar bin ich wieder
Und wieder buhlt um Beifall Don Rodrigo!

Scaramouche.

Und glaub' es mir, mein Freund, Du wirst vergessen!
Der große Schmerz verdämmert im Erinnern.
Doch Eines wird Dir bleiben: Die Erkenntniß.
Ein Gott spricht Wahrheit. Nicht, so sagtest Du?
Doch Gott wie Wahrheit sind nur Traumgebilde,
An die ein schwacher Mensch sich klammern muß.
Wer aber trotzig sieht ins Weltgetriebe
Und nur auf sich allein vertrauend baut,
Der lacht der Träume, die in Nichts zerfließen,
Wenn man sie fassen und ergreifen will.
Noch Keiner sah den Göttern ins Gesicht,

Noch Keiner riß den Schleier von der Wahrheit,
Noch Keinem hielt des Glückes Kugel Stand!
Wach' auf! Du hast geträumt! Der Spuk verfliegt,
Und in der Lüge sieh' das ganze Leben!

Caesar.

Und weißt Du, wer dies Leben mir gezeigt,
Wer mit der Lüge Brust an Brust mich stellte?
Es war Dein Kind, Dein eig'nes Kind!

Scaramouche.

Mein Kind?!
Was sprichst Du denn für sinnlos, wirres Zeug!

Caesar.

Und weil Dein Kind noch glaubt an seinen Gott,
Noch glaubt an eine Wahrheit über uns,
Noch träumt von seiner Seele Seligkeit,
Hab' ich auf meines Glückes Theil verzichtet,
Und Gott und Wahrheit, Liebe, Glück —
Du nennst es Träume! Nenn' es, wie Du willst,
Es ist der Menschenseele ganzer Inhalt.

Scaramouche.

Ich hab' ein Kind! Du sahst es — ist das wahr?

Caesar.

Es lag vor mir und bat mich auf den Knie'n
Um Rettung seiner Seele vor Verdammniß.
Ich hab' Dein Kind erlöst, weil ich die Lüge
Wie eine Schlange mit dem Fuß zertrat.

Scaramouche.

Ich hab' ein Kind! Wo ist es, führ' mich hin!
Doch wie ist's möglich? Wie kann ich Dir's glauben?

Caesar.

Das Bildniß ihrer Mutter hängt im Schloß.

Scaramouche.

Das Kind der Biondetta! War's nicht so? —
Mir klingt im Ohre noch ihr letzter Schrei,
Ich fühle noch den Druck der weichen Glieder,
Die von den meinen sich nicht lösen wollen;
Die Lippen, die an meinen Mund sich drängen,
Sie lallen wirre, tolle Liebeslaute.
Ich seh' die Augen flammen durch das Dunkel,
Mich will der Wollust satter Duft betäuben —
Ich aber reiß mich los, nur fort, nur fort,
Mit einem wilden Stoße werd' ich frei! —
An diese Stunde kommst Du mich zu mahnen,
Mein Kind, mein Kind, der Biondetta Kind!
Wo ist es, Caesar, zeige mir den Weg!

Caesar.

Geht nur ins Schloß, Herr Graf von Mortigny,
Und fragt nach Eurem Kinde, Eurer Tochter.

Scaramouche (sich plötzlich besinnend).

Das wäre doch ein seltsames Begegnen!
Fliegt mir mein Kind denn wirklich an die Brust
Und sagt zu mir: Mein Vater, lieber Vater!?
Ich streiche ihr die Haare aus der Stirn
Und suche prüfend nach der Mutter Zügen.
Ha, ha! Doch sag', warum denn schweigt mein Herz,
Warum ist es hier d'rinn so stumm und still?
Ich bin ein schlechter, liebeloser Vater,
Der bei dem Kind doch gleich der Mutter denkt,
Der schönen Dirne, die er von sich stieß. (Fast wild:)
Sag mir's, doch sag' die Wahrheit, hörst Du wohl,
Ist meine Tochter denn nicht auch —? Sag nichts,
Ich will nichts wissen, will sie niemals sehen!
Ich will mir sagen — ich hätt' eine Tochter,

Ich will mir sagen: Ja, Du hast ein Kind!
So wie ein Geizhals seinen Schatz vergräbt
Und ängstlich meidet, ihn ans Licht zu bringen,
So will ich den Gedanken tief verscharren
In meinem Innern, will mir täglich lügen,
Ich wär' ein Vater, der ein Kind noch hat,
Das er noch lieben darf und das ihn liebt.
Doch säh' ich sie, dann wär' ich ja betrogen,
Ich weiß, ich müßt aus meinem Traum erwachen. —
Verhöhn mich nur und Du thätst wahrlich recht,
Ich greife selbst mit meinen beiden Händen
Nach einem Traum, nach einem letzten Glück!

Caesar.

Nun blick' dorthin! Siehst Du im Staub der Straße
Die stolze Cavalcade? Sieh nur hin!
Der Herzog ist's, der nach Paris zurückkehrt.
Und ihm zur Seite auf dem weißen Zelter
Siehst Du den Pagen? Das ist Deine Tochter!
Nun reiten sie am Hügel dort vorbei,
Nun wenden sie das Angesicht uns zu.
Der Herzog scherzt — und lachend gibt der Page
Dem Roß die Sporen, daß es hoch sich bäumt.

Scaramouche.

Die Wolke Staub — ich sehe sie nicht mehr —

Caesar.

Dort blitzt ein hell' Gewaffen in der Sonne — —
Nun lassen sie den Pferden freien Lauf —

Scaramouche.

Verschwunden schon —

Caesar.

Und so verschwand mein Glück!



Scaramouche.

Auf jene Höhe geh' ich noch hinauf,
Vielleicht, daß ich von dort aus sie noch sehe. (Ab.)

Zweite Scene.

(Caesar, Renée aus dem Park kommend.)

Renée.

Dein Glück? Ist es Dir wirklich schon entschwunden?

Caesar.

Renée! — Frau Gräfin, wollt' ich sagen —

Renée.

Wie?

Kein and'res Wort des Willkomms findest Du?
Du bist entfloh'n, eh' ich Dir sagen konnte:
O bleib, o bleib, für uns gibt's keine Schuld:
Ich höre nur die Stimme uns'rer Liebe —
Wohin Du gehst, Geliebter, folg' ich Dir!

Caesar.

Du willst mir folgen, mir, dem Mann der Lüge?

Renée.

Nur Deinem Herzen hab' ich mich verlobt
Und rein von Lüge ist Dein Herz geblieben.

Caesar.

Ich hab gelogen, weil mein Herz Dich liebt,
Ich hab' gelogen, weil in Deinen Augen
Ich einmal nur die meinen spiegeln wollte —
Und diesen Glanz hätt' ich mit mir getragen
Durch Noth und Elend wie das höchste Gut.
Ich kam und ich vergaß an Alles um mich her,
An Lüge, Ehr' und Recht der Menschensatzung.
Vor Menschen bin ich schuldig, denn ich log —
Doch frei von Schuld bin ich vor Gott und Dir!

(Er faßt ihre Hände.)

Du willst mir folgen — weißt Du denn, wohin?
Dort liegt die Straße, die ich wandeln werde,
Im Nebel liegt die ungewisse Ferne.
Doch Du, Renée, geh' in Dein Schloß zurück;
Gedenkst Du meiner, will ich es Dir danken.
Und jede Nacht wird mich ein Traum beglücken,
Der Deine Züge trägt, der Deinen Mund
Zu meinem Ohre neigt mit holdem Wort.
Und, daß Du kamst, die Hand mir noch zu reichen,
Wie dank' ich's Dir, Du Süße! — Geh' nun, geh'!

Renée.

Weis' mich nicht von Dir, laß mich bei Dir bleiben!
Vor jenem Gotte, dem Du nicht gelogen,
Bin ich Dein Weib — und ihrem Manne soll
Das Weib doch folgen. Ist's nicht so, Geliebter?
Uns bindet nichts an diese Scholle Erde,
Nicht Schranken gibt es für der Liebe Reich,
Frei ist der Weg, die Grenzen sind gefallen.
Ich zieh' mit Dir in eine and're Welt,
Wo über unser Herz das Herz nur richtet.

Caesar.

Des Herzens Lüge ist die einz'ge Sünde,
Die unsühnbar auf Erden und im Himmel:
Wer ist wie wir von dieser Sünde rein?
Ja, Du hast Recht, die Welt ist frei und offen,
Hinaus ins Weite! Dort wohnt unser Glück,
Dort sind wir schuldlos wie das erste Paar —
Wir lieben uns und Liebe nur ist wahr!

(Er schließt sie in seine Arme.)

(Der Vorhang fällt.)

Finis.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

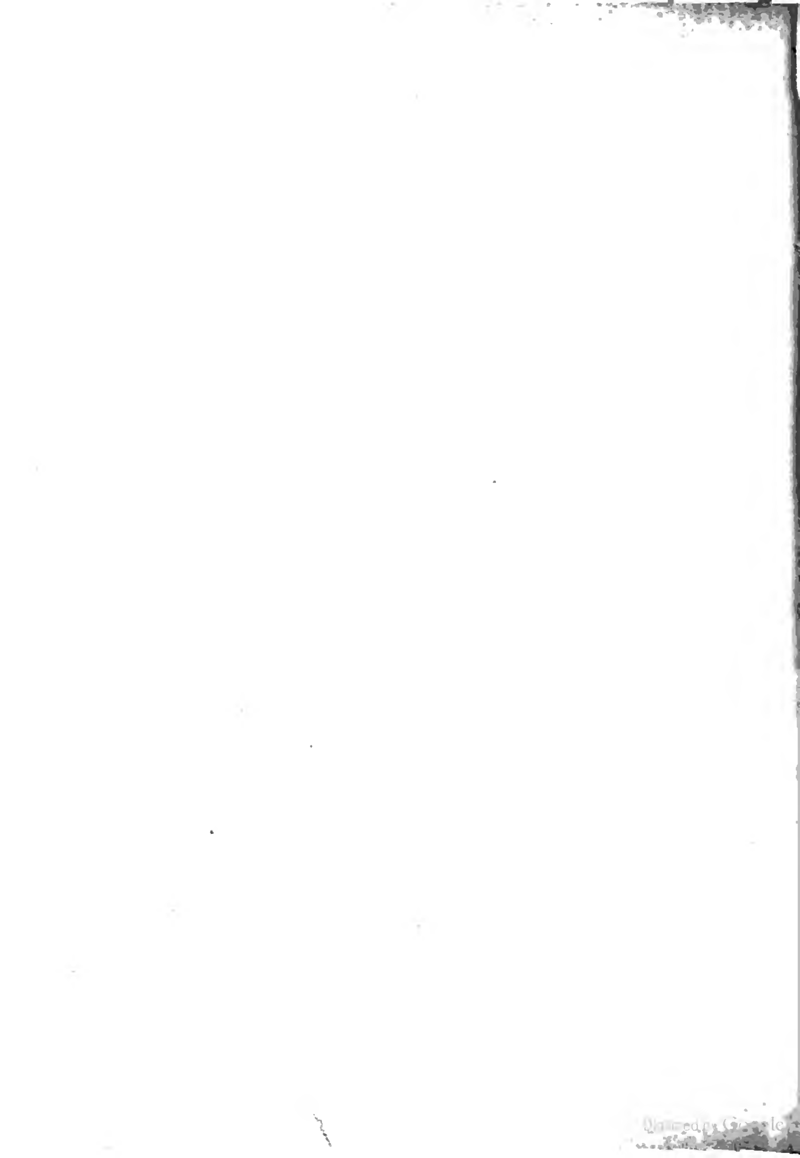
Rudolf Lothar

Die Rosentempler



Wiener Verlag
Wien und Leipzig
1905

Die Rosentempler



Rudolf Lothar

Die Rosentempler

Schauspiel in drei Aufzügen



Wiener Verlag

Wien und Leipzig

1905

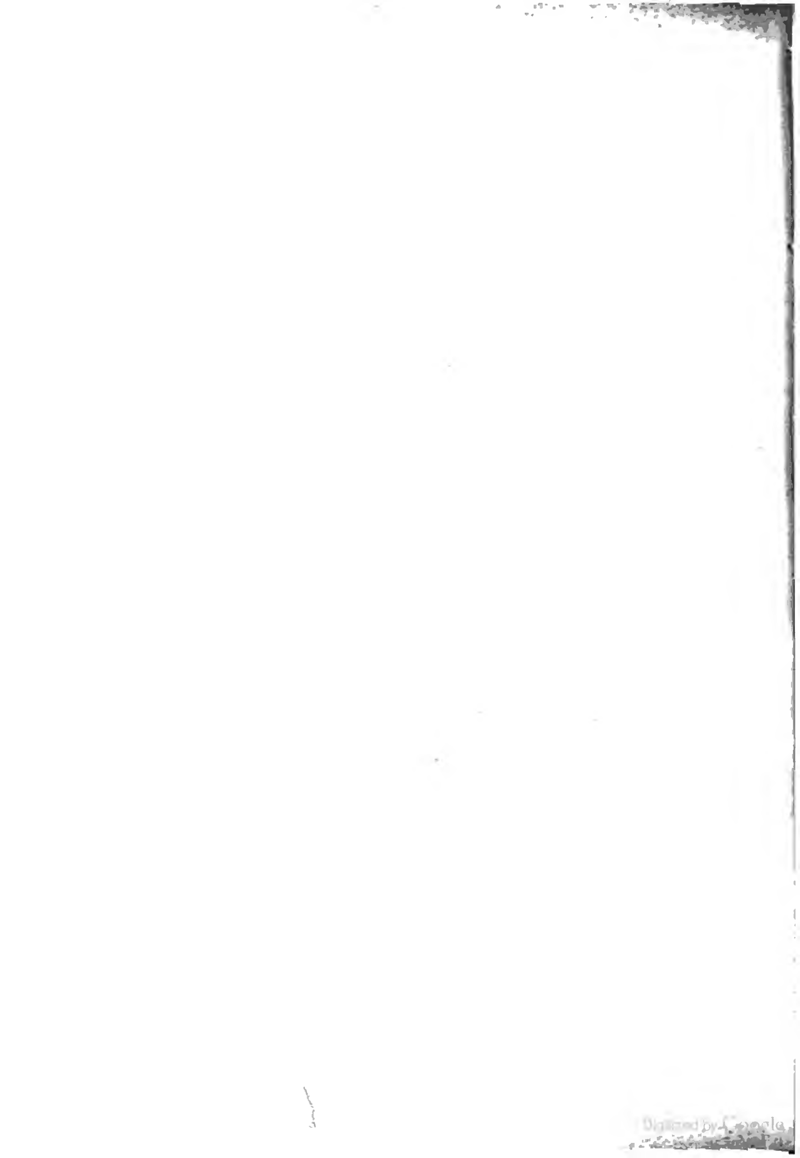


K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Personen:

Dr. Friedrich Richter, Staatsanwalt
Helene, seine Schwester
Romberg, Kaufmann
Emmi, seine Frau
Hellmann, Sanitätsrat
Klärchen, seine Tochter
Dr. Karl Möllerheim
Voß, Steuereinnehmer
Mertens, Buchbindermeister
Hellwald, Forstadjunkt
Dr. Körner, Untersuchungsrichter
Müller, Richters Sekretär
Jule, Wirtschafterin.

Die Handlung spielt in der Gegenwart in einer großen deutschen Stadt.



Erster Akt.

Arbeitszimmer Dr. Richters. Man merkt an der Wölbung, daß sich die Wohnung des Staatsanwaltes in einem alten Kloster befindet. Das Zimmer ist sehr wohnlich mit reichem, künstlerischem Geschmack eingerichtet, aber ohne eine Spur von Luxus. Bücherregale und ein paar gute Stiche an den Wänden, ein sehr großer Schreibtisch, bedeckt mit Papieren und Akten in der Mitte. Auf dem Schreibtisch stehen zwischen den Büchern Blumen in schlanken Gläsern. Links ein Sofa, davor ein niederer Rauchtisch und zwischen Rauchtisch und Schreibtisch ein Sessel. Vor dem Schreibtisch ein Lutherstuhl mit Kissen. Tür im Hintergrunde, die auf den Korridor geht. Tür links hinten ins Schlafzimmer. Tür rechts in die anderen Wohnräume. Erker vorne links.

Erste Szene.

Richter, gleich darauf Emmi.

(Richter bereitet auf dem zum Teetisch umgewandelten Rauchtischchen den Tee. Das Teeservice ist sehr elegant, zwei Tassen.)

Emmi

(ruft aus dem Schlafzimmer).

Fritz, wo ist der Schuhknöpfer?

Richter (ohne aufzusehen).

Auf der Marmorkonsole rechts, neben dem Flakon mit dem Kölnerwasser.

Emmi (wie oben).

Danke. (Pause. Richter fährt fort in seiner Hantierung mit dem Teegeschirr. Aus der Tür des Schlafzimmers tritt frisch und fröhlich Emmi.) Deine Bemerkung von vorhin klärt mich nun vollends über dich auf.

Richter.

Welche Bemerkung?

Emmi.

Die Geschichte mit dem Schuhknöpfer.

(Richter blickt fragend auf.)

Emmi.

Ich ersehe daraus: erstens, daß du ein sehr ordnungsliebender Mensch bist und zweitens, daß du mich nicht mehr liebst. (Emmi sitzt auf dem Sofa hinter dem Teetisch.)

Richter.

Ich verstehe den Zusammenhang nicht.

Emmi.

Ein Mann, der liebt, stürzt ins Nebenzimmer und überreicht den Schuhknöpfer knieend seiner Dame.

Richter
(ohne auf die Sache einzugehen).
Wie viel Stück Zucker nimmst du?

Emmi
(schiebt die Tasse zurück und fällt plötzlich aus dem scherzhaften Ton).
Du liebst mich also wirklich nicht mehr?

Richter.
Kindereien. Du wirst doch nicht im Ernste —

Emmi.
Ich habe nur gescherzt — gewiß, aber es gibt Scherze, die plötzlich zum Ernste werden, wenn ihnen kein anderer Scherz antwortet. Du bist ja sonst um eine Riposte nicht verlegen. Es ist mir jetzt in dieser Minute klar geworden: Ich habe vorhin — mit dieser dummen Bemerkung — ohne es zu wollen — ohne es zu wissen — die Wahrheit getroffen. (Richter sitzt auf dem Stuhle Emmi gegenüber und blickt zu Boden. Pause.)

Richter.
Also ja. Warum sollen wir Verstecken spielen. Wir sind ja ernste Menschen. Besser, solche Sachen werden gleich gesagt, ehe sie zur Qual werden.

Emmi
(ist ganz blaß geworden und sieht tief erschrocken auf Richter).

Also aus? Zu Ende — — Fritz, das kann doch nicht sein!

Richter.

Mein Kind, hör mich an. Du mußt doch einsehen, daß das unmöglich so weiter gehen kann. Du kommst ins Gerichtsgebäude. Ich weiß, du bist eine Dame von der Gefangenhausmission und es fällt nicht auf. Du steigst die sogenannte Kanzleitreppe herauf, schlüpfst unbemerkt in mein Zimmer. Ich weiß, man hat dich noch nicht gesehen, aber, um Gottes willen, man kann dich einmal sehen. Es braucht Dir bloß jemand auf dem Korridor vor meiner Türe zu begegnen. Und was dann? Denk dir den Skandal.

Emmi.

Ach Gott, wenn du mich liebtest, fändest du Mittel und Wege. Wenn sich Menschen liebten, fanden sie noch immer Mittel und Wege —

Richter (ergänzend).

Ins Unglück und ins Verderben.

Emmi.

Du wirfst mich fort, weil du mich verachtest.

Richter.

Was fällt dir ein! Ich danke dir eine wunderschöne Zeit in meinem Leben —

Emmi (traurig).

Vier Nachmittage —

Richter.

Und weil ich mir eben die Erinnerung klar und schön bewahren will, möchte ich (gewaltsam scherzend) die Rose brechen, eh der Sturm sie entblättert.

Emmi.

Was wirst du von mir denken?

Richter (sitzt neben ihr).

Schau, mein Herz, wir wollen einmal unser hübsches Abenteuer bedenken. Ich komme als Staatsanwalt in diese Stadt. Ein Fremder unter fremde Menschen. Ich wohne hier im ehemaligen Dominikanerkloster und habe die größte Mühe, mein Zimmer wohnlich zu gestalten. Da hause ich nun mit Schwester und Amme — ach diese alten Ammen, die man sein Lebtag nicht los wird — und brumme über meine Einsamkeit. Und wie ich eines Tages durch den Novembernebel nach Hause gehe, schwebt ein wunderbares Geschöpfchen vor mir her. (Er küßt ihr galant die Hand.) Madame! Sie sieht nicht, daß ich ihr folge.

Emmi.

Bei Gott, ich habe es nicht gesehen.

Richter.

Das sagte ich ja eben. Also sie sieht mich nicht, und ich bewundere das Köpfchen, den schmalen Fuß. Und Madame gehen meinen Weg, biegen in die Klosterstraße ein, schreiten die Stufen zum Gerichtsgebäude empor, treten ein in dieses graue, düstere Haus. Und unten im Dunkel des Korridors fasse ich mir ein Herz und spreche sie an.

Emmi.

Und ich erschrak zu Tode.

Richter.

Das sah ich.

Emmi.

Ich wollte meine Gefangenen besuchen.

Richter (galant).

Und Sie machten selbst einen Gefangenen.

Emmi.

Ich? Spotten Sie doch nicht. Mein Gefangener will ins Freie und ich kann ihn nicht halten.

Richter.

Und was weiter kam —

Emmi
(ihm die Hand auf den Mund legend).

Bitte, nicht. (Plötzlich ausbrechend.) Aber es kann ja nicht aus sein. Sie sind ja nicht grausam, nicht schlecht, Sie wollen mich ja nicht unglücklich machen.

Richter
(von ihrem Tone ergriffen).

Was ist dir?

Emmi.

Verstehst du denn nicht, ich lieb' dich ja. Was für dich ein Abenteuer war, ein Traum, ein Rausch, für mich ist es entsetzlich viel. Entsetzlich viel! Mein Mann ist fünfundfünfzig, ich bin kaum siebenundzwanzig. Ja, ich weiß, ich habe Kinder, ich weiß, mein Mann ist ein braver, tüchtiger Mensch, der mich abgöttisch liebt, der mir, einem armen Mädel, den Reichtum gegeben hat, ich weiß das alles. Was soll ich jetzt beginnen, wenn ich dich verliere? Kann ich was dafür, daß ich dich liebe?

Richter.

Weine doch nicht, zwing' mich nicht unehrlich zu sein.

Emmi.

Ja, ich werfe mich weg, ich demütige mich, ich habe jetzt keinen anderen Gedanken als dich festzuhalten. Ich weiß nicht, was ich beginnen werde. Ich kann ja

nicht betteln um deine Liebe. Ich habe dir ja alles gegeben, was ich hatte. Gehe nicht von mir, gehe nicht so von mir!

Richter.

Also was soll ich tun?

Emmi.

Dinge, wie sie heute zwischen uns geschehen sind, lassen sich ja nicht ungeschehen machen. Aus ist aus, ich weiß. Was zerbrochen ist, liegt in Scherben. Aber sehen will ich dich, sprechen will ich dich, will mich freuen, daß ich dich treffen werde, deine Hand will ich berühren dürfen. Vielleicht finde ich einmal in deinem Auge wieder etwas, das — — Lasse dich bei uns einführen.

Richter
(plötzlich hart werdend).

Das ist unmöglich. Du weißt, ich bin ein Mensch ohne Vorurteile. Aber über gewisse Dinge käme ich nicht hinweg. Ich könnte es nicht übers Herz bringen, deinem Manne die Hand zu geben. Ich müßte die Augen niederschlagen vor seinem Blick. Wenn ich Herrn Romberg auf der Straße sehe, so weiche ich aus, um ihm nicht zu begegnen. Ehrenmann vor der ganzen Welt, vor ihm stünde ich da als Betrüger und als Dieb. Lieber hacke ich mir die Hand ab, als sie falsch und verlogen deinem Manne zu reichen.

Emmi

(blickt, ihre Hände im Schoß, ihr Weinen verbeißend vor sich hin).

Das letztemal soll es also heute gewesen sein? Ich habe dich geküßt, es war das letztemal und ich wußte es nicht. (Plötzlich auffahrend.) Du liebst, du hast eine Braut, und darum willst du mich fortstoßen.

Richter (der Frage ausweichend).

Ich stoße dich nicht fort. Aber ich sehe in der Folge für uns nur nutzlose Leiden und zwecklose Not. Vielleicht — hätte ich mich meiner Leidenschaft hingegeben — was wäre daraus entstanden? Hättest du deinen Mann verlassen um meinetwillen? Niemals. Deine Kinder verlassen um meinetwillen? Nein, gewiß nicht. Und glaubst du, daß ich so hätte leben können, ich hier, du dort? Nur Feiglinge und erbärmliche Falschspieler des Lebens können solch ein Dasein ertragen. Ich bin für solche Schattenspiele, Liebesspiele im Schatten, die das Helle scheuen, nicht geboren und nicht geschaffen. Vielleicht tat ich mir Gewalt an und riß etwas aus mir, ehe es Wurzel schlug. Glaube mir, ich rede jetzt die Wahrheit und will dich nicht über eine bittere Stunde bloß hinwegtäuschen.

Emmi.

Es kann ja nicht sein. Es kann ja nicht das letztemal gewesen sein! Erfülle mir mindestens einen Wunsch noch. Das ist ja Brauch in diesem Hause, Herr Staatsanwalt.

Richter.

Was willst du, mein Kind?

Emmi (fast verschämt).

Laß es heut nicht das letztemal gewesen sein. Einmal noch will ich mir einbilden, das alles heute sei nicht wahr.

Richter.

Wir quälen uns unnütz.

Emmi.

Sage mir nicht nein. Um was bitte ich denn? Um das Recht, dir Lebewohl sagen zu dürfen. Soll das unser Abschied sein?

Richter.

Ein rascher Tod ist der schönste.

Emmi (aufschreiend).

Ich will nicht sterben! (Mit trübem Lächeln.) Aber ich muß ja wohl. Läßt du mich darum bitten?

Richter
(nimmt gerührt Emmis Kopf in die Hände).

Wann willst du kommen?

Emmi (nach einigem Nachdenken).

Sonntag. Sonntag Abend um Neun. Mein Mann ist Sonntag Abend nicht zu Hause. Ist es dir recht?

Richter.

Ich werde dich erwarten. (Emmi steht auf und geht nach dem Hintergrunde, wo auf einem Stuhle Pelzmantille, Hut, Schleier und Schirm liegen.) Kann ich dir helfen?

Emmi.

Ach laß nur. Du kannst mir nicht mehr helfen. (Sie steht fertig angezogen vor ihm und reicht ihm die Hand.) Ich danke dir, daß du so ehrlich und wahr zu mir bist. Du bist vernünftig und ich bin es nicht. Auf Sonntag! (Richter will sich vorbeugen, um sie zu küssen, aber sie wendet leicht den Kopf und läßt den Schleier herab.) Mir ist zu weh. Auf Sonntag. (Sie gehen beide zur Türe.) Sieh doch nach.

Richter

(öffnet die Türe im Hintergrunde und schaut den Gang hinunter).

Die Luft ist rein.

Emmi

(schlüpft an ihm vorüber hinaus und nickt ihm zu).

Leb wohl! (Ab.)

Zweite Szene.

Richter, gleich darauf Jule.

(Richter kommt langsam von der Tür zurück nach dem Vordergrunde und drückt auf einen elektrischen Knopf auf seinem Tisch. Er geht mit gesenktem Kopf einige



Male im Zimmer auf und ab. Jule kommt von rechts. Es ist ein kleines, bewegliches, dürres Frauchen. Richter weist mit einer Kopfbewegung nach dem Teetisch. Jule sieht die beiden Tassen, blickt in der Richtung des Schlafzimmers und schaut dann Richter mit tiefem Vorwurf an.)

Richter.

Also ja. Ich weiß, es ist dir nicht recht.

Jule

(den Kopf schüttelnd).

Ach Herr Fritz, ach Herr Fritz! Wenn unser gnädiges Fräulein das wüßte!

Richter.

Sie wird es nicht wissen, wenn du nicht schwatzest.

Jule.

I, wo werd' ich. Ich und schwatzen! Und noch dazu über Sie, Herr Fritz! Aber es schickt sich nun einmal nicht. Nein, nein, das laß ich mir nicht nehmen, es schickt sich nicht, es schickt sich Jartout nicht — und es geht immer schlecht aus. Aber ich bin ja nur ein alter Dienstbote und darf Herrn Fritz nichts sagen. (Sie räumt brummend das Teegeschirr ab.)

Richter

(unwillkürlich unwillig).

Das möcht' ich mir auch verbeten haben.

(Jule schaut, von dem Ton betroffen, auf und räumt dann immer schneller und schneller das Geschirr zusammen, so daß Gläser und Kannen tanzen und klirren.)

Richter

(dem seine Bemerkung jetzt schon wieder leid tut, sehr sanft und gütig).

Du wirst mein Teegeschirr zerbrechen.

Jule (grimmig).

Und wenn schon! So ein sündiges Geschirr!

Richter.

Na weißt du, von mir will ich nicht reden, aber die Teekanne ist wirklich unschuldig.

Jule

(hat alles auf ein Tablett geladen, antwortet nicht und geht zur Türe. Bei der Türe).

Das gnädige Fräulein hat mich gefragt, ob sie zum Herrn Fritz herüber darf. Ich glaube, jetzt wird sie wohl dürfen.

Richter

(absichtlich die Betonung überhörend).

Sag' nur Helene, daß ich sie erwarte. (Jule stößt mit dem Fuß die Türe auf.) Du Jule —

Jule.

Was denn?

Richter
(dem plötzlich etwas einfällt).

Das Wichtigste vergesse ich ja. Du mußt gleich heute noch den Elektriker beauftragen, die elektrische Beleuchtung endlich einzuleiten. Der Gashahn in meinem Schlafzimmer sitzt zu locker oder die Leitung ist schadhaft. Jeden Morgen habe ich den scheußlichen Gasgeruch im Zimmer. Paff' auf, eines Tages wach' ich auf und bin tot.

Jule
(fest in ihren Zorn verbissen).

Der Elektriker kann erst Montag kommen. Bis dahin muß halt der Herr Fritz jeden Abend anständig und ordentlich den Gashahn feste zudrehen. Braucht der Herr Fritz sonst noch etwas?

Richter.

Nein, du kannst gehen. (Jule ab.) Wenig fehlte und ich hätte sie um Entschuldigung gebeten. (Er zündet sich eine Zigarette an.)

Dritte Szene.

Richter. Fräulein Richter von rechts.
(Fräulein Richter, eine liebenswürdige, alte Jungfer.)

Frl. Richter.

Fritzchen, mein Junge, ich habe dir was zu sagen.

Richter.

Nun denn los. Aber schnell, ich erwarte jemanden.

Frl. Richter (sehr neugierig).

Wen denn?

Richter.

Ach, Neugierde hat hier ihr Recht verloren. Dr. Körner, der Untersuchungsrichter, hat mit mir zu sprechen. Also was gibt's, Schwesterchen?

Frl. Richter
(immer hastig, immer quecksilbern und sprudelnd).

Du weißt es doch.

Richter.

Also was sind denn das für Geschichten? Ich weiß gar nichts oder mindestens nicht, was du jetzt meinst.

Frl. Richter.

So, na da will ich dir helfen. Klärchen wird gleich da sein.

Richter (sofort interessiert).

Klärchen?

Frl. Richter.

Ja, Klärchen Hellmann, wir haben uns sehr angefreundet. Willst du da nicht herüberkommen in unsere gute Stube? (Sie blinzelt ihren Bruder listig an.)

Richter.

Unsere gute Stube ist gar nicht hübsch und gemütlich. Bring' das Fräulein doch herüber zu mir. Und wenn sie zum Nachtessen bleibt, so lass' hier decken.

Frl. Richter.

Du möchtest wohl gerne, daß sie bliebe?

Richter.

Ich verbitte mir alle inquisitorischen Fragen.

Frl. Richter.

Ei, ei, Herr Staatsanwalt. Aber dem Staatsanwalt komm' ich auf die Sprünge. Es ist dir nämlich gar nicht gleichgültig, ob Klärchen kommt oder nicht kommt, bleibt oder nicht bleibt. Das heißt, in unser geliebtes Deutsch übertragen, es wäre dir am liebsten, sie bliebe da mit Haut und Haar.

Richter (sehr einfach).

Ja, ich glaube selbst, es wäre mir am liebsten.

Frl. Richter.

Also du bist in sie verliebt? Dachte ich mir's doch.

Richter (wie oben).

Nein, ich bin nicht in sie verliebt, aber ich fühle, daß ich sie einmal unendlich gern haben könnte. Das ist mehr wert als Flackerfeuer der Verliebtheit. Weißt du, wenn ich gleich in Brand gerate, habe ich ein

Mißtrauen gegen mich selbst. Ich kann dich versichern, ein berechtigtes Mißtrauen. Und je älter ich werde, desto mehr mißfalle ich mir deswegen. Aber ich weiß, daß gerne haben oft tausendmal mehr wert ist, als Liebe oder was man so nennt. Und ich weiß, daß ich in einem solchen tiefen und wahren Gefühl den sicheren Schutz fände vor allen — Unwahrheiten.

Frl. Richter.

Na weißt du, wenn die Ehe nichts anderes sein soll, als Schutz und Schirm gegen Verliebtsein und Leidenschaft —

Richter.

Nichts anderes? Auch das. Siehst du, ich freue mich auf die Ehe, wie ein Schiffer auf hoher See sich auf die Heimat freut. Ich habe Talent zum Glück, das ist im Leben die Hauptsache.. Und Glück, weißt du, ist eine Sache, die es nur zu zweien gibt. Ich kann mir ein Sologlück nicht vorstellen.

Frl. Richter.

Da geht nun ein junger Mensch erst als flotter, forscher Couleurstudent in die Welt hinaus, macht seiner Schwester tausend Sorgen, begeht in seinem Leichtsinn tausend dumme Streiche, haut um sich, ist ewig verliebt, tut so, als wäre er weiß Gott welch ein Abenteurer, wirft sich in die Welt und in die Gesellschaft, als müßte er sie erobern, erobern auf der Stelle, und dann gesteht dieser Lebemann und Sieger auf einmal, er hat Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Soll ich ihm das glauben?

Richter.

Das alles war nur der bunte Hintergrund, von dem sich mein wahres Glück erst abheben soll.

Frl. Richter.

Wie du das sagst, und dabei bist du immer noch der alte Damenfreund, halb Don Juan, halb Seladon. Kann kein Kleid flattern sehn, ohne gleich hinterher zu sein. Ich kenne dich, schöne Maske.

Richter.

Nein, du kennst mich eben nicht. Ich war immer ein Suchender. Immer glaubte ich auf der richtigen Spur zu sein und dann war es doch nichts. Die Liebe suchte ich und fand das Weib, das Weib suchte ich und fand den Genuß, den Genuß suchte ich und fand — die Ernüchterung. Das sage ich dir, weil ich gewohnt bin dich wie einen guten Kameraden zu betrachten. Ich bin leider Gottes eine monologische Natur. Ich führe lange Selbstgespräche mit mir und das ist schlimm, denn es führt zur Selbstzerfaserung.

Frl. Richter.

Was ist denn in dich gefahren? Liegt das Kloster auf dir, in dem wir wohnen?

Richter.

Wohl möglich. Aber siehst du, heute ist mir was Sonderbares passiert. Es gibt Augenblicke, in denen sich das Leben zusammendrängt, so daß man glaubt,

nun müsse sich alles entscheiden. Die alten Märchen wiederholen sich ja immer. Wie der Griechenjüngling stehen wir jeden Augenblick am Scheideweg und indem wir der einen Dame die linke Hand zum Abschied reichen, reichen wir der andern die Rechte zum Willkommen. In jeder Frau steckt eine Göttin — und in jeder Göttin steckt eine Frau! Aus dieser Türe trat die eine, in jener Türe wird die andere erscheinen. Wer kann sagen, daß er richtig wählt! Daß er nicht in dem Augenblicke, wo er sein Leben aufbauen möchte, es zerstört!

Frl. Richter

(gleich wieder neugierig).

Wer ist durch jene Türe gegangen?

Richter

(über ihre Neugierde lächelnd).

Ein Symbol. Ich meinte nur so. Sag: das Bild meiner Jugend, meiner unruhigen Träume, meines ewigen Suchens, der Jahre, die vergangen sind. Und da herein tritt das Symbol der Ruhe, des Friedens, der kommenden Jahre. — — — Aber wir philosophieren da und ich weiß ja noch gar nicht, ob Klärchen —

Frl. Richter.

Darüber gib dich gefälligst keiner Täuschung hin. Klärchen ist nicht wie du, sie denkt nicht an solche Dinge.

Richter (bestürzt).

Wie meinst du?

Frl. Richter.

Weil sie ganz anders geartet ist. Die ist nämlich — — verliebt. So unglaublich es mir selbst erscheint, sie ist verliebt in dich. Ich glaube sogar, sie hat etwas wie Leidenschaft. Und da ihr also gar nicht zueinander paßt, ist es wohl besser —

Richter.

Also laß die Scherze. Du glaubst wirklich —

Frl. Richter.

Du verdienst sie nicht. Aber wie arm wären wir, wenn wir wirklich nur nach Verdienst belohnt würden. (Es klopft.)

Richter.

Das ist mein lieber Körner. Also Schwesterchen, auf recht bald. Und ich werde mich schon bemühen, den richtigen Einklang zwischen zwei so verschiedenen Naturen, wie Fräulein Hellmann und ich es bin, herzustellen.

Frl. Richter.

Ich sehe es schon kommen. Im Lauf der Ehe wirst du dich verlieben und sie wird vernünftig werden. Also, auf bald! (Ab.)

Vierte Szene.

Richter. Dr. Körner.

Richter
(sehr aufgeräumt, ihm entgegen).

Guten Abend, lieber Körner. Ich habe Sie erwartet. Also wie steht's?

Körner
(immer etwas gedrückt, er traut sich nicht laut zu reden. Nur im Affekt richtet er sich auf und spricht mit voller Stimme. Aber gleich darauf erschrickt er beinahe selbst über seine Kühnheit und fällt in seinen alten Ton zurück).

Ich weiß nicht, Herr Staatsanwalt, ich weiß wirklich nicht —

Richter
(sitzt im Lutherstuhl und weist Körner einen Sessel an).

Also nehmen Sie eine Zigarre, Körner, und reden Sie frei heraus. Was wissen Sie nicht?

Körner.

Je länger ich den Fall untersuche, je öfter ich den Hegelmeyer verhöre, desto mehr komme ich dazu zu glauben, das heißt, Pardon, anzunehmen — (Er stockt wieder.)

Richter.

Montag um neune ist die Hauptverhandlung, da wird sich's ja zeigen, ob Sie recht haben. Ich

weiß ja ganz gut, was Sie sagen wollen, Sie unverbesserlicher Optimist.

Körner.

Pardon, ich bin eher Pessimist als Optimist, denn ich bin fest überzeugt, daß Hegelmeyer verurteilt werden wird.

Richter.

Na also, und Sie werden doch nicht glauben, daß er unschuldig verurteilt werden wird.

Körner.

Schuld vor dem Gesetz, ist das deswegen auch Schuld vor unserem Herzen?

Richter.

Aber Sie Kindskopf Sie! Was hat der Fall Hegelmeyer mit dem Herzen zu tun? Rekapitulieren wir noch einmal. Moritz Hegelmeyer ist ein kleiner Beamter der Landesbank. Durch einen Zufall, durch ein erhorchtes Gespräch kommt er in den Besitz eines Geheimnisses. Er geht zum Direktor und sagt: „Zahlen Sie mir fünftausend Mark oder ich werde sprechen.“ Der Direktor will den Skandal vermeiden und zahlt. Schön. Und was tut nun mein wackerer Hegelmeyer? Er steckt das Geld ein und spricht doch, trotzdem er dem Direktor sein Ehrenwort gegeben hat zu schweigen. Hegelmeyers Ehrenwort! ’ne nette Sache. Das ist doch eine Erpressung, wie sie im Buche steht. Wegen

Bruch des Ehrenwortes kann ich ihn ja nicht anklagen, obzwar das eigentlich die Sache ist, um die sich der Fall dreht.

Körner (ganz leise).

Schuld vor Menschen ist eben nicht immer Schuld vor dem Gesetz.

Richter.

Und womit verteidigt sich dieser Ehrenmann?

Körner.

Er sagt, er habe fünf Kinder und eine kranke Frau. So klein der Gehalt war, den er erhielt, so groß war das Vertrauen, das man in ihn setzte. Er hätte große Summen defraudieren können und so hart die Versuchung war, die an ihn herantrat, er tat es nicht.

Richter.

Hut ab vor dem Cato.

Körner.

Aber Jahre hindurch rang er mit dem Gedanken des Verbrechens. Schließlich muß der Mensch doch leben!

Richter.

In Ehren, mein Lieber!

Körner.

Ach was Ehre, wenn man knapp am Verhungern ist und die Wahl hat zwischen Leben und Ehre, da wählt manch einer das Leben.

Richter.

Aber die Gesellschaft stößt solche Menschen aus, und mit Recht.

Körner.

Eines Tages findet dieser arme Teufel einen Schatz, ein Geheimnis, von dem er weiß, daß es Gold wert ist.

Richter.

Und er geht hin und nimmt Schweiggeld. In Gottes Namen. Auch die Bank hätte geschwiegen, wenn er sein Wort gehalten hätte. Aber, Erpresser sein und hinterher noch ein Schuft, das ist zu viel.

Körner.

Aber der Mann behauptet, daß er schließlich eingesehen habe, er müsse reden. Er rette damit Tausende vom Ruin. Er rette Unglücklichen ihren letzten Sparpfennig.

Richter.

Steht denn die Bank so schlimm?

Körner.

Darüber ist kein Zweifel. Sie führt diesen Prozeß deswegen mit solcher Energie, weil sie beweisen will, daß Hegelmeyer gelogen hat. Dieser Beweis wird ihr nicht gelingen. Hegelmeyer wird verurteilt werden, aber er hat nicht gelogen und die Bank geht zugrunde.

Richter.

So. Also Hegelmeyer brach sein Ehrenwort aus höheren, moralischen Bedenken. Lassen wir das gelten. Warum gab er dann die fünftausend Mark nicht zurück?

Körner.

Er hatte sie nicht mehr. In einer Stunde hatte er sie nicht mehr. Die schlimmsten Gläubiger mußte er befriedigen. Was hätte er machen sollen? Woher sich fünftausend Mark schaffen?

Richter.

Das ist ein sehr schöner dramatischer Konflikt, aber ich als Staatsanwalt sehe immer nur die nüchterne Seite des Falles. Er hat erpreßt und hat hinterher noch den Erpreßten betrogen. Er hat sein Wort nicht gehalten. Die Geschichte von dem moralischen Bedenken, von der Rettung der Unglücklichen, von diesem Winkelried des Ehrenwortes, das ist sehr rührend, nur schade, daß ich sie nicht glaube. Wissen Sie, Körner, was ich glaube? Daß ein anderer ge=

kommen ist und dem Hegelmeyer zehntausend Mark geboten hat, wenn er sprechen wolle. Der Geschäftsgeist des Menschen ist unermüdlich. Man kann auch mit einem Ehrenwort Handel treiben, kann es versteigern, zum ersten, zum zweiten, zum dritten.

Körner.

Herr Staatsanwalt, Sie sind hart.

Richter.

Nein, mein Lieber, ich bin nur nüchtern. Und wir, die wir Gesetz und Recht hüten, müssen nüchtern bleiben. Ich höre ja schon den Dr. Briskam seine Verteidigungsrede halten. Er wird Sie noch beschämen, mein lieber Körner. Er wird Hegelmeyer als einen Märtyrer darstellen, er wird ihn uns vielleicht sogar als Muster vor Augen führen. Als Muster heroischer Pflichterfüllung. Nicht wahr, das meinen Sie ja auch? Über eine Erpressung und einen Betrug hinweg hat dieser Mann seine Menschenpflicht erfüllt. Aber ich habe das Schlußwort. Und glauben Sie mir, ich werde meinen klaren Blick durch eine hier übelangelegte Gefühlsduselei nicht trüben lassen.

Körner
(schüchtern).

Tout comprendre —

Richter (ergänzend).

...c'est tout pardonner. Ich weiß, ich weiß. Aber, wo käme da Justitia hin? Wir haben das Gesetz zu üben, wir haben zu strafen, wenn wir auch verzeihen.

Körner.

Das ist unmenschlich, das ist grausam.

Richter.

Es kann Fälle geben, mein Lieber, wo ein Todesurteil minder grausam ist, als ein Freispruch. (Körner ist aufgestanden.) Also auf Montag neun Uhr, nicht wahr? Wie lange wird die Verhandlung dauern?

Körner.

Vier Tage sind dafür angesetzt. Wegen der vielen Zeugen. Herr Staatsanwalt haben ja alle Akten.

Richter.

Ja. Ich danke Ihnen übrigens sehr, Sie haben durch Ihre umsichtige Untersuchung meine Arbeit sehr erleichtert.

Körner.

Ich danke, Herr Staatsanwalt, für Ihre freundlichen Worte. Ich tue nur meine Pflicht.

Richter.

Wie wir alle. Und bewahren Sie sich Ihren goldenen Glauben an der Menschheit Güte. Bewahren Sie sich ihn, so lange Sie können. Einmal kommt ja

doch für uns alle die Stunde, wo wir entnüchtert dastehen und uns sagen, ach was — Glaube ist Aberglaube, Wissen ist Macht, wie es so schön heißt. Und je mehr wir von den Menschen wissen, desto weniger glauben wir ihnen.

Körner.

Auf Montag also, Herr Staatsanwalt.

Richter
(ihn zur Türe begleitend).

Auf Montag. (Körner ab.)

Fünfte Szene.

Richter, bald darauf Möllerheim.

Richter
(kommt von der Tür zurück, zündet die Gaslampe auf seinem Tische an, nimmt das große Aktenfaszikel Hegelmeyers und bereitet sich zur Arbeit vor. Es klopft).

Herein!

Möllerheim (tritt ein).

Grüß dich Gott!

Richter.

Oh, du bist's, das ist schön von dir!

Möllerheim.

Und ich bringe dir angenehme Nachricht. Du bist gestern weiß ballotiert worden.

Richter.

Das freut mich, und ich danke dir für die Nachricht.

Möllerheim.

Ich bringe dir die Nachricht im Auftrage der Loge und im Auftrage unseres Meisters.

Richter.

Wer ist euer Meister?

Möllerheim.

Das wirst du erfahren, wenn du Templer bist. Ich darf dir heute noch nicht verraten, wer Mitglied unseres Bundes ist.

Richter.

Verzeih' die Frage, ich weiß ja, daß ein Eid euch Verschwiegenheit auferlegt. Wann soll die Aufnahme stattfinden?

Möllerheim.

Sonntag. Sonntag Nachmittag um sechs.

Richter

(dem plötzlich Emmi einfällt).

Und wie lange dauert die Zeremonie?

Möllerheim.

So bis gegen acht. Und dann pflegen wir noch im Symposion bis gegen Mitternacht beisammen zu bleiben.

Richter.

Ich habe Montag eine große Verhandlung. Würde es mir übel vermerkt werden, wenn ich mich vom Symposion absentiere?

Möllerheim.

Man würde es gewiß sehr bedauern. Um so mehr, als es das erstemal ist, daß du im Bruderkreise bist.

Richter.

Heute mir Unbekannte, die morgen meine Brüder sind! Gibt es eine Brücke, die so schnell zur tiefsten Freundschaft hinüberführt?

Möllerheim.

O ja, die Brücke des Glaubens, des Menschenglaubens! Aber ich sehe dir's an, du möchtest heute schon gerne wissen, wem du morgen die Hand reichen wirst. Plagt dich die Neugier?

Richter.

Neugierde ist es gewiß nicht, was mich zu euch führt. Ich komme nicht zu euch, weil ich neugierig bin, euere Gebräuche kennen zu lernen, mich in euere Geheimnisse einweihen zu lassen. Ich brauche dich nicht zu versichern, daß mich auch keine egoistischen Motive leiten. Ich will durch die Loge und die Templer nichts erreichen, ich will mich nicht protegieren und weiter

empfehlen lassen. Ich habe alles erreicht, was ich in meinem Alter erreichen konnte. Ich habe eine schöne soziale Stellung, ich habe rasch und glänzend Karriere gemacht, der Weg liegt vor mir offen, ich habe genug Vermögen, um angenehm leben zu können, ich kenne das Wort Sorge nicht, ich bin frei und unabhängig. Bald werde ich auch mein eigenes Heim haben. Wahrhaftig, wenn ein Mensch von sich sagen darf, daß er glücklich ist, so bin ich es. Und doch fehlt mir etwas. Und um dieses zu finden, habe ich dich gebeten, mich in den Rosentempel einzuführen.

Möllerheim.

Was suchst du bei uns?

Richter.

Schau her. Mein Vater war Naturforscher, ein sehr gescheiter Mann, aber ein schlechter Pädagoge. Er hat mich vollständig gottlos erzogen. Wenn ich mit acht Jahren aus der Religionsstunde nach Hause kam, machte er Witze über all das, was mir als heilig gepredigt worden war. Ich weiß, daß wir alle oder die meisten von uns den Gottesglauben verloren haben. Aber wir haben ihn im Kampfe verloren, im Ringen mit uns selbst, in einem furchtbaren Aufruhr aller Gefühle. Dieser Kampf stärkt uns im Leben, gibt uns Halt und Stütze; er hat mir gefehlt. Ich glaube nicht an einen weißbärtigen Herrn der Welt auf goldenem Thron. Ich glaube nicht an eine Vorsehung, die unsere

Schritte lenkt. Ich glaube nicht an eine Macht, die lohnt und straft. Ich erschrecke davor, wie wir Bälle sind in der Hand des Zufalles, und ich weiß, daß der Mensch über sich etwas haben muß, woran er glaubt, einen Begriff, den er heilig hält. So spreche ich zu dir, wenn ich keine Maske trage, so spreche ich zu mir selbst. Nun siehst du. Ihr seid ein Bund, den freier Wille geschlossen. Und ihr habt ein Gesetz, das ihr freiwillig beschwört und hoch haltet. Ich komme, weil ich das Bedürfnis habe, mich unter ein Gesetz zu beugen. Ich, der Staatsanwalt, der das Gesetz vertritt.

Möllerheim.

Die Loge, mein lieber Freund, ist die Kirche des freien Willens und auf dem Altar liegt das Evangelium der Ehre; und Pflicht und Liebe sind gleichbedeutend in unserem Bunde. Aber hüte dich vor Enttäuschung. Dieser Rosentempel, der Jahrhunderten getrotzt hat, ist doch nur aus Menschen erbaut. Aus schwachen Menschen, die fehlen und straucheln können. Wirst du dich enttäuscht von uns wenden, wenn du vielleicht den einen oder den anderen in unseren Reihen triffst, der nicht dem idealen Bilde entspricht, der auch in der Loge strebt und irrt wie anderwärts?

Richter.

Ich weiß, daß ich nie enttäuscht sein werde, wenn ich vor allem den Gedanken sehe und zuletzt die Menschen.

Möllerheim.

Siehst du, weil ich das weiß, habe ich es unternommen, bei uns deine Sache zu führen. Und wenn unser Meister vom Stuhl dich Sonntag mit den alten, ehrwürdigen Worten der Überlieferung in unseren Bund aufnehmen wird, dann wirst du in deinem Herzen zum ersten Male das fühlen, was dir bis heute gefehlt hat: den Kirchenfrieden, die Weihe des Glaubens. Als unser Bund gegründet wurde, da hatte er ein reales Ziel im Auge. Die Tempelherren wollten das heilige Land erobern, es den Ungläubigen entreißen. Und was suchen wir? Wir suchen das heilige Land der Freiheit, jener Freiheit eben, wo Liebe zur Pflicht und Pflicht zur Liebe wird. Und das rote Kreuz auf unserem Mantel erinnert uns immer in der Loge, daß wir bereit sein müssen, mit unserem Blute für unsere Pflicht, für unsere Liebe einzutreten. Niemals werden wir drüben landen. Nie werden wir die heilige Stadt erblicken. Aber weil wir ewig dieses Land suchen, weil wir uns nach Zion sehnen, weil wir um dieser Sehnsucht willen alles Irdische opfern und zu opfern bereit sein müssen, kommen die zu uns, die reinen Herzens sind. Und darum sei uns willkommen.

Richter.

Reinen Herzens oder gereinigten Herzens! — Und du selbst, warst du nie enttäuscht?

Möllerheim.

Nein. Und zwar deswegen nicht, weil ich in der

Loge eines gelernt habe: das Gehorchen. Nur aus dem Gehorsam erwächst uns der Begriff der Freiheit.

Richter.

Gehorchen? Wem?

Möllerheim.

Dem Gesetz der Wahrheit.

Richter.

Darf man wahr sein zu den Menschen?

Möllerheim.

Nein, nicht immer — aber immer zu sich selbst. Erkenne dich selbst, ist das Wort, das über unserer Tempelpforte steht.

Richter.

Gnothi seauton, der griechischen Weisheit höchster Satz. Gut. Ich kenne mich selbst. Was soll ich tun?

Möllerheim.

Du wirst dich richten. Du wirst den Frieden finden oder den Tod. Aber nur der verdient den Ehrennamen Mensch, der in jedem Augenblick Richter ist über sich selbst.

Richter.

Der Staatsanwalt in foro interno.

Sechste Szene.

Vorige. Dann Fräulein Richter. Dann Klärchen. (Durch die Türe rechts steckt Fräulein Richter den Kopf.)

Frl. Richter.

Ist es erlaubt?

Richter.

Ei gewiß. (Fräulein Richter und Klärchen treten auf.)

Frl. Richter.

Da bring' ich noch einen Gast.

Richter (auf Klärchen zugehend).

Oh liebes Fräulein, wie freue ich mich Sie zu sehen! (Indessen begrüßen sich Frl. Richter und Möllerheim wie alte Freunde.)

Klärchen.

Nein, Herr Staatsanwalt, diese Wärme —

Richter.

Ja, haben Sie je daran gezweifelt, daß ich warm sein könnte?

Klärchen.

Erstens, Herr Staatsanwalt, hat schon Ihre Würde etwas so Kaltes und Hartes an sich. Und zweitens — (Sie stockt.)

Richter.

Na und zweitens?

Klärchen.

Ach, das sag' ich lieber nicht, es klänge gar zu unbescheiden.

Richter.

Aber ich errate es. Ja, ich bin ein anderer, seit Sie jetzt im Zimmer stehen.

Klärchen.

O ich, Herr Staatsanwalt!

Richter
(sitzt auf dem Sessel, Klärchen auf dem Sofa. Im Hintergrunde sprechen Frl. Richter und Möllerheim eifrig und man sieht, wie Frl. Richter die Situation der beiden vorne erklärt).

Ich bin nicht mehr jung genug, liebes Fräulein, um Ihnen jetzt eine feurige Liebeserklärung zu machen. Die wirklichen großen Lieben beginnen auch nicht mit einem solchen Trompetenstoß. Sie beginnen schön leise und sachte, kommen aus der Erde wie ein zartes Pflänzchen, und das Pflänzchen wächst und wächst, wird eine Pflanze, ein Baum mit breitem Geäst, in dessen Schatten man sitzen kann, wenn die Sonne des Lebens sinkt. Das Pflänzchen, mein liebes Fräulein, hat jetzt noch keine Blüten, die ich Ihnen in den Schoß werfen könnte. Aber wollen wir es gemeinsam pflegen, bis es zum Baume wird?

Klärchen.

Oh Herr Staatsanwalt!

Richter.

Ich weiß, daß ich Sie nicht überrasche. Im kleinsten Mädchen steckt schon die kluge Frau. Und Sie sind ein erwachsenes Fräulein.

Klärchen.

Ich will mich nicht dümmer machen, als ich bin. Ich will Ihnen also gestehen, daß Sie mich nicht überraschen. Damit habe ich aber noch durchaus nicht gesagt, wie ich zu Ihren Worten stehe. Es gibt Menschen, die große Bäume lieben, und andere Menschen, die Blüten vorziehen und Blumen. Läßt sich nicht beides vereinen?

Richter.

Der Baum trägt auch Blüten, aber die Blumen, die der feurige Troubadour auf den Weg streut, verwelken.

Klärchen.

Sie sind ein reifer, ernster und kluger Mann, der immer haargenau weiß, was er tun und lassen soll.

Richter.

Bilden Sie sich das nicht ein! Sie sehen immer noch den Staatsanwalt in mir. Der ist vielleicht so,

wie Sie mich eben schilderten. Aber der Privatmann, der jetzt das Vergnügen hat, mit Ihnen zu sprechen, ist nicht der nüchterne Beamte. Wissen Sie, was die schönste Stunde in meinem Leben war?

Klärchen.

Ich möcht' es gerne wissen.

Richter.

Auf einer Alpentour war's in Südtirol. Da kam ich auf eine Hochwiese. Unter mir lag schwarz und düster der Fichtenwald und der Wind griff mit Gigantenpranken in die Harfe und die Bäume sangen und stöhnten. Und über mir erhob sich das rote Gestein des Felsens mit Schnee besprenkelt und in einer tiefen Mulde zog der Weg aufwärts zur Höhe. Die Spitze des Berges aber lag in einer dunklen Wolke und der ganze Himmel war unheimlich grau. Kalt wehte es von oben herab und ganz in der Ferne donnerte es. Ich fühlte, daß in kurzer Zeit ein ungeheures Wetter losbrechen würde, und da legte ich mich auf der Wiese nieder und starrte hinauf ins Graue und ließ mich umsingen und umtanzen von allen Stürmen. Da war mir's unbeschreiblich zumute. Da war mir's, als müßte das Ungewitter die Wolken zerreißen und ich würde ein Blau sehen, wie ich es nie geschaut, eine Sonne, wie sie mir nie geleuchtet. Und je stärker der Sturm im schwarzen Walde da unten aufheulte, je kälter es herabblies durch die

Mulde, desto stärker wuchs die Sehnsucht nach dem Blau da drüben......

Klärchen.

Und Sie blieben liegen — auch im Regen und Gewitter?

Richter.

Nein, ich war doch zu feige. Ich stieg ab und wartete in einer Köhlerhütte, bis der Sturm vorüber war. Aber schöner wär's gewesen ihm zu trotzen. Und ich habe mir vorgenommen —

Klärchen.

Was denn?

Richter.

Eine Sehnsucht auszukosten, bis sie Erfüllung wird.

Klärchen.

Wollen Sie mir am Ende vielleicht sagen, daß ich Ihre Sehnsucht bin? Sie kennen mich ja kaum und ich würde Ihnen das Kompliment nicht glauben. Das wäre ja gerade der Troubadourgesang, den Sie verschmähen.

Richter.

Nicht Sie sind meine Sehnsucht, sondern das, was hinter Ihnen steht, was Sie mir verkörpern.

Klärchen.

Oh, jetzt verstehe ich Sie ganz gut, jetzt sind Sie wieder der praktische, kluge Mann, der weiß, was er in der Zukunft sucht, und der genau weiß, was ihm die Zukunft bringen wird. Aber ich weiß es nicht. Ich sehe Sie jetzt hier vor mir sitzen und sitze selbst gerne da und höre Ihnen zu. Wie aber wird es morgen in mir ausschauen und übermorgen und in einer Woche und in einem Monat und in einem Jahr? Soll ich unehrlich sein und Ihnen eine Zukunft versprechen, die ich nicht kenne?

Richter.

Wollen Sie mir nicht die Kraft zumuten, diese Zukunft zu gestalten?

Klärchen.

Da müßte ich erst an Sie glauben.

Richter.

Glauben, glauben, immer wieder glauben.

Klärchen.

Es gibt kein Glück ohne Glauben.

Richter.

Und Wissen?

Klärchen.

Das gehört dem Staatsanwalt. Der Glaube aber gehört dem Menschen.

Frl. Richter (vorkommend).

Ich glaube beinahe, Kind, du nimmst meinen Bruder ins Gebet.

Klärchen.

Ein bißchen katechisieren kann niemals schaden. Auch einer so hohen Amtsperson nicht.

Möllerheim.

Die Beichte abnehmen, den Glauben lehren, von Sünden lossprechen, wer kann das besser, als eine Frau!

Klärchen.

Ja, wir Frauen sollten eigentlich die Geistlichkeit sein, der Klerus des Herzens.

Möllerheim.

Wie voll wären dann die Kirchen!

Richter (scherzend).

Und ich selbst würde bei keiner Andacht fehlen.

Klärchen.

Und Sie würden knien und beten?

Richter.

Ja, weil ich es nie getan.

Siebente Szene.

Vorige. Sanitätsrat.

Sanitätsrat
(sehr jovial, sehr gemütlich).

Da also finde ich euch alle! Und nicht einmal der Tisch ist gedeckt?

Richter.

Guten Abend, Herr Sanitätsrat!

Klärchen.

Guten Abend, Papa! Kommst du mich holen?

Möllerheim und Frl. Richter (zugleich).

Guten Abend!

Sanitätsrat (Klärchen antwortend).

Dich holen, na ja, aber wenn es dir recht ist, bliebe ich lieber da. Mir steht das Herz nach einem Skat. Der Herr Staatsanwalt läßt ein paar Flaschen Rüdesheimer auffahren, Jule legt noch ein paar Scheite im Kamin nach, Fräulein Richter spielt Klavier, so ganz ferne im letzten Zimmer — ich sag' euch, Kinder, weiter geht's nicht in der Gemütlichkeit.

Richter.

Aber gewiß, dieses Programm der Freude soll Punkt für Punkt befolgt werden.

Klärchen.

Du hast ja die Rollen wunderschön verteilt, Papa, aber was soll ich machen?

Sanitätsrat.

Da sein. Junge Mädchen haben da zu sein. Das genügt. Dann ist Frühling im strengsten Winter.

Klärchen.

Ei, Papa, wie poetisch!

Sanitätsrat
(sich die Hände am Kamin wärmend).

Das macht die gute Laune. (Leise zu Möllerheim, der neben ihm steht, mit dem Kopf auf den Staatsanwalt weisend.) Weiß er schon?

Möllerheim.

Ja.

Sanitätsrat.

Also auf Sonntag. Weiß Romberg, daß er die Aufnahme vorzunehmen hat?

Möllerheim.

Gewiß. Der Meister ist verständigt.

Sanitätsrat.

Der Herr Staatsanwalt wird nicht wenig überrascht sein mich dort zu finden. Wird mir diebischen

Spaß machen. Übrigens eine komische Verwandtschaft. Erst werde ich sein Bruder und dann sein Schwiegervater.

Möllerheim.

Ei —

Sanitätsrat

(auf Richter und Klärchen weisend, die zusammenstehen).

Das sieht man doch kommen.

Richter (vorne zu Klärchen).

Ja, Fräulein, der Papa hat recht. Ich danke Ihnen, daß Sie da sind. Ist Ihnen der Gedanke unsympathisch, daß Sie bleiben könnten, immer — bleiben —

Klärchen.

Unsympathisch, nein. Aber ich muß es mir noch überlegen, ob er mir auch wirklich sympathisch wird.

Richter.

Kann ich Ihnen dabei helfen?

Klärchen (knixend).

Ich bitte Sie darum.

Achte Szene.

Vorige. Jule.

Jule (brummend).

Es soll schon wieder hier gegessen werden, wo es keinen ordentlichen Speistisch gibt, wo es kein Buffet gibt und wo man sich vor lauter Büchern

nicht bewegen kann. Wozu hat man denn ein Speisezimmer und ein Arbeitszimmer? Im Speisezimmer ißt man und im Arbeitszimmer arbeitet man.

Klärchen (ausgelassen).

Nicht brummen, nicht brummen, Jule, ich helfe Ihnen. Heute darf niemand schlechter Laune sein.

Jule.

Warum denn nicht, was ist denn heute für ein Tag?

Klärchen

(sie im Kreise herumdrehend).

Das werden Sie schon einmal erfahren.

Richter

(vorne zu Frl. Richter).

Helene, du weißt nicht, wie glücklich ich bin. Alles gelingt mir, alles geht mir gut aus. Fast wünschte ich, es gäbe einen Schatten irgendwo, von dem sich mein Glück abheben könnte.

Möllerheim

(sein Gespräch mit dem Sanitätsrat beendend).

Das wird sich alles Sonntag finden.

Richter.

Wie meinst du?

Möllerheim.

Ich habe nicht zu dir gesprochen. Was ist dir denn?

Richter.

Nichts. (Seine Stimmung abschüttelnd.) Lächerlich, wer wird sich vor Schatten fürchten!

Sanitätsrat.

Zu Tisch, zu Tisch, meine Herrschaften, so jung wie heute kommen wir nicht mehr zusammen.

Vorhang.



Zweiter Akt.

Der Vorraum des Tempels. Ganz kurze Bühne. Den ganzen Hintergrund nimmt ein schwarzer, samtener Vorhang ein. Links eine niedere Türe, mit einem schwarzen Vorhang verhängt. Rechts der Eingang.

Erste Szene.

(Voß und Mertens kommen von rechts. Im Frack wie alle Personen in diesem Akte.)

Voß.

Ich sage Ihnen, lieber Freund, ich freue mich immer auf den Sonntag. Die Loge, das ist eine so hübsche Mischung von Klub und Gottesdienst! Da erbaue und unterhalte ich mich.

Mertens.

Wenn das Essen nachher nur besser wäre! Seit zwanzig Jahren habe ich mich noch immer über alle unsere Schaffner beklagt. Drei Stunden geistige Übung und Andacht und Arbeit, na denn in Gottes Namen. Aber dann mit hungrigem Magen sich ärgern zu müssen,

das paßt mir nicht. Seit zwanzig Jahren paßt mir das nicht.

Voß.

Wie hat unser Meister letzthin so schön gesagt: Laßt draußen, was euch die Welt verbittert.

Mertens.

Er hat gut reden. Mein Magen ist keine äußerliche, sondern eine innerliche Angelegenheit.

Hellwald
(tritt hinzu und nimmt Voß beiseite).

Lieber Bruder, auf ein Wort!

Mertens
(sich zum eintretenden Sanitätsrat wendend).

Ei wei, er pumpt schon wieder. Für den ist die Brüderlichkeit ein unerschöpflicher Brunnen.

Sanitätsrat.

Ja, ja, die jungen Leute von heute! Ich sage es ja immer, man müßte strenger sein, viel strenger sein bei der Aufnahme.

Mertens.

Auch strenger sein bei der Wahl der Beamten. Warum haben wir seit zwanzig Jahren keinen guten Schaffner?

Sanitätsrat.

Damit ihr nicht glauben sollt, daß man in die Loge kommt, um zu völlern und zu schmausen. Ihr sollt nicht bei der Arbeit an Genüsse denken, die euch nachher winken. Ich meinesteils finde das schlechte Essen beim Symposion höchst erzieherisch. Bedenken Sie doch, wie haben unsere Stifter und Gründer im heiligen Lande gelebt! Sie waren zufrieden, wenn sie eine Handvoll Datteln bekamen.

Mertens.

Na ja, aber die Jahrhunderte, die dazwischen liegen. Wir sind nicht mehr so genügsam.

Sanitätsrat.

Wir sind überhaupt keine rechten Templer mehr, wir werden schlaff, mein lieber Bruder. Zu meiner Zeit, ja zu meiner Zeit, da war es anders. Da war die Aufnahme wirklich noch eine Probe auf den Mut und die Männlichkeit. Da gab es noch die Probe des glühenden Eisens, da mußte der Kandidat wirklich noch seine Unerschrockenheit beweisen. Aber heute! Wie sollen wir erfahren, ob in dem neuen Bruder wirklich ein ganzer Mann steckt? Und wir brauchen ganze Männer!

Voß (dazutretend).

Solch ein Mann soll ja der Staatsanwalt sein.

Sanitätsrat (eifrig).

Ist er auch, ist er auch!

Voß.

Er lebt so zurückgezogen, man sieht ihn kaum. Ist er nett?

Sanitätsrat.

Das weiß ich nicht. Nette Menschen gibt es ja furchtbar viel. Aber was man so nett heißt, paßt wohl kaum zu uns. Ich mindestens hasse lackierte Menschen. Und Nettigkeit ist meistens nur glänzender Lack.

Voß.

Ist er nicht sehr hochmütig?

Sanitätsrat.

Ich habe nie an ihm eine Spur von Überhebung bemerkt. Aber er weiß, was er wert ist. Und das ist gut. Denn schließlich kommt es ja doch nur auf die eigene Wertschätzung an. Stimmt diese mit der Meinung der andern, dann geht es einem gut auf der Welt. Stimmt sie nicht, dann ist man entweder ein Narr oder ein Unglücklicher.

Mertens.

Spielt er Skat?

Sanitätsrat.

Und wie!

Mertens.

Das ist mindestens eine greifbare gute Eigenschaft.

Hellwald.

Ich war einmal mit ihm auf der Hasenjagd, er schießt famos. Er ist überhaupt ein forscher Junge. Strammheit gehört auch in die Loge.

Zweite Szene.

Vorige. Romberg.

(Inzwischen hat sich die Bühne mit Herren gefüllt, die in Gruppen zusammenstehen.)

Romberg.

Guten Abend, Kinder! (Allgemeine Begrüßung.)

Sanitätsrat.

Guten Abend, Meister!

Romberg

(auf die Türe links deutend).

Ist er schon da?

Mertens.

Noch nicht.

Romberg.

Weiß Gott, es ist schon lange her, daß ich Euer Meister bin, aber jede Aufnahme erregt mich aufs neue.

Sanitätsrat.

Du gibst dich zu sehr aus.

Romberg.

Ich gebe mich nicht aus, ich gieße mich aus. Ich fühle mich wirklich im Augenblick der Weihe wie ein Priester im Tempel, durch dessen Mund ein Wunder geschieht. Glaub mir's, in dem Augenblicke, wo ein Fremder unser Bruder wird, stehen sich unsere beiden Seelen, meine und die seine, nackt gegenüber. Und dann schlingen wir den weichen Mantel der Liebe um unsere Seelen.

Mertens.

Ich weiß noch, wie meine Aufnahme war. Zehn Jahre sind es her, und du warst eben unser Meister geworden.

Sanitätsrat.

Ich mache dir mein Kompliment. Zehn Jahre hast du bei keiner Arbeit gefehlt, zehn Jahre bin ich für dich rein umsonst auf der Welt, ich meine als Arzt natürlich.

Romberg.

Das Leben hat mich hart geschmiedet. Übrigens, Sanitätsrat, komm doch mal zu uns. Meine Frau will mir gar nicht gefallen. Seit einigen Tagen weint sie in einem fort, ohne rechten Grund, denn ich tue ihr alles, was sie nur haben will.

Sanitätsrat.

Hast du diesen Zustand schon öfters bei ihr beobachtet?

Romberg.

Niemals, sie war immer lustig und guter Dinge. Und ihr Lachen ging durchs ganze Haus. Du weißt doch, wie lange ich es mir überlegte, Emmi zu heiraten. Ein paar Jahre Unterschied machen ja nicht viel. Aber Jahrzehnte! Und sie hat es mich nie fühlen lassen. Sie kam wie der lebendige Frohsinn in mein Haus und sie war so dankbar für alles, was ich ihr gab. Aber konnte ich ihr denn alles geben? Braucht Jugend nicht andere Jugend neben sich? War es nicht ein Verbrechen von mir, diese Jugend an mich zu ketten? Aus purem Egoismus, um selbst glücklich zu werden?

Sanitätsrat.

Mach' Dir doch keine solchen Gedanken.

Romberg.

Weißt du, ich habe schon daran gedacht, ob sie die Gefangenhausmission nicht aufgeben sollte. Es ist ja sehr menschenfreundlich — dieses Werk, den armen Gefangenen Trost zuzusprechen, aber diese Menschen erzählen Geschichten, jammern und klagen, und ich glaube, daß daher alle Aufregung meiner Frau kommt.

Sanitätsrat.

Schon möglich, aber da ist doch Hilfe sehr einfach. Du verbietest einfach deiner Frau —

Romberg.

Nein, Doktorchen, auf Verbieten und Gestatten ist unsere Ehe nicht gebaut. Die dreißig Jahre, die

uns trennen, überbrückt nur eines: das grenzenlose Vertrauen. Es gibt ein Vertrauen, das mehr wert ist als die flammende und flackernde Liebe der jungen Leute. Wir sind nun acht Jahre verheiratet. In diesen acht Jahren gab es zwischen uns keinen Zank und keinen Streit, kein Zerwürfnis, kein Mißverständnis.

Sanitätsrat.

Du Glückseliger!

Romberg.

Und so wie ich nur einen Gedanken habe: mein Haus, mein Weib, meine Kinder, so, glaube ich immer, hat auch meine Frau nur einen Gedanken und das bin ich, ihr alter, guter Mann. So glaube ich. Aber ist dieser Glaube nicht vielleicht Selbsttäuschung? Wenn ich meine Frau weinen sehe und ich weiß nicht warum, und sie sagt mir nicht warum, so schiebt es sich wie ein Tränenschleier zwischen mich und sie. Und mir ist, als sehe ich sie gar nicht mehr, als hätte ich sie gar nicht mehr.

Sanitätsrat.

Wer wird Frauentränen gar so tragisch nehmen?

Romberg.

Mein lieber Freund, das Leben hat mir so viel Bitteres gebracht, daß ich nie recht glauben konnte, ich käme noch zur Ruhe und zum Glück. Du weißt ja am besten, wie unglücklich ich gewesen bin. Wie oft kam ich in die Loge, um zu vergessen! Und hier fand ich Trost,

Liebe, Wärme, hier fand ich alles, was mir daheim fehlte. Wenn ich geworden bin, was ich wurde, der Loge verdanke ich es, denn sie gab mir Mut.

Sanitätsrat.

Aber sie lehrte dich vor allem glauben, an die Güte im Menschen glauben.

Romberg.

Es gibt nichts Schöneres. Und daß ich am Abend meines Lebens mit diesen schwachen Händen noch solche goldene Flut schöpfen würde, hätte ich nimmermehr gedacht. Du hast recht, du sollst recht haben. Das Karge, was mir vom Leben bleibt, will ich mir nicht vergällen. Was vergangen ist, ist vergangen. Und ich hoffe nur und bete, daß kein böser Engel mehr an meine Türe klopfe.

Dritte Szene.

(Rechts wird in vier Schlägen geklopft [kurz lang, kurz lang]. Plötzlich verstummen alle Gespräche. In der Türe rechts erscheint der Staatsanwalt mit Pelz und Zylinder, aber mit verbundenen Augen, geführt von Möllerheim.)

Möllerheim.

Du stehst an der Schwelle unseres Tempels. Noch einmal und zum letzten Male frage ich dich, ist es dein fester Wille, in den Bund der Rosentempler einzutreten? Noch kannst du zurück.

Richter.

Es ist mein fester Wille, und ich will der euere werden.

Möllerheim.

Dann schließe ich diese Türe hinter dir und für heute und für ewig trennt sie dich von der Welt da draußen. Als freier Mann von Ruf und Ehre kommst du zu uns. Freiwillig beugst du dich unter unser Gesetz.

Richter.

Ich beuge mich.

Möllerheim.

So komm und warte in diesem Zimmer, bis wir dich rufen. Laß in diesen Minuten des Wartens noch einmal dein ganzes Leben an dir vorüberziehen. Nimm dir selbst die Beichte ab. Tritt reinen oder gereinigten Herzens in unseren Tempel. (Er hat ihn inzwischen zu der Türe links geführt und läßt ihn eintreten. Die Türe schließend). Warte, bis ich dich rufe. (Er läßt den Vorhang herunterfallen. Die Gespräche beginnen gleich wieder.)

Voß (zu Mertens).

Ein Staatsanwalt, das haben wir noch nicht gehabt. Das ist eine feine Nummer. Das Höchste, was wir hatten, war ein Major. Aber es ist doch ein erhebender Gedanke, daß Könige und Kaiser meine Brüder

sind. Ein König ist der Bruder des Steuereinnehmers Voß. Das erhebt einen doch mächtig.

Mertens.

Aber vergessen Sie dabei nicht, der Bruder König ist weit und der Bruder Buchbindermeister ist nah.

Sanitätsrat
(in die Hände klatschend).

Meine Brüder, der Meister ruft zur Arbeit. Der Meister ruft die Brüder Vollender. (Romberg und ein Teil der Herren verschwinden hinter dem Vorhang.) Der Meister ruft die helfenden Brüder! (Wieder verschwindet ein Teil der Herren hinter dem Vorhang.) Der Meister ruft die dienenden Brüder! (Hellwald und die letzten der anwesenden Herren verschwinden. Als letzter der Sanitätsrat. Die Bühne ist ganz leer.)

Stimme des Sanitätsrats (hinter dem Vorhang).

Meister, auf dein Geheiß haben sich die Brüder vom Rosentemplerorden versammelt. (Der Vorhang geht auseinander. Man sieht einen tiefen, sehr schwach beleuchteten Saal. Rechts und links sitzen hinter Schranken die Mitglieder des Ordens. Die Schranken werden rechts und links von zwei Säulen abgeschlossen. Auf der einen Säule steht ein goldenes T, auf der anderen ein goldenes S. Im Hintergrunde steigen ein paar Stufen zum Throne empor, der von einem Baldachine überhöht ist. Im Hintergrunde des Baldachines ein breites Schwert mit Kreuzgriff, von Rosen umwunden. Neben dem Throne steckt eine Fackel. Ebenso steckt je eine Fackel in den Säulen T und

S. Die Wände des Saales sind mit dunkelrotem Samt bespannt, der Boden des Saales, die freie Mitte zwischen den Schranken, ist ebenfalls dunkelrot. In der Mitte sieht man ein weißes Kreuz im weißen Rosenkranz. Am Fuß der Treppe, die zum Thron emporführt, ein Altar. Rechts und links an dieser Treppe zwei siebenarmige Leuchter. Die versammelten Brüder tragen alle den weißen Mantel der Tempelherren. Die dienenden Brüder ganz weiß, die helfenden Brüder mit dem roten Kreuz, die Vollender mit rotem Kreuz und Rosenkranz. Romberg als Meister auf dem Throne trägt außer dem weißen Mantel einen Hermelinkragen und um den Kragen an einem handbreiten roten Band das goldene Rosenkreuz auf der Brust. Alle sitzen.)

Romberg.

Sind alle Brüder eingetreten?

Sanitätsrat

(als Führer zur Rechten an der rechten Säule sitzend, ein blankes Schwert vor sich).

Alle Dienenden, Helfenden und Vollender sind versammelt.

Romberg.

So gebt mir ein Zeichen, auf daß ich erkennen kann, daß wir alle hier im Dienste des Ordens stehen.

Möllerheim (Führer zur Linken).

Der Meister befiehlt. (Alle stehen auf.) So fordere ich euch auf, meine Brüder, mir ein Zeichen zu geben, damit ich erkennen kann, daß ihr alle im Dienste des Ordens steht. (Alle fahren gleichzeitig mit der rechten

Hand nach der linken Seite, wie zu einem Schwertgriff.) Meister, dieses Zeichen ward mir gegeben. (Er wiederholt es.)

Romberg.

Was bedeutet es?

Möllerheim.

Daß wir bereit sein sollen, das Schwert zu ziehen im Kampfe um das Land, das uns verheißen ward.

Romberg.

Ist dieses Schwert aus Eisen?

Möllerheim.

Dies Schwert ist das Wort.

Sanitätsrat.

Dies Schwert ist der Gedanke.

Romberg.

Dies Schwert ist der Wille. (Er macht das Zeichen.) Und so nehme ich dieses Zeichen als richtig an. Und ich eröffne unseren Tempel nach heiliger Überlieferung, indem ich euch nach Osten weise. (Er streckt die Hand aus.) Sein Licht komme über uns und euch. Meine Brüder, Führer zur Rechten und Führer zur Linken, helft mir des Ostens Licht in der Loge entzünden. (Er nimmt die Fackel aus ihrem Ring, das gleiche tun

Möllerheim und der Sanitätsrat. Romberg geht die Stufen hinunter zum Altar, wo er mit dem Sanitätsrat und Möllerheim zusammentrifft. Alle drei stoßen ihre Fackeln im Altar zusammen. Die Flamme loht auf, gleichzeitig wird die Loge von oben hell erleuchtet.) Und wie wir hier unsere Feuerbrände zusammenstoßen, daß eine Flamme aufloht zum ewigen Himmel, so wollen wir unsere Herzen vereinigen zu einem Brande, zu einem heiligen Feuer.

Sanitätsrat.

Es heißt die Liebe.

Romberg.

Liebet euch untereinander, sprach der Meister, der am Kreuze hing und Rosen wuchsen aus seinen Wunden. Laßt uns eine feste Kette bilden. (Jeder legt die rechte Hand um die rechte Hüfte des Nachbars, die linke Hand um die linke Hüfte. Die Hände werden am Rücken geschlossen. So bilden die Brüder einen festen Kreis. Sie stehen dabei in den Schranken, der Meister vom Stuhle vor seinem Thron.) So reicht unsere Kette um der Erde Rund.

Möllerheim.

Vom Morgen zum Abend.

Sanitätsrat.

Vom Abend zum Morgen.

Romberg.

So stehen wir Leib an Leib, Hand in Hand, Herz an Herz, eine Mauer gegen unsere Feinde, eine feste Burg der Brüder. Dieser Mauer kann der Tod nichts anhaben, kein Sturm wirft sie um, denn sie wächst immer aufs neue. Jeder Stein in dieser Mauer, jedes Glied in dieser Kette, mag es nun draußen ein Kaiser sein oder ein Arbeiter, ein Hoher oder ein Niedriger, ein Reicher oder ein Armer, ist für uns doch nicht mehr als ein Stein in der Mauer, ein Glied in der Kette. Vor Dir, lichter Meister über uns, dessen strahlender Mantel die Erde umwallt, Du Herr des Lichts und der Liebe, sind wir alle gleich, denn hier werden nur die Herzen geprüft und gewogen und was draußen im Leben des Tages Macht, Ansehen, Größe, Würde verleiht, das bleibt als eitler Tand vor der Schwelle des Tempels zurück. Wir sind freie Menschen in unserer Kette Band, weil wir hier gleiche Menschen sind. Meine Brüder, wie heißt der Lohn, der dem Kämpfer um die Freiheit wird?

Möllerheim.

Er heißt die Liebe.

Romberg.

Meine Brüder, wie heißt der Einsatz im Kampf um die Freiheit?

Sanitätsrat.

Er heißt die Liebe.

Romberg.

Und so geht der Liebe Zeichen durch unserer Hände Druck wie der Funke, der vom Morgen zum Abend und vom Abend zum Morgen um die Erde läuft. (Durch die Kette geht, erzeugt vom Schütteln der Hände, ein Ruck. Die Hände lösen sich.) Laßt uns die Salve bringen. Seht auf den Meister! (Alle Brüder klatschen in die Hände im selben Zeitmaße, wie früher an die Tür geklopft wurde. Kurz-lang-kurz-lang. Das Klatschen muß ungemein gleichmäßig und exakt vor sich gehen.) Meine Brüder, nehmt euere Plätze ein. (Alle setzen sich.) Führer zur Rechten, was ist heute unsere Aufgabe?

Sanitätsrat.

Ein Werbender steht an des Tempels Pforte.

Romberg.

Was sucht er?

Sanitätsrat.

Das Land der Verheißung.

Romberg.

Wie findet er dieses Land?

Sanitätsrat.

Indem er dient, bis er anderen helfen kann, und indem er anderen hilft, bis er vollendet

Möllerheim (einfallend).

Den Weg, der die Wahrheit und das Leben ist.

Romberg.

Dann wird er frei sein und sich frei fühlen. Über ihm hängt das Schwert. Die Kette der Brüder umschließt ihn. Unser Gesetz bindet ihn. Wenn er aber die Freiheit findet in der Erkenntnis seiner selbst, dann winden sich Rosen um das Schwert, die heißen Wunden duften und die Kette der Brüder wird zum lichten strahlenden Ring. Das Gesetz aber, die Pflicht wird ihm als Dienst der Liebe erscheinen und er wird sich erheben, indem er sich beugt. Wie heißt der Mann, der Schwert und Kette sucht?

Möllerheim.

Er heißt Dr. Friedrich Richter.

Sanitätsrat.

Er ist ein freier Mann von Ruf und Ehre. Denn nur ein solcher ist hier willkommen.

Romberg.

Wer bürgt für ihn?

Möllerheim.

Ich bürge für ihn.

Romberg.

So lies vor, was er dir schrieb. Noch einmal wollen wir uns bedenken, ehe wir ihm unsere Arme öffnen. Führer zur Linken, du hast das Wort.

Möllerheim (einen Brief entfaltend).

„Ich soll dir mein Leben schildern und ein Bekenntnis meines Glaubens ablegen, weil es, wie du mir sagst, Sitte ist, daß die um Aufnahme Werbenden solches tun. Ich habe nicht viel zu schreiben. Ich bin am 20. Januar 1866 in Leipzig geboren. Mein Vater war Professor der Naturgeschichte am Thomasgymnasium. Ich war ein guter Schüler, und in meiner ganzen Laufbahn vom Abiturium durch die Staatsprüfungen, durch die Gerichtspraxis blieb ich meiner Pflicht getreu. Aber in diesem ganzen Leben gibt es nichts, was des Erzählens wert wäre und nichts ist mir widerfahren, womit ich beweisen könnte, daß ich irgendeine Tugend mein Eigen nenne. Und doch glaube ich, daß, wenn das Geschick mich vor eine Aufgabe stellen würde, ich ohne Bedenken, ohne Wimperzucken das Rechte täte. Es fragt sich nur, was man unter dem Rechten versteht. Ich verstehe nicht darunter das in Paragraphe gefaßte Recht, das ich öffentlich zu vertreten die hohe Ehre habe, ich verstehe nicht darunter das Gesetz der Tafeln, das einem Volk in der Wüste zur Richtung gegeben ward. Ich verstehe darunter die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Was wir Ehre, Pflicht, Liebe nennen, sind nur andere Ausdrucksformen für die Wahrheit. Und Sünde, Verbrechen und Laster sind nur Ausdrucksformen für die

Lüge. Und in diesem Sinne erkenne ich nur einen Herrn über Leben und Tod an und das bin ich selbst. Ich richte über mich und keinem anderen räume ich dieses Recht ein. Ich weiß nicht, ob ein Mann mit solchen moralischen Anschauungen in euerem Bunde willkommen ist, aber ich glaube, daß der Gedanke, der eueres Tempels Grundstein bedeutet, mit dieser Moral nicht unverträglich ist. Ich denke mir den Tempelorden als einen Bund der Wahrheit und der wahren Menschen. Mag draußen im Lebenskampfe die Maske notwendig sein, in euerem Tempel wollen wir uns ins Auge sehen und uns das sagen, was wir fühlen. Darum glaube ich, daß es für den nach Läuterung strebenden Menschen keine größere Erhebung geben kann, als reinen Herzens vor euerem Altare zu stehen. Müßte ich auch jemals im Tempel die Maske tragen müssen, müßte ich jemals bei euch verheimlichen müssen, was mir im Herzen brennt, ich würde aus euerem Bunde scheiden. Mehr kann ich dir nicht sagen.“ (Möllerheim faltet den Brief zusammen. Pause.)

Romberg.

Die Brüder vom Orden haben gehört, was der Werbende zu sagen hat. Wir haben in unserer letzten Arbeit die Erkundigungen verlesen, die wir über den Werbenden eingezogen haben. Sie waren alle günstig und bekräftigten die Meinung, daß Herr Staatsanwalt Richter ein würdiger und ehrenfester Mann ist. Bei der Kugelung fielen so viel weiße Kugeln, als anwesende Brüder im Tempel waren. Somit war der

Werbende nach Recht und Satzung aufgenommen. Aber trotzdem ist es meine Pflicht zu fragen: ist jemand unter euch, der nicht reinen Herzens ihm die Bruderhand reichen wird? Wir haben den Werbenden gehört, nun frage ich euch: Seid ihr bereit ihn zu empfangen?

Sanitätsrat.

Im Namen meiner Reihe erwidere ich dir, Meister: wir sind bereit.

Möllerheim.

Im Namen meiner Reihe erwidere ich dir, Meister: wir sind bereit.

Romberg.

So laßt den Werbenden eintreten und führt ihn vor den Altar. (Möllerheim und Sanitätsrat gehen auf die Türe links zu und erscheinen gleich darauf mit Richter. Richter ebenfalls im Frack wie alle übrigen, aber ohne Mantel, die Augen bedeckt mit einer augenlosen schwarzen Maske. Seine beiden Begleiter halten ihn um den Leib gefaßt, der zur Linken mit der rechten Hand an der rechten Hüfte, der zur Rechten mit der linken Hand an der linken Hüfte. So führen sie ihn bis an die Schwelle des Tempels. Gleichzeitig steigt langsam Romberg die Stufen herunter, auf den Altarstufen hinter Romberg stehen in dichter Reihe die Brüder.) Mein Herr, weit ist der Weg, der zu unserem Tempel führt. Vom heiligen Strande trennt ein Meer den, der sich den Rosentemplern anschließen will. Die Liebe der Brüder ist das Schiff, das Sie an Bord nimmt,

das Vertrauen heißt der Wind, der in die Segel fährt, Zuversicht führt das Steuer. Treten Sie die Fahrt an — unter Ihnen gähnt der Abgrund, aber über Ihnen blaut der Himmel und Ihnen voran leuchtet der Stern. Es ist der Stern von Bethlehem, der nie erlischt. Er führt durch die Wüste zur Wiege der Erlösung. Aber der Erlöser wird selbst nie das Land der Verheißung schauen, er wird sterben für uns und für Sie und für alle, die an ihn glauben. Das ist das ewig sich wiederholende Mysterium unseres Tempels. Wir suchen ein Land, das nicht von dieser Welt ist. Wir suchen es — unter uns den Abgrund, über uns den Himmel, vor uns das Licht. Das ist die Reise des Menschen von seiner Geburt bis zum Grabe. Heute werden Sie uns geboren und an Ihrem Grabe werden wir stehen, um das Gute, das Sie der Welt gegeben, weiter zu tragen. Über alle Schlünde und Tiefen hinweg geleitet uns die Hoffnung, daß der Stern uns leuchtet. Dreimal soll das Schiff Anker werfen, ehe es die Küste erreicht. Machen Sie sich bereit. Der erste Anker fällt. (Richter geführt vom Sanitätsrat und Möllerheim beginnt zu gehen.)

Voß

(auf dem Sitz des Führers zur Rechten, stößt sein Schwert auf).

Prüfe dich selbst!

Romberg.

Und wenn Sie glauben, daß Sie das Wissen gefunden haben, dann setzen Sie Ihre Reise fort.

Ehe Sie an andere Menschen den Maßstab legen, legen Sie ihn an sich selbst. Ehe Sie eine Tat beginnen, seien Sie sich klar, warum Sie handeln. Und wenn Sie einmal Ihr Leben beschließen, soll kein Chaos hinter Ihnen liegen, sondern ein Weg der Klarheit. Kein Mensch ist durchaus gut und edel und völlig lauter und rein. Jeder Mensch ist durchsetzt mit schlechten Trieben und bösen Neigungen, und Lüge und Betrug sind Fangeisen unserer Schwäche. Was ist Tugend wert, die nie in Versuchung kam? Bewähren Sie sich in der Prüfung, dann werden wir an Ihre Stärke glauben. Aber nicht wir sind Richter Ihrer Taten. Der zweite Anker fällt.

Mertens

(auf dem Sitz des Führers zur Linken, stößt das Schwert auf).

Richte dich selbst!

Romberg.

Suchen Sie nicht Verzeihung bei Ihren Mitmenschen, wenn Sie gefehlt, suchen Sie mit sich selbst einig und klar zu werden. Wir werden Sie immer als unseren Bruder lieben, wir werden Sie mit unserem Blute verteidigen, wenn Sie vor Ihrem eigenen Richterstuhl bestehen können und erhobenen Hauptes, reinen Herzens vor unserem Altare erscheinen. Hier fällt der letzte Anker. Befreie dich selbst! Freiheit heißt das Zauberwort in unserem Tempel, Freiheit ist das Paßwort und die Losung. Freiheit steht auf

unserem Schwerte eingegraben, das Wort Freiheit brennen wir heute mit heiligem Feuer in Ihre Brust. Das ist das heilige Zeichen, in dem wir kämpfen, siegen und, wenn es sein muß, untergehen.

Sanitätsrat.

So stehst du an deinem Ziele.

Möllerheim.

Du stehst vor dem Manne, den wir in freier Wahl über uns erhöht haben.

Romberg.

Sie stehen vor dem Altar, dessen Priester ich bin. Mein Herr! Im heiligen Lande, in heißer Wüste wurde vor Jahrhunderten unser Bund gegründet. Nicht von siegenden Scharen, nicht im Gefühl des Triumphes, nicht im Taumel der Freude. Nein, zwei arme Reitersleute, die Ritter Taor und Sumur, lagen, wie die Sage berichtet, krank und verschmachtend in ihrem Zelte. Sie wußten, daß sie das Ziel ihrer Fahrt niemals erreichen würden. Denn sie waren siech und schwach und die Sarazenen umschwärmten das Lager mit dem Häuflein zersprengter Krieger. Und da gelobten sich die beiden, nicht verzweiflungsvoll, sondern freudig in den sicheren Tod zu gehen und zu sterben angesichts der heiligen Stadt. Sie besiegelten den Eid mit ihrem Blute. Und wie sie aus dem Zelte traten, um die Genossen an ihrem Bunde teilnehmen

zu lassen, da sahen sie ein Wunder. In der Wüste blühte ein Rosengarten. Wie eine Wolke lag der süße Duft über den Zelten. Und aus den Blattkronen der Bäume quollen die Blüten wie rotes Blut. Da jauchzten alle die Krieger, und sie schlangen Rosen um ihre Schwerter und schlangen Rosen um ihre Helme und Rosen um ihre Brust und so zogen sie hinaus vor Jerusalem. Und sie sangen und die Krankheit war von ihnen gewichen. Sie fielen alle bis auf den letzten Mann. Und als die Leichen im Sande lagen, da war es, als wäre eine Rosenflut über die Wüste gezogen. Das Beispiel der Tapferen aber weckte Bewunderung im Abendland und Morgenland. Und so wurde die Blutsbrüderschaft geschlossen, die diesem Beispiel folgte. — Ein anderes Zion gilt es heute für uns zu erobern. Die Morgenröte steht über dem Lande der Freiheit. Wir meinen nicht die Freiheit von Gesetz und Recht, wir meinen die Freiheit in des Menschen eigener Brust. In uns liegt Zion, in unserer Brust muß die Schlacht geschlagen werden. Sind Sie bereit, dem Leben und dem Tode ins Antlitz zu sehen?

Richter.

Ja.

Romberg.

Sind Sie bereit, die herrliche Rosenzier der Freude auch in Ihrer schwersten Stunde zu tragen?

Richter.

Ja.

Romberg.

Ein Held sein heißt lachend sterben. Der Mann, der vor Ihnen steht, mein Herr, ist ein alter Mann. Wer weiß, wie nahe mir der letzte Kampf ist. Aber ich werde auch in diesem letzten Kampfe die Augen nicht senken und ihm, dem schwarzen Meister über uns, heiter entgegentreten. Ich habe die Kraft der Freude, auch ihm die Bruderhand zu reichen. Werden Sie einmal auch dazu bereit sein?

Richter.

Ja.

Romberg.

Früher war es Sitte, die Fragen, die ich jetzt an Sie richte, mit harten und schweren Proben zu belegen. Der Werbende stand vor gezückten Schwertern und Feuer quoll ihm entgegen. Er mußte seinen Mut beweisen, ehe er der Unsere wurde. Wir stellen heute den moralischen Mut über den physischen Mut. Wir verlangen nichts von Ihnen, als einen Eid. Und diesen Eid schwören Sie nicht auf ein heiliges Buch, nicht auf ein blankes Schwert. Sie schwören ihn als freier Mann von Ruf und Ehre in meine Hände, ein Mann zum Mann. Und trotzdem verlangen wir von Ihnen, daß dieser Eid Ihnen so hoch und heilig gelte, als stünden Sie jetzt vor Gottes Thron. Sind Sie bereit, diesen Eid zu leisten?

Richter.

Ja.

Romberg.

So hören Sie. Die Formel des Eides ist so alt wie unser Bund. Im Eideszeichen, meine Brüder! (Er legt die Schwurfinger der rechten Hand auf die linke Brust. Alle Ordensbrüder machen das gleiche Zeichen.) Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, ich schwöre auf die Kreuzesfahne, auf das Kreuz auf meinem Mantel und auf den Griff meines Schwertes, daß ich meinen Brüdern die Treue wahren will, wie mir selbst. Daß ich ihre Ehre wahren will, wie meine eigene Ehre. Daß ich zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht ihrem Rufe folgen will, und wäre es in den Tod. Daß ich niemals den Mund auftun werde zur Unwahrheit, niemals die Hand ausstrecken werde zu falscher Tat, niemals den Fuß erheben auf falschem Wege. Ich schwöre, daß mein Herz weiß sein soll wie mein Mantel und mein Auge klar auch in der Stunde des Todes. Und wenn ich diesen Eid breche, wenn meine Hand falsche Tat bereitet, meine Zunge Lüge spricht, mein Herz den Bruder verrät, dann soll mir die Hand abgehackt, die Zunge ausgerissen und das Herz mit scharfem Eisen aus dem Leib geschnitten werden. Und Hand, Herz und Zunge sollen den Hunden auf dem Hof zum Fraße sein, der zerrissene Leib aber verfaulen auf offenem Felde. (Er hebt die Schwurfinger zum Himmel, die Brüder desgleichen.) Mein Herr, Sie haben den Eid gehört. Wenn Sie sich und uns verraten, wird

keine der angedrohten Strafen Sie treffen, aber in Ihrer Seele wird des Eides Vollstrecker auferstehen. Sind Sie bereit, Ihre Hände in meine Hände zu legen?

Richter.

Ja.

Romberg
(faßt Richters beide Hände).

Mein Bruder, noch sind Ihre Augen bedeckt und mit verbundenen Augen haben Sie sich uns übergeben, vertrauend auf die Liebe, die Ihnen hier entgegenschlägt. Das ist das einzige Opfer, das wir von Ihnen verlangen. Zum letzten Male tragen Sie hier eine Maske. Im nächsten Augenblick wird die Maske fallen und Sie werden die Kette sehen, in deren Ring Sie treten, ein Glied zu anderen Gliedern. Sagen Sie mir jetzt nur das eine Wort nach: ich schwöre.

Richter.

Ich schwöre.

Romberg.

Mein lieber, lieber Bruder, ein dünner schwarzer Schleier trennt Sie noch von uns, trennt noch unsere Herzen. Sie kennen die Männer nicht, die als Ihre Brüder Sie jetzt umstehen, bereit, Sie zu schützen und zu schirmen, gewärtig Ihrer Liebe. Aus Fremden werden jetzt Ihre Blutsbrüder, denn die wahre Brüderschaft liegt nicht im Fleische, sondern im Geiste.

Der Gedanke eint uns, der Gedanke hat diesen Tempel gebaut, der Gedanke sitzt hier auf dem Thron. Beugen Sie sich vor ihm, denn er ist die Liebe. Beugen Sie sich tief, denn ich stehe vor Ihnen, um Sie zu erheben: ein Mensch den andern Menschen. Und so drücke ich Ihre Hände als Bruder, Freund und Meister, so lege ich meine Brust an Ihre Brust, mein Herz an Ihr Herz. Laßt die Binde fallen, Aug in Aug sollst du mir gegenüberstehen. Im Namen des Allmächtigen, im Zeichen des Kreuzes, im Namen des Bundes, im Namen der Brüder gebe ich dir den Bruderkuß. (Bei den letzten Worten haben Möllerheim und Sanitätsrat die Maske gelöst, die nun vor Richters Füße fällt. Er sieht hart vor sich Romberg stehen und fährt mit einem nicht unterdrückbaren Aufschrei zurück. Er klammert sich einer Ohnmacht nahe an eine der Säulen.)

Richter.

Ich kann nicht, ich kann nicht. (Möllerheim und Sanitätsrat eilen auf Richter zu. Voß und Mertens fassen Rombergs Hände, der fassungslos auf Richter starrt.)

Möllerheim.

Um Gottes willen, was ist dir?

Sanitätsrat.

Was ist geschehen? (Richter sieht von einem zum anderen, dann auf Romberg. Man sieht, wie er vergebens nach Fassung und Ausdruck sucht.)

Romberg
(langsam und leise).

Rechenschaft muß er geben und Genugtuung muß ich haben.

Mertens.

Aufklärung müssen wir haben und darin wird deine Genugtuung liegen.

Richter.

Ich will fort, an die Luft, ich kann hier nicht atmen.

Sanitätsrat.

Was ist dir denn?

Richter
(der langsam seine Fassung wiedergewinnt).

Es war nur ein Schwindel, ein vorübergehendes Unwohlsein, ich habe mich überarbeitet. Die Aufregung der Stunde gab mir den Rest. Ein bißchen frische Luft und ich finde mich wieder.

Möllerheim.

Willst du ein Glas Wasser?

Richter.

Nein, ich danke. (Wie mechanisch.) Das ist doch Herr Romberg?

Sanitätsrat.

Das ist Romberg, unser lieber Meister vom Stuhl. Kanntest du ihn nicht früher?

Richter.

Nein, ich kannte ihn nicht früher.

Romberg (zu Mertens und Voß).

Ich will mit ihm reden, ich will gleich mit ihm reden. Laßt uns allein.

Mertens.

Nein. Hier ist nicht der Ort, jetzt ist nicht die Zeit dazu. Beherrsche dich selbst!

Romberg.

Du sagst es mir zur rechten Zeit.

Richter
(hat sich indessen aufgerichtet und steht nun Romberg gegenüber).

Es tut mir außerordentlich leid, Herr Romberg, daß ich die Feier so gestört habe. Aber ich war wirklich meiner Sinne nicht mächtig.

Romberg (kühl und gemessen).

Das sah ich mit Bedauern, Herr Staatsanwalt.

Richter.

Es war ein Unwohlsein.

Romberg.

Das ich tief beklage.

Sanitätsrat.

Komm, ich führe dich nach Hause, du bist ja ganz weiß!

Richter.

Laß mich nur allein gehen!

Möllerheim.

Wie kam das nur, ich habe dich so nie gesehen.

Richter.

Ich glaubte selbst, daß ich fest sei gegen solche Stürme. Du siehst aber, unsere Natur ist stärker als unser Wille. Ich habe morgen eine große Verhandlung. Bis morgen hoffe ich wieder ich selbst zu sein. Aber ich bitte dich, schaff mir jetzt meinen Hut und meinen Mantel, ich ersticke hier.

Romberg

(immer noch im Zweifel, ob Richter mit seiner Entschuldigung nicht doch die Wahrheit gesprochen).

Ich hoffe, Herr Staatsanwalt, wir sehen uns wieder!

Richter.

Auch ich hoffe das. Und glauben Sie mir, wenn mich die Stunde nicht so furchtbar erregt hätte, so hätten mir meine Nerven nicht diesen Streich gespielt. Was Sie mir sagten, habe ich gefühlt.

Romberg (sehr ruhig).

Und es bleibt gesagt.

Richter

(dem indessen Möllerheim aus dem Zimmer links Pelz und Hut gebracht hat).

Verzeihen Sie, Herr Romberg, verzeihen Sie, meine Herren! (Er lehnt die Begleitung von Möllerheim und Sanitätsrat mit einer Gebärde ab und geht rasch rechts ab.)

Vierte Szene.

(Vorige ohne Richter.)

Sanitätsrat.

Ja, ja, die Nerven! So ein starker Mann wie von einem Blitz gefällt.

Mertens (zu Romberg).

Ich glaube, du kannst beruhigt sein, es war nur ein Unwohlsein.

Romberg

(legt langsam Hermelin, Band und Zeichen ab und läßt den Mantel von den Schultern gleiten).

Glaubst du? Vielleicht ... Aber man schläft nicht mit solchem Zweifel. Ich halte Richter für einen Ehrenmann. Aug in Aug wird er mir die Wahrheit sagen. Und dann werde ich wissen, wer von uns beiden das Recht verwirkt hat, hier zu stehen.

Sanitätsrat.

Willst du die Loge nicht schließen?

Romberg.

Fast hätte ich meine Pflicht vergessen. (Er tritt so wie er ist ohne Mantel und Zeichen in die Mitte des Tempels.)

Mertens.

Du bist ja nicht im Ornat.

Romberg.

Mein lieber Bruder, der Ornat macht es nicht aus. Ich bin hier Meister, weil ich unser heiliges Zeichen im Herzen trage, und weil ihr es dort seht. Laßt den Mantel liegen, er würde mich jetzt nur bedrücken. Nun aber, meine Brüder, wollen wir nach heiligem Brauche unsere Arbeit zu Ende führen.

(Indes die Brüder alle ihre Plätze wieder einnehmen und Romberg langsam die Stufen zum Throne emporsteigt, fällt der Vorhang.)

Dritter Akt.

Dekoration des ersten Aktes. Die Bühne ist ganz dunkel, nur der Kamin wirft ein flackerndes rotes Licht über den Teppich.

Erste Szene.

Frl. Richter, gleich darauf Richter. An der Türe rechts wird geklopft und da nach einigem Klopfen niemand aufmacht, tritt Frl. Richter ein. Sie kommt aus dem Theater, einen Spitzenschal um den Kopf.

Frl. Richter.

Fritz, bist du da? (Sie sieht sich um.) Nein, er ist nicht da. O Gott, diese Hitze. Jule feuert ja wie ein höllischer Schürknecht. (Sie legt den Spitzenschal auf einen Sessel links. In diesem Augenblick wird die Korridortüre aufgerissen und Richter tritt ein.)

Richter.

Wer ist da?

Frl. Richter.

Nein, hast du mich erschreckt! Ich bin's.

Richter.

Was willst du denn?

Frl. Richter.

Na, na, sei doch nicht so bös. Ich komme aus dem Theater und wollte dir nur sagen, daß es doch nichts Schöneres gibt als die Zauberflöte. (Sie singt.) „In diesen heiligen Hallen...“

Richter.

Jetzt hast du's gesagt, was willst du noch?

Frl. Richter.

Bist du aber heute ein unangenehmer Patron. Und woher kommst denn du? Im Frack? (Mit sprudelnder Neugier.) Wo warst du denn, wen hast du denn gesehen, was gab's denn?

Richter.

Du siehst doch, ich bin nicht gelaunt, auf Fragen Antwort zu geben.

Frl. Richter.

Am Ende fängt der Mensch an, Geheimnisse zu haben vor seiner Schwester. Da muß ich doch Klärchen warnen. Sie war auch im Theater. Sah reizend aus. Und frug nach dir. Das dumme Ding fragt nach so einem Menschen! Kommt im Frack nach Hause, voll Geheimnisse und sagt nichts.

Richter.

Ich bitte dich, liebes Kind —

Frl. Richter.

Also ja, ich gehe schon. Willst du eine Tasse Tee haben?

Richter.

Später, später, ich werde darum klingeln.

Frl. Richter (in der Türe).

Also heute gehe ich nicht früher schlafen, ehe du mir kleinweise gebeichtet hast, wo du warst. (Sie huscht rechts ab.)

Zweite Szene.

Richter allein. Er legt seinen Pelz ab, zündet die Lampe an, sieht auf die Uhr.

Richter.

Neun Uhr. (An der Korridortüre wird leise geklopft, Richter versperrt erst die Türe rechts, dann geht er und öffnet. Emmi tritt ein, dicht verschleiert, in einem dunkeln Mantel. Sie lehnt sich ganz erschöpft an den Türpfosten.)

Dritte Szene.

Richter. Emmi.

Emmi.

Meine Füße tragen mich kaum mehr. Denk' dir,

ich hatte die Empfindung, als ginge mir jemand nach. Ich bin fast gelaufen. Gottlob, daß ich endlich da bin. (Sie läßt sich auf einen Sessel gleiten.)

Richter.

Du kannst aber nicht da bleiben. Du mußt gleich wieder gehen.

Emmi

(sieht ihn erschrocken an).

Hältst du so dein Versprechen? Wollten wir heute nicht noch einmal alles vergessen! Alles, alles? Nur einmal noch! Und dann meinetwegen nie mehr glücklich sein. Und wenn die ganze Stadt mit Laternen hinter mir liefe und ich morgen ausgepeitscht würde auf offenem Markt, ich wäre doch gekommen, weil ich auf diese letzte Stunde nicht verzichte.

Richter (hart).

Du wirst verzichten müssen.

Emmi

(von seinem Ton betroffen, kommt vor und sieht Richter ins Gesicht).

Was ist dir geschehen, wie siehst du aus?

Richter.

Sieht man mir's etwa an, was mir geschehen ist? Bin ich gezeichnet? Frage mich nicht, Emmi. Tu'

mir eine Liebe, zeige mir, daß du mir ein Opfer bringen kannst. Geh, frage nichts und kehr dich nicht um nach mir.

Emmi.

Bist du dem Tod begegnet oder dem Teufel? Was kann dir denn geschehen sein?

Richter.

Etwas Entsetzliches!

Emmi.

So sag, so sag es doch!

Richter.

Verstündest du mich denn? (Weicher werdend.) Ich danke dir, mein Kind, du gabst mir alles, was du geben konntest. Alles, was du hattest. Ich habe es nicht verdient und schlecht belohnt. Denn ich gab dir zu wenig. Und nicht einmal jetzt in der Stunde des Abschieds kann ich dir ein Wort sagen, das dir wohl täte. Ich bin aus meinem Geleise geworfen und muß mich erst wieder finden. Geh und schaue dich nicht um.

Emmi.

O, ich sagte es dir schon: du verachtest mich, weil ich mich weggeworfen habe. Und du willst mich jetzt die Verachtung empfinden lassen.

Richter.

Wer dürfte ein Weib verachten, weil sie aus Liebe gehandelt. Und wenn sie Menschenleben zerstört, sie handelte aus Liebe und niemand darf ihr fluchen.

Emmi.

Du wirst ruhiger, du jagst mich nicht fort, nicht wahr, nein?

Richter.

Ich bitte dich nur, geh, ich kann nichts tun, als dich bitten. (Emmi steht unschlüssig und sieht ihn an.) Hörst du nicht? Mir ist's, als käme jemand im Korridor auf die Türe zu.

Emmi.

Ja, ich höre es deutlich. Nun bleibt er stehen.

Richter.

Jetzt ist er an der Türe. (Es klopft.) Rasch in mein Schlafzimmer. (Emmi links ab.) Wer kann jetzt kommen? Amtlich zum Staatsanwalt? Herein!

Vierte Szene.

Richter, Romberg.

Romberg.

Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, wenn ich störe.

Richter.

O, Herr Romberg.

Romberg.

Ich komme zu unschicklicher Stunde, aber ich mußte kommen. Es gibt Dinge, die bis zum nächsten Tag nicht warten können.

Richter
(ihm einen Sitz anweisend).

Ich stehe zu Ihrer Verfügung.

Romberg.

Und ich will ganz offen, rückhaltslos und rücksichtslos sprechen. Rücksicht wäre in diesem Falle Feigheit. Bitte, bedenken Sie das, Herr Staatsanwalt, wenn Sie mir antworten.

Richter
(mit absoluter Selbstbeherrschung, die ihn während der ganzen Szene nicht verläßt).

Ich werde Ihnen ebenso rückhaltslos antworten.

Romberg.

Ich komme eigentlich, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen; aber ich finde Sie ruhig und im Gleichgewicht und ich hoffe also, daß Ihr Unwohlsein schon vorüber ist. Es war doch nichts anderes als ein Unwohlsein?

Richter.

Nichts anderes. Ich hatte nicht geglaubt, daß ich, ein starker, vom Sport gehärteter Mann, so von einer Schwäche übermannt werden könnte.

Romberg.

Verzeihen Sie aber, wenn ich mich in diesem Falle mit Ihrer bloßen Versicherung nicht begnüge. — Sie stehen vor mir, ich halte Sie bei beiden Händen, ich spreche zu Ihnen wie ein Bruder zum Bruder und wie Sie plötzlich den Mann erblicken, der so zu Ihnen spricht und der sich mit unlöslichem Bruderzeichen Ihnen verbinden will, fahren Sie zurück wie von einer Natter gestochen. In meinem profanen Leben bin ich Kaufmann und Sie sind Staatsanwalt. Haben sich unsere Kreise je berührt, haben Sie je meinen Namen gehört in einer Weise, daß Sie über mich die Achseln zucken dürfen? (Richter macht eine protestierende Geste. Romberg fährt fort.) Ich habe angefangen als ein armer Teufel von Reisendem; ich hatte eine freudlose Jugend. Freudlos? Voll Sorgen und Kümmernisse. Ich war bettelarm und hatte nichts gelernt. Denn meine Eltern konnten mich in keine Schule schicken. Ich sage, ich begann meine kaufmännische Karriere als Reisender, sagen wir lieber als Hausierer. Ich schäme mich dessen nicht. Meine Sehnsucht war damals, zwei Tage in demselben Bett schlafen zu dürfen. Aber ich mußte wandern, zu Fuß von Dorf zu Dorf. Ich war fleißig, ich sparte. Ich hatte ja auch Glück.

(Trüblächelnd.) Glück ist doch nur eine relative Sache. Ich fand einen Posten, ich trat in ein Geschäft. Ich bekam 50 Mark monatlich. Das war für mich eine Existenzmöglichkeit. Es war ein Eisengeschäft. Ich lernte rastlos, ich rückte langsam vor bis zu 150 Mark. Da zählte ich dreißig Jahre. Und so habe ich mich hinaufgearbeitet bis zu der Stellung, die ich heute einnehme. Ich bin heute ein reicher Mann, ich bekleide Ehrenämter, man achtet mich, es gibt sogar Leute, die mich lieben. Bis weit über die Mitte meines Lebens hinaus hatte ich keine Stunde, wo ich ausruhen durfte. Jetzt kommt auch dieses Glück. Und sehen Sie, jetzt, wo ich mir sagen darf, ich habe alles durchgemacht an Not und Elend, an Sorgen und Kümmernissen, was nur ein Mensch durchmachen kann, aber ich blieb in jeder Minute meines Lebens ein Mann der Ehre und der Pflicht, jetzt treten Sie mir in der Loge entgegen und verweigern mir —

Richter (einfallend).

Sie verletzen mich, Herr Romberg. Es ist mir nicht im Traume eingefallen, Ihnen meine Achtung zu versagen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich niemand kenne, vor dessen innerem Werte ich mich tiefer beugen könnte, als vor Ihnen. (Romberg streckt die Hand aus, Richter faßt sie.) Mein Ehrenwort. Genügt Ihnen das?

Romberg (aufstehend).

Es genügt mir. Sie nehmen mir eine schwere

Last von der Seele. Ich kann also jetzt nichts anderes tun, als Sie wegen der Störung um Entschuldigung bitten. Ich gehe leichteren Herzens fort, als ich kam. Es war also nichts als ein Unwohlsein?

Richter.

Nichts, als ein Unwohlsein!

Romberg.

Und ich freue mich, daß es vorüber ist. (Er hat sich erhoben und geht auf die Türe zu, von Richter begleitet. In diesem Augenblick bemerkt er auf dem Sessel Frl. Richters liegengebliebenen Schleier. Er stutzt und bleibt stehen.) Oh, Sie haben Damenbesuch?

Richter

(erschrickt, faßt sich aber gleich wieder, da er den Schleier seiner Schwester erkennt).

Das ist der Schleier meiner Schwester.

Romberg.

Verzeihung. (Er bleibt nochmals stehen.) Und was wäre da weiter dabei! Sie sind ein lediger Mann, ein freier Mann, wie man zu sagen pflegt. Sehen Sie, wenn wir jetzt aus einer Gesellschaftsklasse wären, müßte ich die wichtigste aller peinlichen Fragen an Sie stellen. Aber ich habe nie Zeit gehabt, an das Weib zu denken.

Richter (nur um etwas zu sagen).

Da sind Sie an viel Unglück und an viel Glück vorbeigegangen.

Romberg.

Bitte, mißverstehen Sie mich nicht! Ich habe ein Weib und denke an sie Tag und Nacht. Und sie ist das Glück meines Lebens. Ich meinte nur jene Liebe der Freiheit, der jungen Leute. Die besten sind so. Wie kann man ihnen einen Vorwurf machen! Gelegenheit, ein bißchen Leichtsinn, ein bißchen Falschheit, ein bißchen Sehnsucht nach Freude — und hinterher, oh, ich denke es mir oft sehr häßlich, dieses hinterher!

Richter.

Es ist oft noch häßlicher, als Sie es sich vorstellen können.

Romberg.

Aber die Frauen schwärmen ja von den Bällen, von all den großen Kuppelveranstaltungen der Gesellschaft. Meine Frau ließe keinen Ball aus. (In diesem Augenblick fährt ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf.) Sie tanzen ja auch viel, Herr Staatsanwalt, wie ich mir sagen ließ.

Richter.

Gesellschaftliche Verpflichtungen!

Romberg.

Verspotten Sie mich nicht wegen der törichten

Frage, die ich an Sie stelle! Das heißt, Sie werden mich gewiß verspotten. Innerlich natürlich. Denn äußerlich würden Sie mir das als Weltmann ja nicht zeigen.

Richter

(der ahnt, was kommen wird, aber mit keiner Miene zuckt).

Wir haben ja ausgemacht, daß wir alle Vorbehalte und Rücksichten beiseite lassen werden.

Romberg.

Ich bin ein alter Mann. Ich habe eine junge Frau, eine schöne Frau, die viel umschwärmt wird, der man den Hof macht und Süßigkeiten sagt. Man sagt vielleicht auch Dinge, die man gar nicht so meint. Um ein hübsches Kompliment zu drechseln, lügt man seiner Dame, der Tischnachbarin, der Tänzerin etwas vor. Sich vielleicht auch. Worte, Worte! Aber sie könnten eine Bedeutung haben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß ein Wort einen bedrückt wie eine Schuld. Ein leichtes Wort wie eine schwere Schuld. Vielleicht haben Sie meine Frau irgendwo getroffen, sie kennen gelernt. Mein Gott, Sie fühlten sich ja durch keine Rücksicht gebunden! Kenn' ich Sie denn? Weiß ich, welcher Mensch hinter Ihrer Maske steckt? Oh und ich bin für Sie kein gefährlicher Nebenbuhler.

Richter.

Herr Romberg!

Romberg.

Verzeihen Sie, aber es gibt Gedanken, die man nie gedacht hat und die einen toll machen, wenn sie zum erstenmal vor einen hintreten. Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll. Es klingt ja alles so schrecklich, ich kann es ja nie über die Lippen bringen. Es ist ja auch ganz unmöglich. Nur, weil dieser Wahnsinn mir in den Kopf geschossen ist — der Zusammenhang wäre ja möglich. Das heißt, pardon, verzeihen Sie, sagen Sie mit einem Wort, daß ich Unsinn spreche —

Richter (rasch und ruhig).

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht den Vorzug habe, Ihre Frau Gemahlin zu kennen.

Romberg.

Verzeihen Sie, daß ich mich so gehen ließ und verzeihen Sie den häßlichen Verdacht! Oh Verdacht, glauben Sie das nicht von mir, es war nur eine Idee des Wahnsinns. Nochmals, entschuldigen Sie die Störung und nehmen Sie tausend Dank, daß Sie mir den Frieden gaben, den ich suchte. Nun kann ich fröhlichen Herzens zu unserem Symposion gehen. Wir sehen uns wieder als Freunde und Brüder! (Er geht ab.)

Fünfte Szene.

(Richter. Emmi.)

(Kaum ist Romberg aus der Türe, so stürzt Emmi aus dem Schlafzimmer und auf Richter zu.)

Emmi.

Wie soll ich dir danken?

Richter.

Du hast gehorcht?

Emmi.

Ja, ich habe gehorcht. Und ich glaubte, ich müßte verloren sein und alles wäre aus. Daß du mich retten würdest um den Preis deines Ehrenwortes — —

Richter (aufbrausend).

Das ist ja Unsinn. Hätte ich vielleicht nach dem Schema alter Trauerspiele den starren Ehrenmann spielen sollen? Und die Folge? Ich hätte Rombergs Haus und Glück vernichtet, dich ins Unglück gestürzt. Und damit du nicht glaubst, daß ich nur an dich und nicht an mich gedacht habe! Ich hätte meine Karriere vernichtet, mich vom Ankerplatz im friedlichen Hafen losgerissen, ins Abenteuerliche hinaus. Nein! Deinem Mann mein Wort verweigern, ihm die Wahrheit statt der Lüge sagen, das wäre unehrenhaft gewesen. Unehrenhaft ist, was den Mitmenschen schadet.

Emmi.

Und doch, wie wenige hätten den Mut gehabt, so zu handeln!

Richter.

O ja, weil wenige die Courage haben, auch einmal dem Teufel die Stirn zu bieten. Ich biete ihm jetzt die Stirn. Mein falsches Ehrenwort war ein Teufelspakt.

Emmi.

Mein Gott, was wäre geschehen, wenn. — Er hätte mich aus dem Hause gejagt!

Richter.

Und ich hätte die Konsequenzen gezogen. Wäre das nicht die schlimmere Lüge gewesen?

Emmi (den Kopf senkend).

Also, wenn du mich jetzt geliebt hättest —

Richter.

Wäre ich wahrscheinlich Egoist genug gewesen, die Wahrheit zu gestehen. Die Liebe macht uns alle zu Egoisten. Wir täuschen uns nur vor, das sei nicht wahr.

Emmi (leise).

Im Augenblicke, wo du mir Leben und Ehre schenkst, tust du mir so namenlos weh.

Richter.

Die Lüge in der Liebe ist die schlimmste von allen. Denn sie lügt mit Engelszungen.

Emmi.

O, lieber mit Engelszungen lügen, als die Wahrheit sagen, die brennt und versengt. Du rettest mich und verdirbst mich in einem Atem!

Richter.

Ich habe gehandelt, wie ich handeln mußte.

Emmi.

Und was ich für Liebe hielt, war Grausamkeit.

Richter.

Nein, ich sprach eine Lüge, ich beschwor eine Lüge, um in meinem Herzen nicht lügen zu müssen. Ich log, um einem Ehrenmann nicht sein letztes Glück zu rauben, um dich nicht büßen zu lassen, weil du geliebt. Ich fühle mich rein und schuldlos. Niemand wird aufstehen, um mich zur Verantwortung zu ziehen wegen dieses Ehrenwortes. Kein Blitz des Himmels wird niederfahren, um mich zu strafen. Ich trage meinen Kopf so hoch, wie ich ihn gestern trug, ehe ich durch diese Prüfung ging. Ich habe recht gehandelt und ich fühle mich rein.

Emmi.

Und ich?

Richter.

Du hast gehört, was ich deinem Manne sagte! Ich habe nicht den Vorzug dich zu kennen. Wir haben uns nie gesehen und nie gesprochen.

Emmi.

Vergessen alles —

Richter.

Nichts ist vergessen, alles nur begraben. Aber du begreifst —

Emmi.

Ja, ich begreife dich. Und du hast recht, denn du konntest nicht anders handeln. Ja, wenn —

Richter.

Und du verzeihst mir?

Emmi.

Wenn ein Weib einen Mann so liebt, wie ich dich liebe, dann verzeiht sie ihm alles, auch den Tod. Leb wohl!

Richter.

Leb wohl! (Sie geht traurig zur Türe zu. Auf einmal bleibt sie stehen und sieht Richter bittend an.

Richter geht auf sie zu und küßt ihr die Hand.) Ein Stück Leben nimmt Abschied von mir, nicht ich von ihm. Leb wohl!

(Emmi will noch etwas sagen, aber dann drückt sie das Taschentuch an den Mund, winkt nur mit der Hand und geht ab.)

Sechste Szene.

(Richter allein, später Jule, später Sekretär.)

Richter.

Ich fühle mich rein und schuldlos, ich konnte nicht anders handeln. (Er macht einen Gang durchs Zimmer und drückt auf die elektrische Klingel.) Wer kann aufstehen und einen Stein gegen mich erheben? (Jule steckt den Kopf durch die Türe rechts herein.) Ruf' meinen Sekretär! (Jule zieht den Kopf zurück.) Die Wahrheit hätte Romberg getötet und mich vernichtet. (Sekretär tritt ein.) Guten Abend, Müller! Setzen Sie sich hin, ich will Ihnen meine Rede für morgen diktieren.

Sekretär

(setzt sich an den kleinen Tisch, nimmt Papier und einen Bleistift und bereitet sich zum Schreiben vor).

Fall Moritz Hegelmeyer, nicht wahr, Herr Staatsanwalt?

Richter.

Ja. Fall Moritz Hegelmeyer. Sind Sie bereit?

Sekretär.

Zu dienen, Herr Staatsanwalt!

Richter

(einen langen Bleistift in der Hand, den er spielend durch die Finger dreht, geht auf und ab).

Meine Herren Geschworenen! Es handelt sich im Falle Hegelmeyer eigentlich um das gewöhnliche Delikt der Erpressung. Und doch geht der Prozeß um etwas ganz anderes. Die Bank hat das Gericht nicht zu Hilfe gerufen, weil Moritz Hegelmeyer sich sein Schweigen um 5000 Mark erkaufen ließ. Auch die Bank hätte geschwiegen, wenn Hegelmeyer geschwiegen hätte. Aber Hegelmeyer hat sein Wort gebrochen. Und die Bank, die im Augenblick des schmählichen Handels dem Erpresser das Recht, ein Ehrenwort zu haben, zugebilligt hatte, empörte sich erst, als sie sah, daß ihr das Wort gebrochen wurde. Meine Herren Geschworenen! Das Höchste im bürgerlichen Leben ist die Ehre. Der Angeklagte, der hier vor Ihnen steht — (Er zerbricht plötzlich mit einer heftigen Bewegung den Bleistift, Müller fährt erschrocken auf. Richter starrt unverwandt vor sich hin.)

Sekretär (mechanisch wiederholend).

Der hier vor Ihnen steht — (Da Richter bewegungslos bleibt, lauter.) Der hier vor Ihnen steht —

Richter

(fährt zusammen und läßt die zerbrochenen Bleistiftstücke fallen).

Ich kann heute nicht diktieren, ich bin nicht gesammelt genug. Ich werde morgen aus dem Stegreif sprechen. Müller, Sie können gehen.

Sekretär (nimmt seine Papiere zusammen).

Wie Herr Staatsanwalt befehlen! Gute Nacht, Herr Staatsanwalt! Ich habe die Ehre, Herr Staatsanwalt! (Ab.)

Siebente Szene.

(Richter allein, geht auf und ab.)

Richter.

Das Höchste im bürgerlichen Leben ist die Ehre. — Ich stehe also mit Hegelmeyer auf einer Stufe. Ich habe gelogen wie er, betrogen wie er. Aber ich habe damit Menschen vor dem Untergang gerettet. (Auflachend.) Damit verteidigt sich ja auch Hegelmeyer. Ich mußte lügen. Gut! Aber darf ich mit dieser Lüge — weiter leben? — — Darf ich morgen diese Rede halten? Mit freier Stirn für das Gesetz der Wahrheit eintreten? (Er kreuzt die Arme und bleibt unbeweglich wie in der Szene vorhin stehen. Rechts wird geklopft. Er überhört das Klopfen, die Türe wird aufgemacht. Frl. Richter erscheint, hinter ihr Sanitätsrat und Möllerheim. Erst wie sie im Zimmer stehen, fährt Richter empor.)

Achte Szene.

(Richter, Frl. Richter, Sanitätsrat, Möllerheim.)

Frl. Richter.

Siehst du, siehst du, ich dachte mir gleich, es wäre was geschehen. Nun kommen die beiden Herren, um sich nach deinem Befinden erkundigen. Also gibt es doch was zu erkundigen.

Sanitätsrat.

Machen Sie sich doch keine Sorge, mein liebes Fräulein Richter! Wir waren in einer Versammlung und Ihr Bruder vertrug die Hitze des Saales nicht.

Frl. Richter.

Ist dir schlecht, Fritz? Willst du Tropfen haben oder einen Umschlag?

Richter.

Nichts will ich. Aber weißt du was, mach' uns einen Tee, jetzt ist die Zeit dazu.

Frl. Richter.

Ja, einen Tee, den sollst du gleich haben, mein Liebling. Wollen die Herren auch einen Tee?

Sanitätsrat.

Das kann gewiß nicht schaden.

Frl. Richter.

Ich eile, ich fliege. (Ab.)

Neunte Szene.

(Richter, Sanitätsrat, Möllerheim.)

Sanitätsrat.

Sind Sie wirklich ganz erholt?

Richter.

Vollkommen.

Möllerheim.

Ich habe mit Romberg gesprochen, eben als er von dir ging. Er war ganz glücklich. Folgendes ist nun beschlossen worden: Du wirst nächsten Sonntag in der Loge erscheinen, mit offenen Augen diesmal, der Meister wird auf dich zugehen und du wirst mit einigen herzlichen Worten dich bei ihm und der Loge wegen der Störung der letzten Arbeit entschuldigen. Das ist natürlich nur Formsache. Dann wirst du dem Meister den Bruderkuß geben und im Augenblicke, wo du dann in unserer Kette stehst, ist der ganze Vorfall vergessen.

Richter.

Das ist also ausgemacht?

Möllerheim.

Du hast doch um Gottes willen keinen Einwand

zu erheben! Vergiß nicht, welchen unerhörten Skandal es gegeben hätte, wenn Romberg nicht im Frieden von dir geschieden wäre, und wenn du jetzt am Ende gar verweigern würdest, wieder zu kommen. Aber daran denkst du doch nicht?

Richter.

Gewiß, nicht im entferntesten. Ich werde kommen und werde tun, wie du es mir gesagt.

Sanitätsrat.

Ja, ja, die Profanen unterschätzen die Aufregung einer solchen Aufnahme. Wie ich aufgenommen wurde, das sind nun 25 Jahre her, da gab es noch die harten Proben, da wurde einem noch ein blankes Schwert an die nackte Brust gesetzt und ich weiß, daß ich beinahe in Ohnmacht fiel, als ich die verfluchte Kälte des Eisens fühlte. Ich glaubte nichts anderes, als ich stünde nun faktisch an der Schwelle des Todes. Im Leben bin ich sehr für leben und leben lassen. Aber in der Loge bin ich orthodox. Es war ganz gut eingerichtet in den alten Logen, daß die Kandidaten die Schauer des Todes zu spüren bekamen. Es gibt Wahrheiten, für die man nur dann das tiefe Verständnis hat, wenn sie sich abheben vom dunkeln Mantel des schwarzen Meisters.

Richter.

Ich glaube, Sie haben recht, Herr Sanitätsrat.

Möllerheim.

Ich bin nicht ganz deiner Meinung. Es gibt nicht zweierlei Wahrheit, eine angesichts des Lebens und eine angesichts des Todes. Wer nicht unter allen Umständen die Wahrheit bekennt, der war niemals wert, den Fuß in unseren Tempel zu setzen.

Richter.

So. Und wenn die Wahrheit, die er sagt, für andere Tod und Verderben bedeutet?

Möllerheim.

Lieber sterben an der Wahrheit, als leben mit der Lüge.

Richter.

Also du würdest unbedenklich, nur um deine Templerehre zu wahren, nur um egoistisch deine Pflicht zu erfüllen, die Wahrheit auch dann sagen, wenn sie unabsehbaren Schaden stiftet?

Möllerheim.

Niemand zwingt mich zu sprechen. Auch keine Folter und kein Scheiterhaufen. Ich kann sehr wohl mich selbst der Wahrheit zum Opfer bringen. Wer nicht für die Wahrheit leben kann, der kann immer für die Wahrheit sterben.

Sanitätsrat.

Er kann nicht, er muß.

Richter.

Und da sagt ihr noch, daß ihr in der Loge kein Todesurteil mehr vollstreckt?

Möllerheim.

Die Loge ist eine Welt für sich. Wer in unseren Kreis tritt, der muß sich sagen, daß er nun den Mut haben wird, die Konsequenzen seiner Handlungsweise zu ziehen. Das ist alles. Aber nur der ist in meinen Augen wirklich ein Ehrenmann, der in jedem Augenblick bereit ist, diesen Mut zu betätigen. Übrigens, was ich dir da sage, hast du ja selbst in deinem Briefe an mich geschrieben.

Richter.

Habe ich das?

Sanitätsrat.

Lieber Freund, Sie kommen mir heute sonderbar vor. Sind Sie am Ende schon in der ersten Stunde enttäuscht?

Richter.

Ich enttäuscht? Im Gegenteil. Jetzt erst verstehe ich das Gesetz über mir. Jetzt erst weiß ich, was es heißt, sich selbst treu bleiben unter allen Umständen. Ist es nicht das Höchste im Leben, den Weg des Lebens klar und deutlich vor sich zu sehen, zu wissen, was Gut und Böse ist? Der Mensch, der sich selbst erkennt, der ist Gott ähnlich.

Sanitätsrat (lächelnd).

Ja, glauben Sie an Gott? Wenn nicht, so wäre die Gottähnlichkeit wohl wenig wert.

Richter.

Nicht zwei Menschen haben den gleichen Gott. Jeder stellt sich ihn anders vor. So wenig ich gemein habe mit den Frommen im Lande, so wenig ich gläubig bin im Sinne des Katechismus, so stark ist meine Überzeugung, daß der Mensch ohne göttliches Gesetz steuerlos dahintreibt und am ersten Riffe strandet. Mein göttliches Gesetz habe ich dunkel mein Leben lang gesucht und heute habe ich es gefunden. Die Loge hat es mir gegeben. Ich glaube, daß es nur *eine* Wahrheit gibt. Aber ich sage mir gleichzeitig, wenn Gott die Wahrheit ist, wie recht hat Ibsens Brand: Wer Gott schaut, stirbt.

Möllerheim.

Du straffst dich selber Lügen. Du wirst gesund und stark noch lange in unserer Mitte stehen.

Sanitätsrat.

Wenn alle, die die Wahrheit sagen und bekennen sterben müßten, wäre die Welt nur von Lügnern bevölkert.

Richter.

Ist sie auch. (Er macht einen Gang durchs Zimmer.) Übrigens sagt mir eines: Gesetzt den Fall, ein Mann

wie ich müßte lügen oder, sagen wir schlimmer, sein Wort brechen, sein heiligstes, sein Ehrenwort. Denn für den Wahrheitsdiener ist ja das Ehrenwort das Wort Gottes! Was müßte er tun? Der fromme Katholik mag barfuß nach Rom wallfahren und sich dem Papst zu Füßen werfen. Der Papst löst ihn von jeder Schuld. Er wird büßen, aber wieder rein sein. Wie können wir die verlorene Reinheit wieder erlangen?

Möllerheim.

Wir können sie eben nicht wieder erlangen. Man hat nur eine Ehre wie nur ein Leben zu verlieren. Weil wir wissen, daß es keine Instanz gibt, an die wir appellieren können, daß uns keine Macht des Himmels und der Hölle befreien kann von der Schuld, die wir auf uns geladen, stehen wir stolz in unserem Tempel. Fehlst du, so bist du für uns gestorben. Du magst draußen auf dem Markte in Lüge und Maske weiter leben, wir errichten dir in unserem Tempel den Sarg, wir decken das Bahrtuch über deinen Namen, wir sprechen das Totengebet über den verlorenen Bruder, und der Meister vom Stuhl zerbricht das Stäbchen. Du bist tot. Wie du dann draußen weiter leben kannst, das ist deine Sache. — Aber was plagen wir uns mit solchen Phantasien? Da kommt der Tee.

Richter

(vorne für sich allein, auf die Bleistiftstücke am Boden starrend).

Und der Meister zerbricht das Stäbchen...

Zehnte Szene.

Vorige. Frl. Richter mit dem Teebrett.

Frl. Richter.

Da hört sich alles auf. Wissen Sie, wer da ist, Herr Sanitätsrat? Ihre Tochter, das Kind, das Klärchen.

Sanitätsrat.

Wie untersteht sich der Fratz —

Klärchen

(tritt auf und fällt dem Vater gleich ins Wort).

— mitten in der Nacht zu einem fremden Mann zu kommen? Aber erstens ist mein Vater da, zweitens ist dieser fremde Mann krank, sonst wäre der Vater nicht da, und drittens ist dieser fremde Mann mein Bräutigam. Ich habe also ein Recht —

Richter.

Dein Bräutigam! —

Klärchen.

Wozu sollen wir Verstecken spielen voreinander? Wie Vater nach Hause kam und ganz besorgt sagte, ich muß noch zum Dr. Richter hinüberschauen und sehen, was ihm fehlt —

Sanitätsrat.

So, habe ich das gesagt?

Klärchen.

Da saß ich erst eine Zeitlang ganz stumpf da. Dann kriegte ich plötzlich einen namenlosen Schreck und eine furchtbare Angst, und ich mußte kommen. Ich stellte mir vor, weiß Gott was geschehen sein könnte, ich sah dich — (verschämt) Sie — (den Kopf zurückwerfend) ach was, ich sage dich — krank im Bett liegen und nun komme ich herein und ihr sitzt da beim Tee und alles ist nicht wahr.

Richter (auf sie zugehend).

Doch, etwas ist doch wahr. (Er faßt ihre Hände.) Wir gehören zusammen.

Klärchen.

Ich bitte dich zu bedenken, daß wir Zuhörer haben: Meinen Vater, deine Schwester, Herrn Dr. Möllerheim.

Möllerheim.

Sollen wir uns am Ende zurückziehen?

Richter.

Ich bitte euch darum. Ich möchte mit Fräulein Klärchen einige Worte allein sprechen. Haben Sie was dagegen, Herr Sanitätsrat?

Sanitätsrat.

O nein, denn ich weiß sehr gut, daß Sie mich dann um eine Unterredung unter vier Augen bitten werden. Es gibt nichts Angenehmeres, als angenehme Aussprachen kommen zu sehen. Wir werden uns also in der sogenannten guten Stube, im Eßzimmer, das Jule so blank scheuert, niederlassen und warten, bis der Staatsanwalt sich mit Sanitätsrats Töchterlein ausgesprochen hat. Ich trage die Zuckerdose.

Möllerheim.

Und ich die Kanne.

Frl. Richter

(das Tablett mit den Tassen nehmend, leise zum Sanitätsrat).

Und morgen gibt's bei Ihnen, Herr Sanitätsrat, ein feines Abendessen, um das zu feiern: Rehkeule, Schokoladentorte mit Schlagsahne.

Sanitätsrat.

Topp, das gibt es. Und ungezählte Pullen Sekt. Ich habe nur eine Tochter und ihr Verlobungstag muß denkwürdig begangen werden. (Frl. Richter, Sanitätsrat und Möllerheim ab.)

Elfte Szene.

Richter. Klärchen.

Richter.

Mein liebes Kind!

Klärchen.

Ja, Sie müssen mir jetzt sehr viel Mut zusprechen, denn meine Courage von vorhin ist vorbei.

Richter (vorwurfsvoll).

Sie?

Klärchen.

Also du — du Lieber, Guter!

Richter.

Ich wollte dir so viel sagen, und nun weiß ich nichts mehr. Die großen Liebeserklärungen, die kommen nur in Romanen und Theaterstücken vor. In Wirklichkeit sieht man sich an wie jetzt und schweigt.

Klärchen.

Das ist gut für den Anfang. Aber wirst du immer schweigen?

Richter.

Wie meinst du das?

Klärchen.

Ich meine, daß in der rechten Ehe Mann und Frau sich alles sagen müssen.

Richter.

Alles?

Klärchen.

Alles. Siehst du, wenn ich mich, Gott behüte, einmal in einen fremden Tenor verlieben würde, ich käme gleich zu dir gelaufen, um es dir zu sagen. Denn nur du könntest mich retten.

Richter.

Aber ich wünschte nicht, daß du dich in einen fremden Tenor verliebst.

Klärchen.

Können wir denn für all das, was geschieht? Ja, wer sich sein Leben so einrichten könnte, wie er es möchte, dem ginge es freilich gut. So aber stellt uns das Leben einmal vor einen Graben und sagt uns: da spring', und ein anderesmal wirft es uns gar in den Graben hinein und sagt uns: nun klettere heraus. Aber, mach' kein so böses Gesicht. Du brauchst keine Angst zu haben. Der schreckliche Tenor wird nicht kommen.

Richter.

Und verlangst du auch, daß ich dir alles erzählen soll, was geschehen ist?

Klärchen.

Natürlich verlange ich das. Haargenau will ich alles wissen. Ich bin nicht eine von jenen, die sagen: was geschehen ist, ist geschehen, was vergangen ist, ist vergangen; jetzt beginnt ein neues Leben. — Wie kann ich dein neues Leben verstehen, wenn ich dein altes nicht kenne? Wie kann ich wissen, wer du bist, wenn ich nicht weiß, wer du warst.

Richter.

Also eine richtige Beichte.

Klärchen.

Sehr wahr. Eine Beichte mit sicherer Absolution. Denn was kannst du mir sagen, wovon ich dich nicht freisprechen könnte. Du hast geliebt, vielleicht sogar sehr viel geliebt. — Würdest du um mich werben, wenn du etwas in deinem Leben hättest, was du verschweigen müßtest?

Richter.

Ich werde dir alles sagen. Aber muß das gleich sein?

Klärchen.

O nein. Im Gegenteil. Langsam, Stück für Stück wirst du mir alles erzählen. Und das Schwerste erst dann, wenn wir uns so sehr lieben, daß ich dir auch das Schwerste verzeihen muß.

Richter.

Muß? Bist du meiner so sicher?

Klärchen.

Meiner bin ich sicher, deiner nein! Denn ich kenne dich kaum. Was weiß ich von dir? Wir haben uns einige Male gesehen, uns einige Male gesprochen. Du hast mir sehr gefallen. Du siehst ja, wie sehr! Ich habe die Courage, mich ins unbekannte Land zu wagen. Ich hoffe, daß ich mein Glück und dein Glück finden werde. Aber weiß ich es?

Richter.

Vielleicht bin ich ein schlechter Mensch, ein Verbrecher, ein Treuloser, ein Falscher.

Klärchen.

O nein, das bist du nicht. Und kämst du ins Unglück und ins Verderben, ich würde neben dir stehen und mich eins fühlen mit dir. Nur eines darfst du nicht tun: die Augen niederschlagen vor mir.

Richter.

Du würdest auch im Unglück neben mir stehen? Und wenn ich dir jetzt sagen würde, komm, laß deinen Vater und alles, was dir lieb ist, wir wollen übers Meer nach Amerika, wo niemand uns kennt?

Klärchen.

Warum? Ich kenne keine Furcht. Ein ehrlicher Mensch flieht nicht. Sündigst du, so büße. Aber fliehe nicht. Habe ich recht, Herr Staatsanwalt?

Richter.

Du hast recht, mein Kind, und nun gehe. Wir haben uns keine Liebeserklärung gemacht, aber wir haben uns zueinander gefunden. Morgen werde ich zu deinem Vater kommen und, wie es Brauch ist, in aller Form um deine Hand anhalten. Jetzt komm hinüber, die werden schon ungeduldig sein.

Klärchen.

So also ist einer Braut zumute! Aber weißt du, mir ist immer noch bang, ob du auch morgen kommen wirst?

Richter.

Kann uns jetzt noch etwas trennen? (An der Türe nimmt er sie in den Arm und küßt sie. Dann beide rechts ab. Man hört hinter der Szene Möllerheims und Sanitätsrats Stimme. Dazwischen Frl. Richters Lachen, allgemeines „Gute Nacht! Gute Nacht! Auf morgen! Leben Sie wohl! Leb wohl!“ Dann entfernen sich die Stimmen, bis sie ganz verklingen.)

Zwölfte Szene.

(Richter allein.)

Richter

(kommt zurück, ganz anders, mit furchtbarem Ernst in den Zügen).

Ach wenn die alle wüßten, wie hart sie mit mir verfahren sind. Die Freunde und nun das Mädchen. Man darf nicht fliehen, man muß büßen. Ich muß also sterben. Was sage ich von jenen! Ich habe mein Urteil gesprochen. Ich bin Herr über Tod und Leben, ich habe das Stäbchen zerbrochen. Kann ich morgen im Namen der Wahrheit die Anklage erheben gegen einen Meineidigen, kann ich nächsten Sonntag in die Loge treten, Abbitte tun und Bruder sein mit ihm? Kann ich das? Nein. Ich habe im Drang nach einem Glauben mich der Wahrheit zu Füßen geworfen und ich werde nicht abtrünnig. Ich bin kein Anarchist, ich erkenne ein Gesetz an und ich beuge mich. Ich habe getan, was ich tun mußte, ich mußte lügen. Ich mußte um Rombergs willen meine Hand ausstrecken zu falscher Tat, meinen Mund auftun zur Lüge. In meiner Seele steht der Vollstrecker des Eides auf. Ich mußte lügen, aber nun muß ich büßen. (Plötzlich bricht seine ganze Kraft zusammen.) Aber ich will nicht sterben. Jetzt, wo ich glücklich sein könnte, alles verlassen, dies Zimmer, meine Bücher, meine Schwester nicht mehr sehen, Klärchen nicht mehr sehen, nichts, nichts mehr sehen. Morgen mit geschlossenen Augen da liegen, stumm,

taub und kalt und das schöne Leben geht weiter, nein, ich kann nicht, ich kann nicht ... (Er wirft sich in seinen Sessel, legt beide Arme auf den Tisch und läßt weinend den Kopf darauf fallen.)

Dreizehnte Szene.

(Richter. Durch die Türe rechts tritt leise Jule ein.)

Jule.

Ach Herr Fritz, ach Herr Fritz, bin ich glücklich!

Richter (auffahrend).

Wer ist da?

Jule.

Ich bin's, die Jule. Und Herr Fritz haben geweint, vor lauter Glück, gelt? So ein liebes Mädel! Das wird eine liebe Frau werden. Und Kinder wird's im Hause geben, viele Kinder. Und ich werde sie herumtragen und ihnen Geschichten erzählen. Märchen, wie ich sie dem Herrn Fritz erzählt habe. Nein, wenn das die selige Frau Mama erlebt hätte! Und der Herr Papa, der gute alte Herr!

Richter.

Ja, ich bin sehr glücklich.

Jule.

Das will ich glauben. Nun kenn' ich den Herrn

Fritz schon vierzig Jahre und er hat nie geweint. Als Kind, da waren Sie gar trotzig, aber ein tapferer Bub. Sie fielen nieder, schlugen sich Beulen und schlugen sich grün und blau. Aber geweint haben Sie nicht. Und als die Frau Mutter starb, da waren Sie erst drei Jahre alt und verstanden das nicht. Sie freuten sich noch über die vielen Blumen, die ins Haus kamen. Und als der Herr Papa starb, da waren Sie freilich schon vierzehn Jahre alt und Sie konnten sich kaum auf den Beinen halten und ich mußte Sie stützen, als Sie vor dem Bette standen. Und Sie hatten nur trockene, rote Augen und Sie bissen sich auf die Lippen, aber Sie weinten nicht. Sehen Sie, und nun kommen die Tränen mit dem ersten, großen Glück. Und nicht wahr, Herr Fritz, Sie haben nichts dagegen, wenn ich ein bisserl mitweine?

Richter.

Liebe, gute Jule ...

Jule.

Ja, jetzt bin ich die liebe, gute Jule. Wenn der Herr Fritz nur wüßten, was Sie mich im Leben schon zusammengeschimpft haben. Aber ich habe es nie gehört. Ich durfte ja bei Ihnen bleiben. Und ich war so stolz, (sich verbessernd) bin, bin so stolz auf Sie. Wie stolz war ich auf Ihr rotes Mützchen als Student! Wie stolz war ich auf Ihren ersten Schmiß, ich glaube sogar auf Ihren ersten Kater! Wie stolz war ich, wie Sie so fein durchs Examen kamen und wie nobel und blaß

Sie im Frack aussahen! Und wie Sie dann gar Staatsanwalt wurden, o du meine Güte! Ganz laut sang ich damals in meiner Küche: „Burschen heraus, laßt es schallen von Haus zu Haus!“ O, ich dummes, altes Weib! (Sie setzt sich aufs Sofa, springt aber gleich wieder auf.) Verzeihung!

Richter (leise).

Bleib nur sitzen!

Jule.

Wie Sie das sagen! Just so sagten Sie das immer, wenn ich Ihnen vom Däumling und von der Frau Holle erzählte und dann in die Küche mußte, um zu kochen. Sie aber zerrten mich an meiner Schürze und sagten: „Bleib nur sitzen und erzähle weiter!“ Und ich erzählte und erzählte das Blaue vom Himmel herunter.

Richter.

Ja, damals war ich glücklich.

Jule.

Versündigen Sie sich nicht, heute sind Sie glücklich. Damals waren Sie ein unvernünftiger Bub, so ein halbes Tierchen, das spielte, aß und schlief und an Frau Jules Schürzenbändern hing. Heute wissen Sie alles, heute sehen Sie ja, wie glücklich Sie sind. Und daß ich das auch sehen darf, ist mein letztes, größtes Glück.

Richter.

Ach, ich wollte, du könntest mir wieder ein Märchen

erzählen und ich würde darüber in deinem Schoß einschlafen.

Jule.

Unsinn, Herr Fritz, Märchen sind ja alles Unsinn, sind ja nicht wahr. Und nur das Wahre —

Richter.

Ist das Leben.

Jule.

Aber eine Bitte hätte ich, Herr Fritz, eine große, große Bitte. Und Sie werden mich auslachen und wahrscheinlich sehr böse sein.

Richter.

Na, los! Willst du Geld haben? Ich bin heute in der Laune dir zu schenken, was du willst.

Jule.

Pfui, Herr Staatsanwalt, wozu brauche ich Geld? Ich habe ja alles, was ich will. Ich brauche nichts, gar nichts. Aber sehen Sie, Herr Fritz, ich möchte Ihnen heute so furchtbar gerne um den Hals fallen. Wissen Sie, daß ich, die alte Jule, Ihnen den ersten Kuß im Leben gegeben habe? Wie die Wehmutter das schreiende, zappelnde Ding aufhob, Sie waren damals fast blau vom Schreien, Herr Staatsanwalt, da kriegte ich Sie in die Arme und gab Ihnen einen Kuß und Sie schwiegen gleich fein still. Und heute, wo Sie so

glücklich sind und wo ich so glücklich bin — Herr Fritz, seien Sie nicht bös.

Richter.

Komm her, alte Jule! (Er nimmt sie und küßt sie lange.) So und jetzt geh und denk an mich — in Gutem! (Jule will reden, aber Richter schiebt sie sanft zur Türe hinaus.) Geh, geh und denk an mich!

Vierzehnte Szene.

(Richter allein.)

Richter.

Der erste und der letzte Kuß! Und nun ist der Ring geschlossen. Und du, liebe, alte Jule, warst das letzte Wesen, das ich gesprochen habe. — Ach was, stark sein, fest sein, jetzt nicht schwach werden. (Er geht auf seinen Tisch zu, öffnet die Lade und nimmt den Revolver heraus. Er betrachtet ihn eine Zeitlang.) O, ich Tor, mich erschießen, damit morgen alle Welt weiß, daß ich gelogen habe. Gäbe es denn einen Grund zu diesem Selbstmord? Ich, im Vollgefühl des Glückes, in meiner Stellung, warum, warum? Die Erklärung wäre gar zu einfach. (Er wirft den Revolver in die Lade zurück.) Nein, das geht nicht. Also was denn? Denn geschehen muß, was geschehen muß. (Er denkt eine Zeitlang nach.) Der Gashahn! Ich brauche ihn bloß ein bißchen zu lockern und Frau Jule wird morgen sagen: „Nein, dieser Herr Fritz, ich habe ihm ja gesagt, er solle ihn gut zudrehen — —“ Ein Glück, daß

der Elektriker erst morgen kommt — ein Glück? — Ja, Glück ist eine relative Sache — — — Es soll ein ganz angenehmer Tod sein. Ein süßer Nebel, man verliert die Besinnung und ist drüben. (Er sieht auf die Uhr.) Halb zwölf. Sonntag, den 13. November halb zwölf. Das ist meine Todesstunde. (Er geht zum Fenster, schiebt den Vorhang zurück.) Wie das Mondlicht auf dem Kupferdach des Domes liegt! Dort drüben am Markt ist das Haus des Sanitätsrates. Dort geht jetzt Klärchen zu Bette und denkt an mich und denkt an morgen. Morgen ist Montag. Causa Hegelmeyer... Ach, dort hinten, die Wiese, die jetzt so glänzt, dort ging ich gestern spazieren und dachte an meine Zukunft, an alles, was so schön und frei und glücklich vor mir lag... Ja, ich weiß es, ich kann nicht leben mit dieser beschmutzten Hand. Herz, Hand und Zunge sollen den Hunden zum Fraße sein und mein zerrissener Leib verfaulen auf offenem Felde. Nein, das soll er nicht. O, sie werden mich begraben, feierlich und schön, einen freien Mann von Ehre und Ruf. Ich sterbe in der Sonne und nicht im Schatten. — — Ach. nicht mehr sehen. Diese Landschaft nicht mehr sehen, dieses Zimmer nicht mehr sehen. (Er sieht sich um.) Nicht mehr an diesem Tisch sitzen. — Meine Schwester.... Schnell, schnell, sonst verliere ich am Ende noch den Mut. (Er geht zum Tisch und nimmt die Feder zur Hand, dann läßt er sie fallen.) Ich gehe ohne Abschied, ganz leise gehe ich. (Er löscht die Lampe aus. Durch das Fenster fällt heller Mondschein. Richter geht ins Schlafzimmer und kommt gleich darauf zurück.) Nun habe ich

den Hahn aufgedreht ... Noch einen freien Atemzug! — Ich werde wohl noch Zeit haben, mich auszukleiden und ins Bett zu legen. Wie furchtbar still es hier ist! Also gehen wir — ins Dunkle. (Er geht in sein Schlafzimmer und schließt die Türe hinter sich. Der Vorhang fällt langsam.)

Ende.

K. und k. Hofbuchdrucker
Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Der verschleierte König.

Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen

von

Rudolf Lothar.

Zweite Auflage.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1892.

Der verschleierte König.

Der verschleierte König.

Ein Bühnenmärchen in drei Aufzügen

von

Rudolf Lothar.

Zweite Auflage.

Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1892.

Heinrich Bulthaupt

in herzlicher Verehrung.

Personen.

König Assad.
Moftan, sein Hofnarr.
Thamar, Feldherr,
Cordu, Oberpriester.
Gülnare.
Zakin, ein Büßer.
Mirdech, ein reicher Kaufherr.
Sard, ein Dichter.

Krieger, Priester, Arbeiter, Landleute, Poeten, Sänger, Volk jeglicher Art. —

Erster Aufzug.

(Waldige Gegend. Links das Lager, rechts Ausblick auf die Stadt. Im Hintergrund schneebedeckte Berge.)

Erste Scene.

(Links König Assad, das Gesicht mit einem dichten bis zu den Füßen reichenden Schleier verhüllt; ihm zur Seite Rostan. In der Mitte Feldherren und Anführer in tiefer Ehrerbietung. Von rechts naht ein feierlicher Zug: Große des Reiches, Priester.)

Die Feldherren.

Heil und Preis Dir, König Assad,
Sieggekrönter Herr der Schlacht!

Assad.

Meiner königlichen Gnade
Seid versichert! Alte Treue
Folgte meinem Siegespfade —
Und beglückte mich auf's Neue!

Die Feldherren.

Heil Dir, der mit starker Hand
Niederwarf der Feinde Macht!

Cordu (als Führer des Zuges vortretend).

Heil Dir! In feierlichem Zug begrüßen
Des Reiches Großen Deine Wiederkehr!
Den Sieg gab güt'ger Himmel Deinem Heer
Und legt' der Feinde Stolz zu Deinen Füßen.

Heil König Dir! Des Sieges frischer Kranz,
Er krönt Dein Königthum mit neuem Glanz!
In Gnade reich uns Deines Schleiers Saum!
Wie Gott der Herr im weiten Weltenraum
Sein Angesicht verhüllt in Wolkennacht,
So birgt der heil'ge Schleier Deine Macht.
Und dankend laß Dein Volk zum Himmel beten,
Daß Gott der Herr Dich treu beschützet hat.
Du aber zieh beim Klange der Drommeten
Noch heute im Triumph in Deine Stadt!

Mostan.

Mir däuchte, es genügt, wenn Du zur Feier
Den guten Bürgern schickst — des Königs Schleier.

Assad.

Gottes Glaube mir zur Seite
Bin ich in die Schlacht gezogen,
Und das Schwert, das gottgeweihte,
Blieb im Felde mir gewogen.
Gottes Huld stützt meinen Thron!
Von Geschlechte zu Geschlecht
Erbt der Schleier auf den Sohn:
Gottes Weihe ist mein Recht!

Mostan.

Was suchst Du, König, denn Dein Recht im Himmel?
Ein jeder, sieh, aus Deines Volks Gewimmel
Muß mit sich selbst und Seinesgleichen streiten,
Um sich ein Recht und Rechtsschutz zu bereiten.
Du aber, Erdgeborener wie wir,
Vom hohen Himmel kam das Recht zu Dir?
Wer gab Dir Sieg und Ehre, Macht und Kraft,
Wer hat der Feinde Heer hinweggerafft?
Nicht Götterhuld, nicht Deiner Väter Schwert —
Nur König Assad, der sein Reich bewehrt.

Assad (zu Cordu).

Gott und seiner Huld allein
Dank ich Ehre, dank ich Sieg.
Und daß hellen Ruhmes Schein
Auf die Fahnen niederstieg.
Geht zur Stadt und kündet dort
Meinem Volk mein Königswort:
Im Triumphe zeig' ich heute
Meinem Volk des Sieges Beute.

Alle.

Heil und Preis Dir, König Assad,
Heil und Preis Dir immerdar,
König Assad, der den Göttern
Seinen Thron weiht zum Altar!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

(König Assad. Mostan.)

Assad.

Du sprachst als Narr — als Mensch wohl weißt Du gut,
Worauf des Königs Reich und Thron beruht.
Die Priester haben es dem Volk gelehrt,
Daß ich aus Götterhand empfing mein Schwert.
Der Glaube an des Himmels Gnad' und Segen
Bringt meines Volks Gehorsam mir entgegen.
Sie knien im Staube, weil der Gott sie blendet,
Der meinen Mund zu seinem Spruch verwendet.

Mostan.

So lang sie glauben, bist Du wohl bewahrt,
Des Reiches Große sind um Dich geschaart,

Doch laß den Zweifel kommen in Dein Reich,
Er frißt sich durch, der grimmen Seuche gleich,
Liegt in der Luft, ein feuchter Nebeldunst,
Fällt wie ein Reif auf Deines Volkes Gunst.
Sie schrei'n zu Gott: Nun zeig' uns Dein Gesicht,
Was wir nicht sehn — wir glauben's länger nicht!
Die Götter hören nicht auf solche Launen.
Du aber, König Assad, wirst erstaunen,
Wie's kracht in Deines Thrones morschen Stufen.
Du wirst Dein treues Heer zu Hilfe rufen;
Doch Deine Krieger, die im Staub gelegen
Vor Deinem Wink, sie fragen nun verwegen:
Wer bist Du uns? Kein König bist Du mehr!
Vom Himmel, sagst Du, kommt Dir Recht und Macht,
Wir sagen Dir, der Himmel, der ist leer!
Dann, stolzer König Assad, gute Nacht.

Assad.

Du Narr, am Tage siehst Du Spukgestalten!
Ich fürcht mich nicht vor Deines Traums Gewalten.

Mostan.

Ja Du hast Recht — es ist ja bloß ein Traum,
Ein böser Traum des Zweifels, der mich schreckt,
Und der in meines tollen Schädels Raum
So dumpfen, düst'ren Widerhall geweckt.
Doch was ist Träumen, was ist Wirklichkeit?
Im Reiche der Gedanken mischt sich beides.
Unfaßbar, wesenlos so wie die Zeit
Ist ja die Welt des Glückes und des Leides.
Nur was ich fassen kann mit Aug' und Hand,
Das ist auch wirklich und das halt ich fest.
Das ist die große Wahrheit, die ich fand,
Als ich mein Hirn um Wahrheit ausgepreßt.
Ich glaub' an Deine Hand, die Du mir reichst,
Ich glaub' an Dich, weil Du den Menschen gleichst.

Dein königliches Auge glaub' ich nicht,
Denn niemals blickt ich Dir noch ins Gesicht.
Verschleiert gehst Du durch Dein weites Land,
Dein Angesicht ist allen unbekannt,
Denn so verlangt's Jahrhundert alter Brauch.
Die Väter hielten's so, so hältst Du's auch.
Glaubst Du daran, was unsre Priester sagen,
In Deinem Aug läg' Gottes Widerschein,
Und Bannstrahl würde treffen, die es wagen,
Den königlichen Schleier zu entweih'n?

Assad.

Der Glaube ist des Thrones bester Schutz,
Der Glaube bietet meinen Feinden Trutz.
Mein Amt ist göttlich, Gottes ist mein Thron —
Der wahre König ist des Himmels Sohn!

Mostan.

Ich aber sage Dir: der Zweifel naht.
Im Königspurpur nistet der Verrath.
Der Zweifel schleicht heran mit leisem Tritt,
Und alle bösen Geister schleichen mit.
Im Chorus schallt's erst leise und dann laut:
Wir glauben Gott nur, wenn wir ihn erschaut!
Dann zeig' Dein Angesicht dem Volke frei,
Und mit dem alten Zauber ist's vorbei;
Dann sieht das Volk, daß Du ein Mensch doch nur
Wie alle wir — vom Gotte keine Spur!
Dann rast das Volk: sein Glaube war Betrug,
Dann hemme der Empörung wilden Zug.

Assad.

Halt ein — das ist nicht mehr ein Narrenwort —

Mostan.

Ja meines Herzens Stürmen reißt mich fort!

Ich bitte Dich, laß Deinen Schleier fallen
Und zeig', ein König und ein Mensch, Dich allen!
Zum leeren Himmel wend' Dein Auge nicht,
Dem Volke zeig' ein menschlich Angesicht.
Vom Thron herab mußt Du zum Volke steigen,
Um seiner Noth ein willig Ohr zu neigen.

Assad.

Und wozu hätt' ich meinen weisen Rath?
Noch jedem ward, was er vom Thron erbat.

Mostan.

Ist's noch ein Kuß, den Dir ein Bote bringt,
Und wär sein schneller Lauf noch so beschwingt?
Man darf nur küssen mit dem eignen Munde.
Mein König, sieh in Deinem Volk das Weib,
Dir angetraut in heil'ger Weihestunde,
Und nimm in Deine Arme seinen Leib.
Mit Deiner Gnade, König, küß es wach!
Geh seines treuen Herzens Stimme nach,
In seine Augen senke Deinen Blick
Und nicht Dein Rath — Du selbst lenk' sein Geschick!

Assad.

Ich hab' gethan, um was mein Volk mich bat:
Des Volkes Wille war ja dieser Rath.
Ich hab' die Weisen meines Reichs vereint
Zu meines Staates Wohle, wie es scheint.
Denn sieh, es steht mein schönes Land in Blüthe,
Die Städte werden groß, das Volk wird stark,
Von neuem Saft gekräftigt bis ins Mark,
Und ringsum preist man der Regierung Güte.

Mostan.

Du siehst den Abglanz in der Spiegelfluth!
Doch weißt Du, was in dunkler Tiefe ruht?

Du siehst nicht, was in Deines Volkes Gründen
An Zweifel, Haß und Elend ist zu finden.
Ein Blick aus Deinem Aug — und 's ist vorbei!
Dein Volk, befreit vom Alpe, athmet frei.
Das ist's, wozu der Himmel Dich erschuf,
O König Assad, das ist Dein Beruf!
Was alle Deine Weisen nicht verstehen,
Mit klarem, off'nem Aug mußt Du es sehen.
Ein Uhrwerk ist der Staat ja nicht allein;
Ein großer Geist muß gegenwärtig sein,
Der hemmt und löst, verdammt, erhebt,
Und dessen Hauch erwärmet starres Wort,
Und dessen Herz des Volkes Herz belebt.
Dein menschlich Fühlen sei des Volkes Hort!
Du aber hinter Deines Schleiers Falten
Betrachtest Deiner Staatsmaschine Walten.
Es knarrt und wirbelt, saust und braust, —
Ins Werk der Räder greift mit Deiner Faust!
Ich weiß — mit Deinen königlichen Händen
Kannst Du den Fluch ja selbst zum Segen wenden.

Assad.

Des Rathes Stimme ist des Volks Beschluß.
Ich herrsche nur, so wie ich herrschen muß.

Moftan.

So sprichst Du, weil der Schleier Dich verhüllt
Und Dir verändert zeigt des Volkes Bild.
Du hast auf Glauben Deinen Thron gestellt,
Der Glaube aber schwindet aus der Welt.
O Herr, stütz' Deinen Thron auf Herz und Geist,
Womit der wahre König sich beweist.
Dann magst Du trotzen aller Zweifelsucht,
Es schlägt Dein Blick die Neider in die Flucht.

Assad.

Du sprachst als Narr, und drum will ich vergessen,
Wie weit Dein närr'scher Eifer sich vermessen.

Dritte Scene.

(Vorige. Thamar.)

Thamar.

Herr, ich beug mein Knie im Staube;
Neu geeinet ist Dein Reich.
Deinen Waffen gab der Himmel
Ruhm und Sieg in allen Landen,
Von dem Feinde kamen Boten,
Unterwerfung bietend an.
Was Du wolltest ist vollbracht,
Deiner Feinde Stolz gebrochen,
Und bedingungslos um Frieden
Flehen ihre Abgesandten.

Assad.

Ja, der Friede sei geschlossen!
Neu erblühe das Gefilde,
Und die Pflugschar mach vergessen
Wilder Kriegesrosse Huf.

Thamar.

Was Dein Kriegsrath hat beschlossen,
Hab' den Boten ich verkündet:
Weiter wird des Reichs Gemarkung,
Reich an Gold wird unser Staatsschatz.

Assad.

Diesen Sieg, den ich errungen,
Deinem Schwerte dank ich ihn.

Auf der Wahlstatt, kampfumtobt,
Unter wehenden Standarten,
Bei dem Klang der Kriegstrompeten
Fand ich Dich und Deine Treue!
Und an Deiner erz'nen Faust
Ist der Feinde Stolz zersplittert.

Thamar.

Du beschämst mich, König Assad!

Assad.

Was Du thatest, weiß ich gut.
Königlich will ich belohnen
Meines Thrones beste Stütze.
Doch nun eil' zurück ins Lager,
Heiß' die Truppen sich bereiten
Heute noch zum Siegeszuge.

Thamar.

Heut noch grüßt mit lautem Jubel
König Assad seine Stadt!

Assad.

Und an meiner Seite, Thamar,
Reitest Du, mein stolzer Held!
Und zur Rechten meines Thrones
Grüß' ich meinen treu'sten Diener!

Thamar.

Herr, im Staube grüß' ich Dich!

(Ab.)

Vierte Scene.

(König Assad, Mostan, der während der vorigen Scene im Hintergrunde gestanden.)

Mostan (Thamar nachblickend).

Wie schwellt der Stolz des edlen Kriegers Brust,
Wie ist er seiner Größe sich bewußt!
Chronisten werden seine Thaten feiern,
Und die Geschichte seine Siege melden,
Poeten singen Hymnen zu den Leiern
Vom ruhmgekrönten Thamar, Deinem Helden!

Assad.

Und neidest Du ihm meinen Königsdank?
Macht meinen Narren böse Mißgunst krank?

Mostan.

Ein Märlein, König, lasse Dir berichten!
Dann magst Du über meine Mißgunst richten.
Es ging ein Mann durch ödes, wildes Land,
Verdurstet schier im glüh'nden Sonnenbrand.
Da hemmt ein tiefer Abgrund seinen Weg.
Ein Feigenbaum vom andern Ufer winkt,
Den schwer die Last der Früchte niederzwingt.
Doch wie er schaut ringsum, nicht Paß noch Steg!
Ich will, o König, Dich nicht lange quälen,
Will Dir die Mittel alle nicht erzählen,
Mit denen es dem Wanderer gelang,
Daß er bis zu dem Feigenbaume drang.
Genug an dem, die Schlucht ward überbrückt,
Die Plünderung des Baumes ist geglückt,
Und Labsal und Erquickung ward dem Mann.
Wem aber, König Assad, dankt er dann?

Er frug sich: Was hat mir zumeist genützt?
Der Balken, den hinüber ich geschlagen
Und der ans andre Ufer mich getragen?
Der Stein, worauf ich meinen Fuß gestützt?
Der Stock, der mir die Zweige bog zum Grund?
Die Hand, die mir die Früchte bot zum Mund?
Doch alles dies war Werkzeug meinem Geist,
Und meinem Kopf drum danke ich zumeist.
So sprach der Mann. Nun, König, überlege,
Wie gleich die Deinen und des Mannes Wege!

Assad.

Dein Märlein, Narr — nun wie betrifft es mich?

Mostan.

Den Kopf des Reiches, König, nenn' ich Dich.
In Feldherr Thamar seh ich nur die Hand,
Die siegreich Deine Feinde überwand.
Sein Schwert, das Dir des Sieges Frucht gereicht,
Dem krummen Stocke meines Wandrers gleicht.
Du hast zu Deinem Feldherrn ihn erhoben,
Und was er that, that er auf Dein Geheiß.
Brav ist die Hand, die zu gehorchen weiß,
Doch pflegt der Kopf sie deshalb nicht zu loben;
Sie thut nur ihre Schuldigkeit und Pflicht.
Und mehr, mein König, that auch Thamar nicht.

Assad.

Mein allzu kluger Narr, Du thust mir leid;
Aus Deinen bitt'ren Worten spricht der Neid.

Mostan.

O König, diesmal irrt Dein weiser Sinn.
Ich danke Gott, daß ich nicht Thamar bin!
Denn hätt' er heut verloren diese Schlacht,
Was nützte ihm sein stolzer Heldenmuth,
Sein für den Thron und Dich vergoss'nes Blut?

Er läge morgen schon in Kerkersnacht,
Das ist, mein König, altes Königsrecht:
Die Treue blank und nackt — belohnt sich schlecht.
Dem Sieger rufst Du, König, Dank und Heil,
Doch den Besiegten grüßt des Henkers Beil;
Dein Königsdank galt dem Erfolge bloß —
Des Glückes Laune machte Thamar groß,
Nicht Deine Gnade, Herr, nicht Deine Huld!
Du bist der Kopf und, wenn Du siegst, sei Dein
Des Sieges Ruhm, des Glückes Frucht allein.
Und wenn Du fällst, so sei es Deine Schuld!

Assad.

Was ist, Du Narr, mit solchem Wort gemeint?
Dein Spruch birgt mehr als er zu sagen scheint.

Mostan.

Was er verbirgt, das wirst Du wohl verstehn,
Wenn unverschleiert Dich Dein Volk wird sehn.
Kein Schatten sei, kein Wesen gottverwandt,
Ein Mensch und König herrsch' in Deinem Land,
Des Volkes Haupt, das für die Glieder wacht
Und einsteht für den Leib mit seiner Macht.

Assad.

Ich bin heut schlecht gelaunt zum Silbenstechen,
Wir wollen davon nächstens weitersprechen.
Doch daß Du siehst, daß ich kein Schatten nur,
Daß in mir lebt die menschliche Natur,
Will ich Dir ein Geheimniß anvertrau'n, —
Und auf Dein Schweigen, Mostan, kann ich bau'n. —
Weißt Du, woran im Schlachtenlärm ich dachte,
Was in mein einsam Herz mir Tröstung brachte?
Ein Mädchenbild hält mich in seinem Bann,
Ich seh's vor mir mit seinen holden Zügen,
Mit seinen dunklen Augen, die nicht lügen,
Und deren Macht ich nicht entrinnen kann.

Als wir zum Krieg aus meiner Stadt gezogen,
Die Siegesadler um das Haupt mir flogen,
In einem Gärtchen hab' ich sie gesehn,
Wo zwischen Rosen blasse Lilien stehn.
Nun drängt es mich zu jenes Gärtleins Pforte,
In meinem Herzen stürmen wilde Liebesworte...
Drum höre mich. Ich geh den Weg allein,
Doch daß ich geh, muß ein Geheimniß sein.
Noch eh' die erste Abendstund' entflieht,
Eh' marschbereit mein Heer in Reih und Glied,
Bin ich zurück. Ich will an seiner Spitze
Im Jubel heim zu meinem Königssitze!

Mostan.

Herr, Dein Geheimniß steht in treuer Hut.

Assad.

Mit Deinem Kopfe stehst Du dafür gut! (Ab.)

Fünfte Scene.

(Verwandlung. Ein Garten. Palmen und Blumen. Rechts eine niedere Blüthenhecke, die den Garten von der Straße abschließt. Rechts im Hintergrunde die Dächer der Stadt. Dämmerung.)

(Gülnare, Assad in einfacher Kriegstracht.)

Gülnare.

O bleibe noch, wie rasch die Stunden eilen,
Als gäben ihnen unsre Küsse Schwingen —
Ein schöner Traum erscheint mir Dein Verweilen —
Ich will zur Laute Dir ein Lied noch singen.

Assad.

Der Tag verrinnt! Schon seh ich Sterne blinken —
Die Stunde ruft — Gülnare laß mich fort.

Laß mich vergessend nicht in Taumel sinken,
Verzaubert und berauscht von Deinem Wort!

Gülnare (singend zur Laute).

Im Garten, wo die Rosen stehn,
Da hab' ich Dich gesehn.
Ich kannte Dich nicht —
So sieht die Blume der Sonne Licht!

Sie wendet ihr Köpfchen der Sonne zu —
O meine Sonne Du! —
Und Abendthau
Fällt auf die Blumen und Blüthen der Au'.

Und Abendschatten bringen die Nacht
So lind, so leis, so sacht.
Die Sonne sinkt,
Die meinen Thau, mein Herzblut trinkt.

(Sie wirft die Laute weg.)

Der Stunden denke nicht, denk nicht der Zeit!
Ach, wüßt' ich einen zauberischen Bann,
Dich festzuhalten hier, geliebter Mann,
An diesem Munde, den ich Dir geweiht!

Assad (träumend).

O Sommerabendmärchen, bist Du wahr — —!
Doch strenge Pflicht, der ich gehorchen muß,
Trennt grausam meinen Mund von Deinem Kuß,
Und ich muß gehn, eh' mir mein Glück noch klar.

Gülnare.

Ein Krieger bist Du in des Königs Sold,
So sagtest Du und ich vertraue Dir:
So wähle denn: — bin ich nicht süß und hold?
Wähl' zwischen Deinem Könige und mir!

Assad.

So willst zur Fahnenflucht Du mich verleiten?

Gülnare.

Ein neues Leben will ich Dir bereiten.
Wir ziehen weit in das Gebirg' hinaus,
Dort weiß ich einen stillen Palmenhain,
Und wo der Gießbach stürzt, ein kleines Haus,
Dort leben wir verlassen und allein.
Dann blickt die Sonne morgens ins Gemach,
Mit Einem Strahl küßt sie uns beide wach.
Aus flücht'gen Stunden, hellem Tag geraubt,
Weiß unsre Liebe einen Kranz zu winden,
Sie setzt die Blüthenkrone uns aufs Haupt,
Und alles Leid und alle Sorgen schwinden.
Und wenn zur Nacht sich alle Blumen schließen,
Beginnet unsre Krone erst zu blühen,
Und tausend Flammen aus den Kelchen schießen,
Und düftetrunken rothe Rosen glühen....

Assad.

Aus Deines Vaters Garten willst Du flieh'n,
Um mit dem Fahnenflüchtigen zu zieh'n?
Kennst Du, Gülnare, holde, reine Maid,
Das Weh der Fremde und der Sehnsucht Leid?

Gülnare.

Die Heimath liegt in Deines Herzens Grund
Und meiner Sehnsucht Ziel an Deinem Mund!

Assad (sich aufraffend; vorne).

Bin ich ein Knabe, der zu fangen meint
Den Schmetterling, der ihm im Traum erscheint?
Leb' wohl, Gülnare — einer Stunde Glück
Laß ich in Deinem Garten Dir zurück.

Gülnare.

Und diese Stunde ist mein ganzes Leben.
Ein Fremder kam — und hat es mir gegeben.

Ein Fremder kam, der neue Worte sprach,
Und diese Worte flüsterte ich nach,
Und wie sie fielen, wurden sie zur Fluth,
Die mich emportrug. Und der Sonne Gluth
Versank zur Nacht in einem Feuermeer,
O geh nicht fort — denn Nacht ist's um mich her —

(Assad wendet sich ab.)

Du liebst mich nicht! So geh — vergesse mich!

Assad.

Gülnare, höre, nie vergeß ich Dich!

Gülnare.

Und Alles, Alles, was Du mir gesagt,
Ist wahr, wie jene Sterne dort?
Um laut're Wahrheit hab' ich Dich gefragt —

Assad.

Mein Wort ist heilig wie ein Königswort!

(Es ist ganz Nacht geworden; sternenübersäeter Himmel.)

Gülnare.

Und über Alles, sagst Du, ging Dir meine Huld?
So brich den Fahneneid — bleib' mein — in Schuld!

(Ferne Kriegsmusik.)

Assad.

Was hör' ich? Ist das nicht Triumphgesang?
Der Tuben Ton, der Pauken dumpfer Klang?

Gülnare.

Was ängstigt Dich! Du bleibst — und ich bin Dein?
O komm, Geliebter! Sieh ein süßes Glück
Verheißend winkt von fern mit lichtem Schein!

(Die Musik kommt näher, von rechts rother Fackelschein.)

Gülnare (jubelnd).

Zu spät, zu spät! Du kannst nicht mehr zurück!
Hörst Du Musik? Das ist des Königs Heer
Im Jubelschall siegfroher Wiederkehr.

Assad.

Zu spät! Ich Thor! Verträumt hab' ich die Zeit!

Gülnare.

Und bist Du jetzt zu folgen mir bereit?

Stimmen (von ferne).

Heil König Assad, Heil und Preis!

Assad.

Nun aber breche ich des Zaubers Kreis!
(Will fort.)

Stimmen (näher kommend).

Heil und Preis Dir, König Assad,
Sieggekrönter Herr der Schlacht!
Heil Dir, der mit starker Hand
Niederwarf der Feinde Macht!

Gülnare.

Siehst Du den König Assad dort im Schleier,
Umbraust vom Jubel seiner Siegesfeier?

Assad.

Der König Assad?! Leb' ich noch im Traum!?

Eine Stimme.

Macht Platz! Der König naht! Macht Platz, gebt Raum!
(Musik und Triumphgesang hinter der Scene. Die Spitze des Zuges wird rechts sichtbar.)

Assad (für sich).

Aefft mich ein Truggebild — welch frevles Haupt
Hat meines heil'gen Schleiers mich beraubt?
Mein Narr ist es — erkenne ich Dich recht —
Zu welchem Frevel hast Du Dich erfrecht!
(Will auf den Zug losstürzen.)

Gülnare.

Was wagest Du? Zur Rückkehr ist's zu spät!

Eine Stimme.

Macht Platz! Es naht des Königs Majestät!
(Mostan, zu Pferde, im königlichen Schmuck, verschleiert, wird sichtbar; brausender Jubel, Fanfaren.)

Assad.

Ich gab mein Wort — ich bin der König nicht —
Ein Krieger bin ich, der den Eidschwur bricht.
Kein König bin ich mehr — ein Mensch allein!
Verheißend winkt von fern des Glückes Schein!
Ich sah die Wahrheit! Sah sie hüllenlos
In Deinem Aug, mein Haupt in Deinem Schoß.
Und ist mein Thron, mein Schleier und mein Schwert
Nur einen Kuß von Deinem Munde werth!?
(Zu Mostan gewendet.)
Ich tausch' mit Dir! Geh hin in Dein Verderben.
Wie bald geht Narrenweisheit Dir in Scherben!
(Er wendet sich zu Gülnare.)

Stimmen.

Heil und Preis Dir, König Assad!
u. s. w. wie oben.

Gülnare.

Heil und Preis Dir, mein Geliebter!
(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

(Waldige Landschaft. Rechts unter alten Bäumen eine Hütte; links ein Wasserfall. Im Hintergrund aufragend starres Gestein, Wildniß. — Morgen.)

Erste Scene.

(Assad allein.)

Assad.

Ein blondes Dämmern küßt der junge Morgen:
Der Tag bricht an, die dunklen Schatten fallen.
Ich aber träume fort! Wie ist's mir nur —
Wer bin ich? Bin ich König Assad noch?
War's nur ein Spiegelbild im Grund des Bechers,
Das fest mich hält mit süßen Weines Geistern?
Und ich erwach' — der Narr steht mir zur Seite,
Und durch der Königshalle Fenster sieht
Der Tag auf des Gelages tolles Ende —
— — — — — — — — — — — — — —

Gülnares Stimme (aus der Hütte).

Mein Assad!

Assad.

Riefst Du mich? Du bist's, Gülnare —
Aus meinem Traume rufst Du mich ins Leben!
— — — — — — — — — — — — — —
Nein, ich hab' nicht geträumt! Was mich umgiebt
Ist Wirklichkeit, ist Leben, ist mein Schicksal.

Und durft ich anders handeln als ich that?
Konnt' ich in jener Stund' Gülnare sagen:
Ich hab' gelogen, glaub' nicht meinem Wort,
Ich hab' gelogen — ich bin König Assad!
Ich gab dahin, was irdisch und vergänglich
Und nahm dafür, was ewig ist und wahr —
Für Deine Liebe gab ich meinen Thron:
Ach wie erbärmlich klein ist dieser Preis!
Ich ward ein Mensch, und menschlich fühlt mein Herz,
Seitdem der Schleier mir vom Haupt gesunken.
Der Schleier schmückt jetzt Deine Schellenkappe,
Und denk ich Deiner, Mostan, muß ich lachen.
Wie lang noch sitzt Dein Kopf auf Deinen Schultern?
Wie lange noch verbirgt der heil'ge Schleier
Des Narren Angesicht!? Ein König nur,
Aus Königshaus entsprossen, kennt das Volk
Und weiß den Zaum ihm ins Gebiß zu legen.
Der Boden bebt, ein grollend Murmeln geht
Von des Palastes Thor bis zu der letzten Hütte —
Es birst der Grund, und eine Flamme schlägt
Verzehrend auf zum Narren auf dem Thron. —

Zweite Scene.

(Assad, Gülnare.)

Gülnare.

Warum so ernst, mein Freund? Sehnst Du Dich fort
Zurück zu Deiner Fahne, Deinem Schwert?
O sieh Dich um, wie lieblich ist der Ort —

Assad.

Und wie Dein Mund, Gülnare, küssenswerth!
Vergessen habe ich, was hinter mir!
Mein Glück und meine Zukunft ruh'n bei Dir:

Aus Deinen Augen steigen sie empor,
Dein Mund träuft ihre Kunde mir ins Ohr.

Gülnare (vor Assad knieend).

O bade Deinen Fuß in meinem Haar,
Laß meinen Schleier auf die Erde breiten,
Willst Du zu Deiner Magd, Geliebter, schreiten;
Und meinen Gürtel bring' den Göttern dar!

Assad (sie aufrichtend).

Wann war ich König, so wie jetzt ich's bin?!

Gülnare.

Und auch ein Reich geb' ich in Deine Hand.
O nimm, was meines Gürtels Reif umspannt,
Nimm meinen Leib, nimm meine Seele hin!

Assad.

War je ein Reich so blühend und so schön?
Hast Du auf seinem Thron im Purpurkleid,
Im hellen Glanze seiner Herrlichkeit
Schon einen mächt'gern König je gesehn?
Das Wort, das Deinen süßen Mund bethaut,
Ich segn' es als mein reichstes Königsgut;
Es steht der Thron, den Du mir aufgebaut,
In Deines treuen Herzens sich'rer Hut!
Doch wie, Du weinst?! Verbirgst an meiner Brust
Dein holdes Köpfchen? Weint die scheue Taube,
Weil ihr ein stolzer Adler ward zum Raube?

Gülnare.

Der Schrei des Schmerzes gleicht dem Schrei der Lust
Und schluchzend jauchzt mein Herz!

Assad.

Du süße Maid,
Erfahre nie der — andern Thränen Leid!

Mit meiner Liebe will Dein Glück ich halten
Und sag' mir, giebt es stärkere Gewalten
Als Mannesliebe? Sag' mir — giebt es mehr?

Gülnare.

Du willst mein Glück! Dein Wille ist Gewähr!

Assad.

Mein Wille! Seltsam klingt aus Deinem Mund
Dies Wort, als hätt' ich es noch nie vernommen.
Ein Schauer ist es über mich gekommen,
Als thäte sich mir ein Geheimniß kund.

Dritte Scene.

(Vorige, Zakin. Er ist an Gestalt und Zügen König Assad ähnlich, nur sind die Wangen fahl und eingesunken, die Augen brennen mit dunklerem Feuer; das wirre Haar ist bleich; er trägt ein graues Gewand.)

Zakin (von rechts kommend).

Des Himmels Gnad' und Segen sei mit Euch!

Gülnare (zu Assad).

Der heil'ge Mann ist's aus der Wildniß dort,
Und Gottes Weisheit spricht aus seinem Wort!

(Sie naht sich Zakin demüthig und küßt den Saum seines Kleides.)

Zakin (auf Assad zeigend).

Wer bist Du, Fremder, und wem bist Du gleich?
Wie kommst Du her, hier ist nicht Platz für Dich!

Assad.

Da Du allweise bist — erkenne mich!

Zakin.

Du bist ein Mensch und stammst von Menschen ab,
Du wardst geboren und Du gehst ins Grab.

Assad.

Man sagt, Du könntest aus den Augen lesen,
Der Menschen Schicksal sei Dir kund und klar.
Du weißt, was kommen wird und was gewesen:
Nun denn, Du Weiser, künd' mir, wer ich war!

Zakin.

Du warst geblendet — doch der Schleier fiel.
Du irrtest ziellos — nun hast Du ein Ziel.

Assad.

Doch frag' ich Dich, wie mich die Menschen nannten?

Zakin.

Wie? Kümmert Dich das wohl — den Unbekannten?

Assad.

Was frag' ich Dich? Ich glaub' nicht an Propheten,
Glaub' nicht an Deines Blickes Kraft und Macht.
Des Schicksals Buch behütet heil'ge Nacht,
Man trotzt es ihr nicht ab mit frommem Beten.

Zakin.

Doch eine Macht giebt es auf dieser Erde,
Der Alles, auch das Schicksal ist verpflichtet:
Die Macht des Schöpfers, als er ausrief: Werde!
Die Macht, die einstmal diese Welt vernichtet.
Der Schöpfer starb, als er die Welt erschuf,
Sein letztes Wort war jener Werde-Ruf.
Doch seinen Geist ließ er in dieser Welt,
Er ist es, der sie noch zusammenhält.

In tausend Atome ist zerfallen
Des Schöpfers Erbe, seines Geistes Fülle —
Doch Gottes Odem lebt noch in uns allen,
Und allesmächtig, Gottes, ist der Wille!

Assad.

Du sagst, dem Willen sei das Schicksal unterthan?
So tritt in diesen Strahl und sag': ich will!
Auf Deinem Wege, Sonne, halte still!
Dann zeig' der Sonne eine neue Bahn!
Ich will dem Schicksal einen Körper geben:
Der Erde Schicksal ist der Ball des Lichts,
Die Sonne brach die Erde aus dem Nichts
Und gab und giebt ihr immer neues Leben.
Der Schöpfer starb nicht — nein, er lebt noch fort,
Im Strahl des Lichts beseligt uns sein Wort!

Zakin.

Verblendeter, wie kannst Du den erkennen,
Den Du mit einem Namen willst benennen!?
Vom Körperlichen mußt Du los Dich ringen,
Willst Du der Welt geheimen Sinn durchdringen.
Die Feuerkugel, die dort oben loht,
Ist seelenlos und stumm sowie der Tod.
Der große Meister gab ihr Weg und Licht,
Sein Wille ist's, der aus dem Strahle spricht. —
Nun sieh! Als Höchstes galt es stets auf Erden
Für einen Menschen, ähnlich Gott zu werden.
In des Gebetes harten, heißen Stunden
Hab' ich den wahren Weg zu Gott gefunden.
Ich habe meines Geistes Kraft gesammelt,
Ich fand das Wort, nach dem ich lang' gestammelt:
Wie eine Bogensehne, straff gespannt,
In eines Schützen zielbewußter Hand,
Ruht meine Seele in des Willens Bann.
Und jeder Ton, der in mein Inn'res dringt,
Von jeder Saite schmetternd wiederklingt —
Und Gottes Wille lebt im Gottesmann!

Assad.

Die Stärke tritt erst in der That zu Tag'.
Zeig mir Dein Werk, daß ich Dir glauben mag!

Zakin.

Siehst Du die Kraft, die dem Magnet das Eisen
Zu schier geheimnißvollem Bund vermählt?
Siehst Du den Weg, den all die Sterne kreisen?
Hat niemals Dich die Frage noch gequält:
Was ist Gefühl? und was sind die Gedanken?
Das Herzblut, das die heißen Sinne tranken,
Wo kam es hin, was hat es Dir geschafft?
Wie mißt Du Herzens- oder Geisteskraft?
Des Schöpfers Erbe, das sich um uns weitet,
Des Schöpfers Geist, der über uns sich breitet,
Er lebt in unsrem Herzen, unsrem Hirne,
Er ruht in Gnade auf des Weisen Stirne.
Kannst Du den Willen sehn? Er ist die That!

Gülnare (aus der Hütte rufend).

Die Sonne gleißt dort überm Felsengrat.
Komm in die Hütte, komm, geliebter Mann!

Zakin (Assad anblickend).

Die Liebe ruft!

Assad (verwirrt).

Was siehst Du mich so an?

Zakin.

Du willst mich fragen!
So frage mich, ich will Dir Antwort sagen.
Ich kehr' von weiter Pilgerfahrt zurück —
Und König Assad sah ich und sein Glück.

Assad (rasch).

Du sahst den König?

Zakin.

An des Thrones Stufen
Hat er den Saum des Schleiers mir gereicht.
Und ringsum hört' sein Volk ich jubelnd rufen:
Heil Dir, dem König, der den Göttern gleicht!
Die Opferflamme brennt auf dem Altar,
Und Lobgebete singt der Priester Schaar:
Heil sei dem König, der mit starker Hand
Den Feind bezwang, sein weites Reich geeint,
Der höchste Weisheit höchster Kraft vereint,
Zu neuer Blüthe bringt sein schönes Land!
Verhallt sind längst die wilden Kriegsgesänge,
Verrauscht des jubelnden Triumphs Gepränge;
Der König gießt, gestützt auf seinen Rath,
In seines Landes Schoß der Weisheit Saat.
Und Gott beschützt des Schleiers Heiligthum
Zu unsres Königs Assad Glück und Ruhm.

Assad.

Und soll das Volk denn so verblendet sein
Von eines eitlen Schleiers leerem Schein,
Daß es, gefesselt in des Truges Bann,
Den Weisen nicht vom Narren scheiden kann?

Zakin.

Du lästerst, Fremdling! Weißt Du es denn nicht,
Daß wer des Königs Thun und Sein bespricht,
Ein Urtheil sich erdreistet über ihn,
Des Majestätsverbrechens wird geziehn?
Sein Amt ist heilig — heilig die Person —
Mit Gottes Rathschluß sitzt er auf dem Thron!

Assad.

Ein Narr ist es, der auf dem Throne dort!
Und zum Gespötte mir sein Königswort!

Erfahre denn — der wahre König steht
Vor Dir, Zakin, in seiner Majestät!

Zakin.

Beweise es! Dann will ich mich verneigen
Und tief Dir meine Huldigung bezeigen!
Beweise es! Wer hat Dich je erschaut,
Daß er des Königs Züge wieder kennt
Und Dich mit Deinem wahren Namen nennt?
Auf was hast Du Dein Königthum erbaut?
Die Macht, das ist der einzige Beweis.
Auf seinem Stuhl, in seiner Großen Kreis
Sitzt König Assad. Seines Schleiers Wallen
Giebt Tod und Leben seinen Völkern allen.
Und Du stehst hier, die Lästerung im Munde,
Und predigst mir die unglaubliche Kunde:
Du wärst der Herr — und Er, was wär' er dann?
Beweis es mir, daß ich Dir glauben kann.

Assad.

Und giebt es nichts, was mir die Macht ersetzt?
Und siegt die Wahrheit denn nicht doch zuletzt?

Zakin.

Sie siegt, — wenn sie der Wille aufwärts trägt,
Mit ehr'nem Schwert den Weg durchs Dickicht schlägt.

Assad.

Und meinen Willen setz' ich ein zum Pfand,
Daß ich der wahre König hier im Land.

Zakin.

So sei es wahr! Der stärkre Wille siegt —
Der Stärkste soll dem Volke König heißen!
Geh hin, den Schleier vom Gesicht zu reißen
Dem Schattenkönig, wenn er unterliegt.

Doch nicht die Faust allein mit ihrer Stärke
Bringt Dir den Sieg in dem Vernichtungswerke.
Umsonst versprühst Du Deines Geistes Funken,
Bist Du vom heil'gen Lebensrausch nicht trunken:
Der Gottesstrahl, er leuchte in Dir auf;
Dein Wille sei der schimmernde Krystall,
In dem das Licht der Welt sich bricht und findet,
Der Faust und Geist unlöslich Dir verbindet,
Mit Gottes Erbe Eins Dich macht im All!

Assad.

Bist Du ein Dämon, dessen Feuerschlingen,
Mit ihrem Zauber meinen Sinn umfingen?

Zakin.

Ein Büßer bin ich und in jener Klause
In starrer Wildniß dort bin ich zu Hause.
Doch Gottes Kraft lebt in der welken Brust,
Der Menschheit Leid und Heil sind mir bewußt.
Ich kenne Dich und seh in Nebelferne
Aufblitzen jählings Deines Schicksals Sterne.
Der Schleier reißt entzwei, Dein Aug' sieht klar,
Der Sendung Wahrheit wird Dir offenbar.
Vom Gotte zu den Menschen steigst Du nieder —
In Deiner Brust findst Du die Gottheit wieder.

Gülnare (aus der Hütte tretend).

O mein Geliebter, sag', wo weilest Du?

Zakin.

Dort winkt der Kampf und hier die süße Ruh'.
Entscheide Dich!

Assad.

Ein Schwert, gieb mir ein Schwert!

Zakin.

Such' in der Brust die Waffe, Deiner werth!
Auf Deines Geistes Ambos leg' Dein Herz,
Laß helle sprühn die Funken himmelwärts,
Mit Deinem heißen Blute schweiß zusammen,
Was Du erhärtet in des Busens Flammen:
Dann schwing Dein Schwert! In Trümmer sinkt der Thron,
Und tausendfach wächst Deine Kraft im Streit,
Wenn Deines Volkes Wille sie geweiht!
Der wahre König ist des Volkes Sohn!

Assad.

Weißt Du den Weg zur Hauptstadt mich zu führen?

Zakin.

Nicht bess'ren Führer kannst Du Dir erküren.

Gülnare.

Du gehst — wohin?

Zakin (befehlend).

Das Weib, es bleibe hier!

Assad.

O nein! Gülnare, komm, Du ziehst mit mir!
Vor deren Aug' zuerst mein Schleier fiel,
An Deiner Seite kämpf' ich um mein Ziel.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

(Ein Palmenhain. Ausblick in eine schöne weite Landschaft. Links eine in einen Stein gefaßte Quelle, an der vorbei ein Weg vom Gebirge herunter führt.)

Erste Scene.

(Den Weg herab schreiten Zakin, Assad, Gülnare.)

Zakin.

Hier laß uns rasten!

Gülnare.

Sieh das schöne Thal!

Assad.

Kannst Du, o weiser Mann, denn nicht einmal
Den trägen Stunden rasche Flügel leih'n,
Daß sie mit sich im Flug die Meilen reißen!?

Gülnare.

O sieh doch, sieh, der schöne Palmenhain!

Zakin.

Ich hab' mich einen Zaub'rer nie geheißen.
Verweile nur! Gar bald wirst Du erfahren,
Weit besser, als die Stunden zu beflügeln,
Erscheint's, der Zeiten rasend Roß zu zügeln.
Könnt' ich Minuten wandeln mir zu Jahren,
Dann wär' das Leben werth, daß man es lebt;
Doch allzurasch der Augenblick entschwebt.

Eh' man ihm abgejagt, was er uns bringt,
Er tückisch unsrem Sehnen sich entringt.
Der wahre Feind der Welt, das ist die Zeit,
Die Alles zeigt von ferne, nichts gewährt,
Mit Feuerathem unser Mark verzehrt,
Eh' wir herangereift zur Ewigkeit!

Assad.

Mir klingen Deine Worte hohl und leer.
Doch nicht nach Worten dürstet es mich mehr —
Mich ruft die That!

Zakin.

Doch welche? Weißt Du's klar?
Ist Dir Dein Ziel auch endlich offenbar?

Gülnare (Blumen suchend).

Die schönen Blumen, sieh, ich will sie pflücken,
Bei unsrer Heimkehr unser Haus zu schmücken.
(Sammelt sie zu einem Strauße.)
Nicht wahr, mein Freund, wir kehren bald zurück
In unsern Wald, zu unsrem stillen Glück?

Assad (mit Zakin auf der Erde gelagert).

Mein Ziel!? Ich seh das Volk geblendet,
Den heil'gen Thron von Narrenwitz geschändet.
Das Scepter reiß ich aus der frevlen Hand,
Und seinen König geb' ich meinem Land!

Zakin.

Du irrst! Ist's nicht dem Volke gleich,
Ob Dich, ob jenen nun die Krone ziert?
Des Königs Räthe sind die Herrn im Reich,
Des Königs Schleier ist es, der regiert.
Der König selbst ist nur ein Schattenbild,
Der seines leeren Daseins Zweck erfüllt,

Wenn er in seines Herrscherthums Gepränge
Mit gnäd'gem Ohr hört Preis- und Lobgesänge.
Ziehst Du zu Felde gegen jenen Mann,
Der König Assad heißt mit stolzem Namen,
So geh allein! Ich aber kehre dann
Einsam den Weg zurücke, den wir kamen. —
Ich führe Dich! Als Starker sollst Du richten
Und eine Welt des eitlen Scheins vernichten.
Nicht um die Krone kämpfst Du, um des Sieges Feier —
Ich nenne Dir Dein Ziel: Des Königs Schleier!
Ein Spielzeug, wirf's zerrissen hin den Winden,
Dann wirst Du auch den wahren König finden!

Assad (träumend).

Erklangen diese Worte mir nicht schon?

Zakin.

Aus Deinem Innern kamen sie, mein Sohn!
Zwei Stimmen klingen in des Menschen Brust
Und ringen um die Macht in seinem Geist.
Und wenn Du erst von diesem Kampfe weißt,
Dann bist Du Deines Menschenthums bewußt:
Das Erbe Gottes, Willenskraft, die Eine,
Zeigt Dir den wahren Weg zur Menschlichkeit —
Die Andre aber, thierisch, das Gemeine,
Die Sinne Dir den ird'schen Lüsten weiht.
Und willst Du beide auch mit Namen nennen,
So lerne Willen von Verlangen trennen.
Du hörst in andrer Menschen Rede nur
Die Stimme Deiner eigenen Natur.
Du liebst und hassest nur Dich selbst in Allen,
Hörst nur die eignen Worte wiederhallen
In meinem Mund. Was fremde Töne sind,
Das rauscht an Deinem Ohr vorbei im Wind.
Ich steh vor Dir, ein Theil von Deinem Sein,
In Deines eignen Denkens Widerschein!
Ich bin der Wille — und Du sei die That.

Gülnare (aus dem Hintergrunde kommend).

O seht nur, eine Caravane naht!
Wie schimmert helles Licht auf Sammt und Seide,
Seht nur den Mann im reichen Scharlachkleide
Und seinen Troß, mit Schätzen reich beschwert
Und Reis'ge viel, in Gold und Stahl bewehrt.
Ist es ein Fürst?

Zakin.

Ein Fürst des Handels bloß.
(Zum auftretenden Mirdech.)
Ich grüße Dich, Mirdech!

Zweite Scene.

(Vorige, Mirdech, gefolgt von zwei Negersklaven. Im Hintergrund lagert sich eine Caravane.)

Mirdech.

Welch seltnes Los
Führt Dich, den weisen Heil'gen aus dem Wald
Zum Thor der königlichen Stadt so bald?
Erst wenig Tage sind's, daß wir uns sahn.

Zakin.

Und wieder siehst Du mich dem Tempel nahn,
In dem, vor dem Altar aus eitlem Gold
Die Priester in der Weltenlüge Sold
Anbetend knien vor einem hohlen Bild,
Das eines Schleiers Gaukeltrug verhüllt.
Ich geh zur Stadt, wo auf des Königs Sitz
Statt Königsweisheit thront ein Narrenwitz.
Ich geh zur Stadt zu strafen und zu rächen,
Jahrtausend alten Bann des Trugs zu brechen.
Ich geh zur Stadt und meinem Willen fand
In jenem Mann ich des Vollstreckers Hand.

Mirdech (zu Assad).

Sei mir gegrüßt, o Fremdling! Mein Gebet
In diesem Kampf an Deiner Seite steht!

Assad.

Ich danke Euch! Doch Euer Angesicht
Verräth, daß Euer Gott der meine nicht.
Du bist ein Nadji!

Mirdech.

Ja, den nenn ich mich!
Dieselbe Erde trägt mich so wie Dich.
Ist nicht das Weltgesetz für uns das gleiche?
Umgiebt Dich andres Licht und andre Luft,
Und winkt Dir endlich eine andre Gruft
Als in der Erde stillem Todtenreiche?
Und Erde, Luft und Licht, Gesetz der Welt,
Sind meinem Gott wie Deinem gleich gestellt.
Nach Gottes Schleier greif' mit kühnem Wagen
Und hab' den Muth, den Anblick zu ertragen.
Nicht einen Namen bete an im Staube,
Das Weltgesetz ist wahrer Gottesglaube.

Assad.

Du sprichst als Nadji. War's nicht Dein Geschlecht,
Das für sich ganz allein nahm Gottes Recht?
Als Ihr herniederstiegt aus Wüstensand,
Aus Eurem Reich vertrieben und verbannt,
In Trümmern lagen Eures Tempels Hallen,
Ihr aber trugt noch immer hoch das Haupt,
Der kühne Glaube war Euch nicht geraubt,
Daß Gott erwählte Euer Volk vor allen.
Du predigst Gleichheit. Ist der Stolz verflogen,
Hat Eurem Volk Gott seine Huld entzogen?

Mirdech.

Wir gingen hin durch Elend und durch Schmach,
Und alter Fluch ging unsren Fersen nach.
Wir waren elend, weil wir uns vermessen,
Die hohen Weltgesetze zu vergessen.
Wir nahmen ein Symbol für Gottes Wort
Und Priestertrug für unsrer Weisheit Hort.
Wir büßten schwer für unsren stolzen Muth,
Versickern wollte träge unser Blut —
Da sprang mit einmal auf des Kerkers Thor,
Die Fesseln fielen alter Sklaverei,
Wir waren Menschen wieder, waren frei!
Nicht Lästerung tönt mehr an unser Ohr,
Wir waren Bürger, durften frei uns regen;
Und golden grüßt der neue Freiheit Segen.

Assad.

Ich weiß, der König Assur macht' Euch gleich
Den Bürgern allen in dem Königreich.
Doch finster blickt Dein Aug. Was wollt Ihr noch?
Der alte, stolze Hochmuth, lebt er doch?

Mirdech.

Ja, im Gesetze sind wir frei und gleich
Den Bürgern allen in dem Königreich;
Und Aemter, Rang und Würden stehn uns offen;
Wir dürfen, unsrer Kraft vertrauend, streben,
Des Landes Wohlfahrt weihend unser Leben,
Auf Einigkeit mit unsren Brüdern hoffen.
So steht es im Gesetz, so war's erlassen.

Assad (für sich).

So ließ mein Vater es in Worte fassen.
(Laut.) Nun weiter — sprich, nun was ist Dein Begehr?
Was wollen nun die Deinen denn noch mehr?

Mirdech.

Gerechtigkeit! Denn ich, ich sage Dir,
Die Gleichheit siehst Du nur auf dem Papier.
Verschlossen bleibt uns Amt und Rang,
Nicht weil wir ungeschickt, sie zu erreichen,
Nur weil wir unsern armen Vätern gleichen,
Die man gefesselt und gedrückt so lang.
Des Reichs Gesetze achten unsern Gott,
Und wer an unsrem Glauben übet Spott,
Der wird bestraft; so war's des Königs Willen.
Doch laß den König wandern durch sein Land,
Mit offnem Aug, von Niemandem erkannt,
Hört Haß und Läst'rung er sein Ohr umschrillen:
Wir sind des Landes Fluch, der Seuche gleich.
Verderbniß, Elend bringen wir dem Reich —
Und könnt man eine Meute auf uns hetzen,
Uns wilde Rüden an die Ferse setzen,
Befrei'n das Land von unsres Volkes Plage,
So wär das Segen. Also geht die Sage!
Die neue Freiheit hat mit neuen Trieben
Die Brust gefüllt, der alter Stolz geblieben.
Wir traten hoffend in der Kämpfer Reih'n
Und glaubten wirklich, Allen gleich zu sein.
Doch für den Radji giebt es nur den Hohn
Als seines ganzen Strebens einz'gen Lohn.
Er ist ein Radji! Seiner Väter Kind,
Die unstät waren wie der Wüstenwind,
Die man gepeitscht, verachtet und gejagt,
Und die nur Gott ihr tiefes Leid geklagt.
Er ist ein Radji! Ist ein fremder Gast,
Den man mit Füßen tritt und den man haßt.
Doch König Assad's Aug umhüllt ein Flor,
Wir schrei'n umsonst zu seinem Thron empor.

Assad.

Und einen Großen seh ich doch in Dir:
Ein Kaufherr reich an Schätzen und an Würde.

Schwer lastet auf Kameelen goldne Bürde,
Und wunderbar ist Deines Schmuckes Zier!
Dem überreichen Bettler glaubt man nicht.

Mirdech.

Doch ihn zu hören ist des Königs Pflicht.
Ein Bettler ist er auch im goldnen Kleid,
Und allem Elend ist sein Haupt geweiht.
Ein Bettler ist er, der nicht kaltes Gold,
Der eine warme Bruderhand gewollt.
O höre mich, geh meine Worte tragen
Zum Königsthron! Laß seine Huld uns tagen!
In Kerkerfesseln lebt manch hundert Jahr
Fast vogelfrei und rechtlos unsre Schaar.
Wir fragten uns in bitterer Bedrängniß,
Wenn über uns der Herren Peitsche knallte,
Von Mordruf unser Tempel widerhallte:
Wer gab uns Schmach zu ewigem Gefängniß?
War's Gottes Spruch, der uns dem Thier gesellte?
Wer war der Richter, der in seinem Buch
Für uns gefunden der Verdammten Fluch?
Wo blieb das Licht, das uns die Nacht erhellte?
Verschlossen blieb des Menschenthumes Pforte
Für uns; zur Lüge fälscht man Gottes Worte
Von gleichem Bruderrecht und Menschenfrieden,
Und unsre Herzen fragten wir, die Müden:
Warum so übervoll des Leidens Schale,
Warum für uns kein Platz am Liebesmahle?
Da krampften unsre Herzen sich zusammen.
Wir aber schwiegen still, und Racheflammen
Erstickten wir mit Asche. Finster ward
Der Jungen Blick, der welken Greise Art —
Wir schwiegen still. Doch in der Brust, da saß
Die bange Frage nach Gerechtigkeit,
Ein gift'ger Wurm, und sein Zahn, das Leid,
In unsrem Herzen immer weiter fraß.

Der Haß war es, der endlich Antwort gab,
Und der emporstieg aus dem Modergrab, —
Worin mein lebendes Geschlecht gehaust, —
Das Schwert der Rache in entfleischter Faust.
Aus Eurem rothen Gold war dieses Schwert,
Ihr selbst habt unsre Rache so bewehrt.
Ihr nahmt uns unser Blut und unser Recht,
Wir nahmen Euer Gold! Der Tausch war schlecht. —
Nicht wahr — die Zeit der Rache ist vorbei;
Die Knechtschaft fiel, wir sind ja wieder frei?!
Doch wenn die alten Ketten wieder klirren,
Und gift'ge Pfeile um das Haupt uns schwirren,
Dann zuckt in unsrem Aug die alte Gluth:
An unsrem Golde, da klebt unser Blut! —

(Die Caravane setzt sich wieder in Marsch.)

Lebt wohl! Mein Weg führt dort ins Weite;
Auf Eurem Pfad mein Segen Euch geleite!

(Ab.)

Dritte Scene.

(Vorige ohne Mirdech.)

Gülnare

(singt hinter der Scene; man sieht sie von Zeit zu Zeit im Hintergrund auftauchen, mit ihren Blumen beschäftigt).

Wie ist mein Herr so stark an Macht, —
Wie seid Ihr, Blümlein, lieb!
Was war es, das ihn zu mir trieb,
Daß er in Treuen bei mir blieb,
Was hat mir dies Glück gebracht?

War es der Sturmwind aus der Höh'?
O sag, mein Blümlein, sag!
Er weht so stolz durch grünen Hag,
Daß ich ihn selbst nicht fragen mag.
War es der Sturmwind aus der Höh'?

War es ein Gott vom Wolkenthron?
Der Gott, der Dich blühen heißt,
Der Gott, der dem Blitze die Straße weist,
Der Gott, dessen Hauch die Welt umkreist?
War es ein Gott vom Wolkenthron?

War es das Herz in seiner Brust?
O Rose, gieb mir es kund!
Find ich die Antwort an seinem Mund
In dreimal seliger Liebesstund,
In dreimal göttlicher Lust?

(Die Stimme verliert sich.)

Zakin

(ist während der Scene mit Mirdech hinter diesem gestanden. Da Mirdech abgeht, folgt er ihm einige Schritte den Bergpfad empor, von wo er, die Augen mit der Hand überschattend, während Gülnare's Gesang, der fortziehenden Caravane nachsieht. Nun kommt er zurück auf Assad zu, der stumm und nachdenkend vorne steht).

Ein weiser Mann! Ich kenn ihn lange schon.
Den König aber frag' auf seinem Thron:
Sind jene Radjis Bürgern gleich im Land?
Sind Ihnen gleiche Rechte zuerkannt?
Ist jener Stamm der Radjis nur ein Gast?
Ist er ein Feind, dem Landeswohl verhaßt?
Was ihnen bührt, es komme an den Tag,
Wie auch der König sie benennen mag:
Ob Bürger, Gäste, feindliches Geschlecht.
Sind sie ein Feind, so mög er sie vernichten!
Dem Gaste zoll er heil'gen Gastrechts Pflichten!
Dem Bürger aber gebe er sein Recht!

Vierte Scene.

(Vorige, Gülnare, Saïd hereinführend.)

Gülnare.

Hierher, mein Freund, dort steht ein weiser Mann,
Der Euch die richt'ge Straße zeigen kann.

Saïd.

Verzeiht! In jener Wildniß ging ich fehl.
Weist mir die Straße zu des Königs Sitz!

Zakin.

Wo kommt Ihr her? Ihr scheint mir fremder Art.

Saïd.

Ein Sänger bin ich! Heimathlos, verirrt —
Aus ferner Gegend komm ich, wo die Pest
Im Leichenmantel durch die Straßen schreitet.
Dort ging ich mit dem Arzte in die Hütten
Und sah die Kranken siechen und verderben.
Die Wunden sah ich und des Sterbens Grinsen,
Ich hört den Wehschrei, der im Seufzer endet,
Im Todesseufzer, der die Brust zersprengt.
Was ich geschaut, ich will es treulich sagen
Dem König und dem Volk.

Assad.

Willst Trost Du spenden?
Dem Tode selbst ein mildes Antlitz leih'n?
Von unsrem Haupt die bösen Sorgen wenden,
Das Leben schmückend mit der Dichtung Schein?

Saïd.

Nicht Schein, — die Wahrheit will ich Euch verkünden!
Ich sing nicht Trost, ich scheuche nicht die Sorgen!
Ich banne sie in meinen Zauberkreis,
Ich heiß sie öffnen ihren bleichen Mund.
Die Wunden zeig ich und des Todes Antlitz!
Ich bin ein Seher, denn ich bin ein Dichter.
Der Seher aber soll die Wahrheit künden,
Und einz'ge Wahrheit ist das Menschenleid!
Weit ist die Straße, die ich hergeschritten,

Und namenloses Wehe sah mein Auge:
Dem stummen Leid geb ich lebend'ge Sprache,
Die schwere Zunge löse ich dem Schicksal.
Kling auf, mein Wort, der König soll Dich hören!

Zakin.

Wie soll Dein Wort des Königs Ohr bezwingen,
Wie soll es durch des Schlosses Mauern dringen?

Saïd.

Ja Du hast Recht! Des Königs Ohr verhüllt
Der heil'ge Schleier! Niemals hört er mich.
Allein sein Volk, ich seh es zu mir strömen
Und meinen Worten lauschen, seh es trinken
Die wahre Lehr, die ich im Herzen trage.
Ich singe nicht von schönen Traumgebilden,
Ich kenne nicht den Weg ins Fabelland.
Der Wirklichkeit entreiß ich ihr Geheimniß,
Dem ewigen Gesetze sing ich Hymnen,
Das zu mir spricht im ew'gen Menschenleid.

(Ein Wolkenvorhang senkt sich über den Hintergrund.)

Stumm war das Leid, — ich leih ihm Donnerworte.
Ich steige nieder zu dem Quell des Schmerzes
Und schöpf die dunkle Fluth aus seiner Tiefe.
Ich habe sie gekostet, und der Trank
Ließ mich die Sprache der Natur verstehn.
Du stolzer König, zitt're auf dem Thron:
Der Dichter ist's, der Deine Herrschaft stürzt
Und Deines Königsschleiers Trug vernichtet.
So lang das Volk nicht sieht der Ketten Eisen,
Die in das Fleisch ihm schneiden Tag für Tag,
Ist es ein Sklave, der den Schmerz verbeißt.
Doch ich, ich will ihm seine Ketten zeigen,
Und ich will singen, wenn es sie zerreißt!

(Die Wolken heben sich; aus dem Hintergrunde rücken unabsehbare Schaaren nach vorne: Arbeiter, Landleute, Bürger, Bettler — ein ganzes Heer in stummen geschlossenen Kolonnen.)

Das sind die Schaaren, die mir folgen werden.
Sieh hier das Heer, das Leid und Schmerz geeint,
Das unabsehbar wie der Ozean
Mit seinen schweren Wellen mich umfluthet.
Und über Eure Wogen schreit ich hin,
Von Gischt umsprüht, von Eurer Kraft getragen.
Ich hör', was aus der Tiefe murmelnd quillt,
Die Worte hör' ich, die die Brandung brüllt,
Wenn tosend sie um morsche Felsen stürmt.
Und jene Felsen bröckeln und zerfallen;
Bald schlägt die Stunde, wo sie donnernd sinken;
Und ebnend über ihre letzten Trümmer
Hinwogt das Meer mit ewig gleicher Fluth.
Ich seh Dich sinken, Trug auf Königsthronen,
Ich seh Dich sinken, priesterliche Lüge!
Verschwunden seid Ihr, alte Herrenrechte,
Die an Geburt, an Titel sich geklammert!
Die eigne Kraft, das eigne Herzensblut,
Das ist der Einsatz für das neue Leben.
Es braust in allgewalt'ger Harmonie
Der Athem Gottes durch die freie Welt —
Und Gleichgewicht — das ist der Welt Gesetz!
So gebt und nehmt — so sät und erntet —
Und ich, der Dichter, will die Wage halten.

Zakin.

Der Freiheit sei des Dichters Lied geweiht.
Doch Freiheit heißt nicht Führerlosigkeit.
Das Leid der Welt laß den Gesang durchziehn,
Und auf des Thrones Stufen trete hin;
Zum König wende Deinen freien Blick,
In seinem Aug' steht seines Volks Geschick.
Er hör' durch Dich, was seines Volkes Herz
Durchzuckt im Sehnen und bewegt im Schmerz.
Du sei der Mittler, und der Dichtung Lied
Dem Volk und König ein verbindend Glied.
Nicht grimme Feinde nur sind Fels und Meer.

Die Sonne gießt ihr Gold wohl über beide,
Versöhnt mit mildem Strahl das Sein dem Leide,
Verstreut in Frieden rings Dein wildes Heer.
Die Lüge nur sinkt in des Abgrunds Tiefen!

Saïd.

Des Abgrunds Stimmen mich zum Kampfe riefen!
Wo ist der Führer, dem wir glauben sollen?
Wo ist das Auge, dessen Blick uns grüßt?
Des Königs Schleier ist ein falsch Gebild,
Das eine Puppe seinem Volk verbirgt.
Er tret hervor, und ich will mit ihm sprechen,
Zu seinem Menschenherzen will ich reden,
Die Noth will ich ihm zeigen und das Elend,
Sein Volk will ich ihm zeigen wie es ist!

(Auf das Heer zeigend.)

Das ist das Volk! Zum Königsthron empor
Schlägt nur der Schaum, von blankem Schein vergoldet.

Zakin (zu Assad).

Das ist Dein Volk! Nun führ es an zur Schlacht!
Aus seiner Hand empfang aufs Neu' die Macht!

(Er giebt Assad ein Schwert.)

Assad.

So kommt! Mit diesem Schwert reiß ich entzwei
Des Schleiers Trug! Mein Volk! Nun seh ich frei!

Fünfte Scene.

(Verwandlung: Der Platz vor dem königlichen Palaste. Den Hintergrund nimmt eine kolossale Freitreppe ein, die zu einer Terrasse emporführt, auf der der Thronsessel steht. Vor den Stufen [Mitte der Bühne] ein Altar, auf dem eine Opferflamme brennt. Rechts und links Tempelgebäude. Rechts und links [im Hintergrund] münden Gassen.)

(Auf dem Throne Mostan im königlichen Schmucke, ihm zur Seite Thamar und Große des Reiches. Hinter dem Throne Sklaven, auf den Treppenstufen Garden. Chorgesang hinter der Scene; aus dem Tempel rechts kommt ein Priesterzug, Cordu an der Spitze.)

Chor der Priester.

Steige empor
Zum Himmel empor
Lohende Flamme!

Cordu (zu Mostan).

Ich flehte um des Himmels reichsten Segen
Für Dich, o Herr, in innigstem Gebet,
Daß Ruhm und Glanz erstrahl auf Deinen Wegen
Im Sonnenpurpur Deiner Majestät!

Chor der Priester.

Steige empor
Zum Himmel empor
Lohende Flamme!
Steige empor
Zum Himmel empor
Glühende Sonne!
Steige empor
Zum Himmel empor,
Assad, Dein Ruhm!

Mostan.

Ich dank Dir, Priester! Aber künde mir,
Was giebt Gewähr mir für des Himmels Gnade?

Cordu.

Du wandelst, Assad, auf der Väter Pfade,
Ihr Angedenken preise ich in Dir!

Mostan.

Kannst Du die Grenze meiner Macht mir sagen?

Cordu.

Wer könnte mit Gedanken sie umjagen?
So weit Dein Wille reicht, geht Deine Macht.
Befiehl, und Alles wird Dir dargebracht,
Wonach Dein Aug verlangt, Dein Herz sich sehnt.
Was unerreichbar Du vielleicht gewähnt —
Ein Wink von Dir, und Deine Sklaven fliegen,
Um ihres Herren Wunsche zu genügen.
Befiehl, und Jubellieder hörst Du schallen,
Befiehl, und Trauer greift ins Herz uns Allen.
Befiehl, wenn unbequem Dir scheint ein Haupt!
Befiehl, und Deinem Worte wird geglaubt,
Als käm' es donnernd aus der Wetterwolke.
Befiehl, o Herr, gehorchet wird im Volke!
Ein Wort von Dir, in Waffen steht Dein Heer,
Von blanken, scharfen Eisen wallt ein Meer
Und seiner Wogen Kämme krönt der Sieg.
Ein Wort von Dir, und freudig in den Krieg
Geht, Herr, Dein Volk, und wär' es in den Tod
O König, unbegrenzt ist Dein Gebot!

Moftan.

Doch wenn ich andre Sprache führen möchte,
Fänd ich auch dann so willig treue Knechte?
Nimm an, ich stünd' auf dieses Thrones Stufen
Und spräch zum Volke, das ich hergerufen:
Die Schwerter werfet all von Euch, die Schilde,
Ich bin ein Fürst der Gnade und der Milde.
Zur Pflugschar wandle ich der Waffen Eisen,
Den Weg zum Frieden will dem Volk ich weisen.
Zum Frieden! O mein Volk! Bei diesem Klang
Wach auf, erhebe Dich! Dies ist das Wort
Das in sich schließet Deines Glückes Hort!
Nun, Priester, stimme an den Lobgesang
Und preis den Herren, der das Schwert zerbricht,
Der seinen Thron nicht stützt auf Heer und Waffen!

Ich will mir eine beſſ're Stütze ſchaffen,
Des Thrones Hut geb' ich in andre Pflicht.
Ein Heer der Arbeit ſeh ich wallend kommen!
Heran! Ihr ſeid's, die ich in Eid genommen.
Ihr ſollt das Reich mir weiten und erhöhn,
In Eurem Rang will ich der Erſte ſtehn.
Da ragt ein Baum, ein Schild trägt er am Aſt —
Die Axt hab' ich mit ſtarkem Griff erfaßt
Und ſchwing ſie hoch! Zu Boden, morſcher Baum,
Du ſtehſt im Wege uns, wir brauchen Raum!

Cordu.

O Herr, verzeiht, Ihr ſprecht im Ernſt wohl nicht.
Ihr ſeid ein König, denkt der Königspflicht!
Denkt Eurer Ahnen, die mit ſtarker Hand
Ein eiſern Scepter ſchwangen übers Land.

Moſtan.

Weil ſie es thaten, muß auch ich es thun?

Cordu.

Nur loſe darf das Schwert im Gurte ruhn.
Gedenket, Herr, was Eurer Würde Zeichen:
Das Schwert, den Schleier mußte ich Euch reichen,
Als Ihr zum König wurdet ausgerufen.
Ihr ſtandet hier, auf eben dieſen Stufen
Und ſchwuret Treue dem vererbten Recht!

Moſtan.

So ward der König ſeines Schwertes Knecht!
Vererbtes Recht, vererbte Königspflicht
Legt ſich verdüſternd mir vors Angeſicht —
Hinweg — bei Gott, ich reiß entzwei
Des Königs Schleier! — —

(Mit anderer Stimme, lächelnd zu Thamar und Cordu.)

Seht, es iſt vorbei,

Erschrecket nicht, es war ein Scherz ja blos,
Ein lautes Denken, ganz bedeutungslos!

(Zu Thamar.)

Ich seh Dir's an, Du hattest schon im Stillen
Den Plan zu der Empörung ausgedacht,
Mit der Du Deines tapfern Heeres Willen
Dem Friedenskönig hättest beigebracht.
Ein andermal! Für heute seid entlassen!

(Thamar und Cordu mit tiefer Verbeugung ab.)

Moftan (allein).

Wie sie den Narren in mir ahnen — und ihn hassen!
Doch wär ich König jetzt, gebunden nicht
An Assad's Wort und meines Eides Pflicht,
Ich wüßte wohl, was königliches Thun!
Ich wollt' auf meinem Königssitz nicht ruhn,
Bis ich auf Trümmern der vererbten Macht
Mir aufgebaut des wahren Thrones Pracht;
Doch mit der Kelle, nicht mit blut'gem Schwert.
Und Abertausende rief ich zum Werke
Und in der Arbeit fänd ich meine Stärke
Und mit dem Frieden hätt' ich mich bewehrt! —
So halt ich Platz für Einen, der da naht.
Wohl Dir, wenn Du erkannt die Königsthat!
Dann will ich freudig Dich als Herren preisen,
Doch kommst Du wie Du gingst, dann soll Dir weisen
Ein Narr in seinem Zorne Deine Bahn!

(Aus der Ferne dumpfes Brausen einer immer näher kommenden Volksmenge.)

Thamar (hereinstürzend).

O Herr, dumpfgrollend zieht das Volk heran. —

Moftar.

Vieltönig dringt ein Lärmen an mein Ohr.
Was will das Volk vor des Palastes Thor?

(Er steigt einige Stufen herab.)

Thamar (links hinausblickend).

Zu Tausenden seh ich die Menge schwellen.
Soll ich mit Wachen den Palast umstellen?

Mostan.

Du willst dem Volke Trotz zu bieten wagen?
Mein edler Feldherr, Thamar, laß Dir sagen:
Das Volk, das ist der wahre König hier,
Das Volk ist Herr und seine Diener wir.
Und will das Volk mit seinem König sprechen,
Ich steh ihm Rede!

Thamar.

Herr, verzeiht!
Das heißt Jahrhundert alte Sitte brechen.

Mostan.

Mein Freund, vor Sitte geht Gerechtigkeit!

Thamar (wie oben).

Die Menge wogt heran in wildem Drange —
Erlaubt, daß ich mit Lanzen sie empfange.

Mostan.

Du bleibst! Ich glaube, noch gilt hier mein Wort!

Thamar.

Sie kommen her, an den geweihten Ort!

Sechste Scene.

(Vorige, Assad, Zakin, Saïd, gefolgt vom Volke. Später Gülnare. Assad dringt mit seinem Anhang bis in die Mitte der Bühne und tritt dann vor. Einen Augenblick lautlose Stille.)

Assad (einen Fuß auf die unterste Stufe setzend, zu Mostan).

Du bist es, der sich König nennt im Land?

Mostan.

Der König dieses Reichs werd' ich genannt!

Assad.

Doch Du bist's nicht! Falsch ist Dein Purpurkleid,
Der Krone Heiligthum hast Du entweiht.
Ein Narr bist Du! Die Schellenkappe Dir!
Hinweg mit der erlognen Königszier!

Mostan.

Ein Narr bin ich! Nun denn, Du redest wahr.
Doch wer bist Du und was will Deine Schaar?

Assad.

Den König Assad siehst Du vor Dir stehn.

Mostan.

O Herr, ich hab' den König nie gesehn.
Du sagst es mir in dieses Volkes Kreis:
Wohlan, so gieb uns dafür den Beweis.
Ich bin des Königs Narr, ich künd es laut!
Es war an jenem Tag der Wiederkehr,
Da ließ der König heimlich Zelt und Heer.
Wohin er ging, hat er mir anvertraut.
Er kehrte nicht zurück. Sein Wort zu wahren
Zog ich als König ein mit seinen Schaaren.
Des Königs Schleier deckte mein Beginnen.
Ich dient dem Königthum mit treuen Sinnen;
Ich ging getreulich eng umschriebne Bahn,
Den Willen meines Raths hab' ich gethan.
Der König kehrt zurück — und ich bin frei,
Und meine Stellvertretung ist vorbei.

(Er nimmt den Schleier ab.)

Ihr Alle kennt mich, kennet mein Gesicht!
Ich heiße Mostan, bin der König nicht.
Doch sage, wer bist Du und wer kennt Dich?

Thamar.

Ein Fremder bist Du uns. Wer bist Du? Sprich!

Assad.

Du Sklave, kennst Du Deinen Herrn nicht mehr?

Mostan.

Verschleiert ging der König durch sein Land;
Sein Angesicht blieb Allen unbekannt.
Wer also soll Dich kennen, sag uns, wer?

Thamar.

Beweise es, daß königlich Dein Blut,
Daß Deiner Ahnen Segen auf Dir ruht!

Mostan.

Der König sprach, er sei des Himmels Sohn,
Auf Gottes Gnade stütz er seinen Thron!
Nun denn, die Opferflamme brennt auf dem Altar:
So tritt heran, thu durch ein Wunder dar,
Daß Gottes Macht an Deiner Seite steht,
Der Himmel schützet Deine Majestät.

Thamar.

Es sei! Ein göttlich Wunder uns beweist,
Daß König Assad, Assur's Sohn, Du seist.

Assad (auf das Volk zeigend).

Die Stimme Gottes höre ich in Euch.
Auf Eure Gnade stütze ich mein Reich!
Nicht weil ich Assur's Sohn, der wiederkehrt,
Steig ich empor des Königsthrones Stufen.
Dies Eisen ist nicht meiner Väter Schwert —
Sein flammend Leuchten hat Euch doch gerufen!

Von Eurem Leid und Wehe ward mir Kunde.
Hier stehe ich und schwör's mit treuem Munde:
In Eurem Herzen steht mein Königsthron,
Der wahre König ist des Volkes Sohn!

Mostan (sich vor Assad niederwerfend).

Heil Dir, mein König, laß zu Deinen Füßen
In Deinem Wort des Reiches Heil begrüßen!

Assad.

Steh auf, mein Freund, Du thatest Deine Pflicht,
Nun sieh dem König frei ins Angesicht.
Des Königs Schleier fiel, mein Blick ist klar;
Des Königs Sendung ist mir offenbar!

Das Volk (in jubelndem Chor).

Heil und Preis Dir, König Deines Volkes!

Assad.

Dir aber danke ich, Zakin, vor allen —
(Zakin ist verschwunden; an seiner Stelle steht Gülnare.)

Gülnare.

O Herr, Dein Auge ist auf mich gefallen —

Assad (träumend für sich).

Du warst ein Theil von meinem eignen Sein
In meines eignen Denkens Widerschein! —
(Laut zu Gülnare.)
Dort ist Dein Platz! Auf unsrem Throne dort
Ertöne mir Dein lieblich süßes Wort.
An Menschenleid will ich mein Tagwerk wenden,
Dann komm zur Nacht, das Glück in Deinen Händen.
(Er steigt mit ihr die Stufen empor.)

Rostan.

Ein neuer Tag zieht auf im Purpurkleid,
Zu Thale sind die Nebel all gesunken.
Wo ist der Dichter, der, vom Gotte trunken,
Sein Lied dem jungen Morgenrothe weiht?

(Assad sitzt mit Gülnare auf dem Thron; Saïd schreitet die Stufen empor.)

Saïd.

Von Deinem Volk steig ich zu Dir empor.
Kling auf, mein freies Lied, zu Deinem Ohr!
Dem Volke bin ich so wie Du entsprossen,
Und in der Wahrheit Dienst sind wir Genossen!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.



